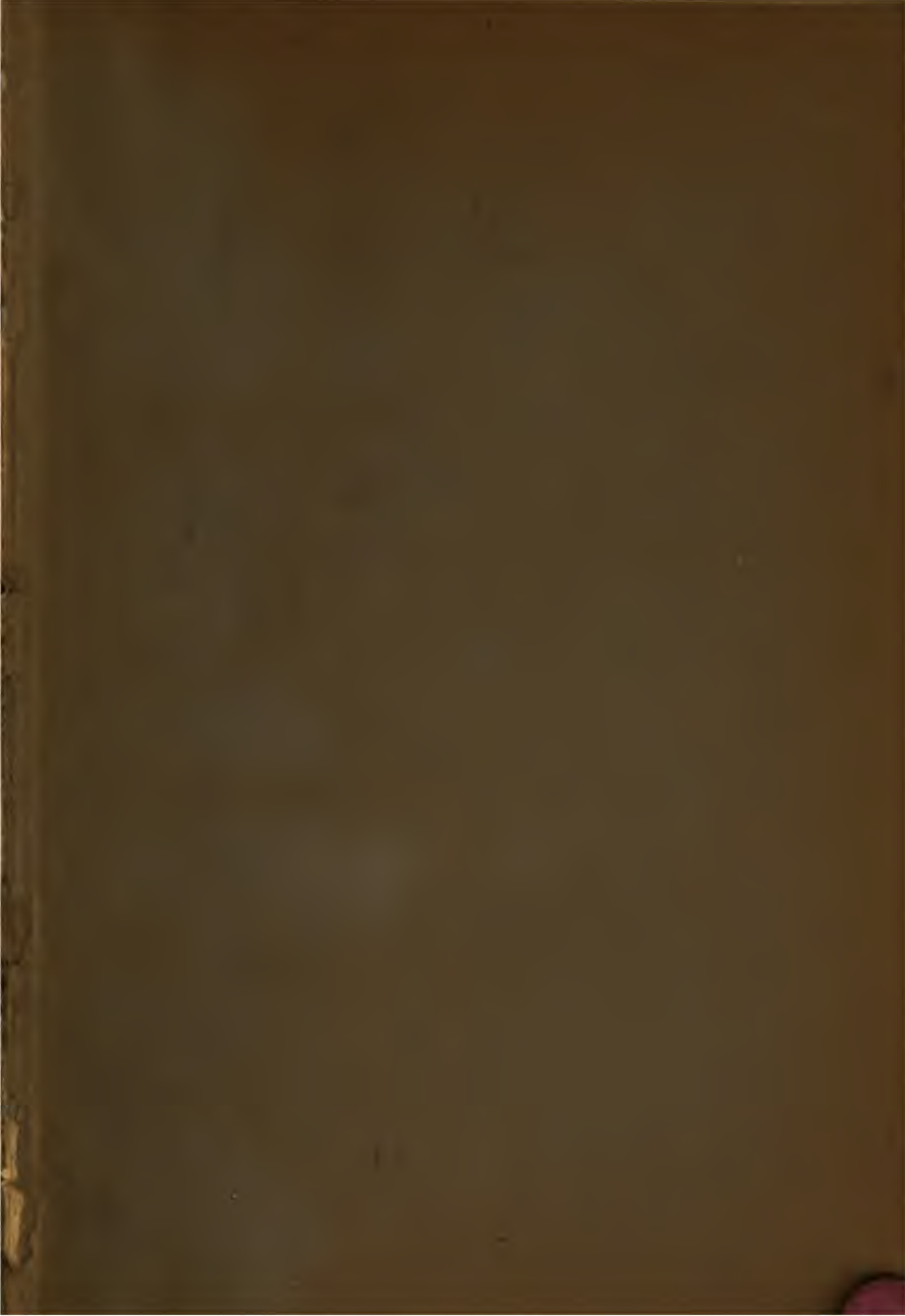
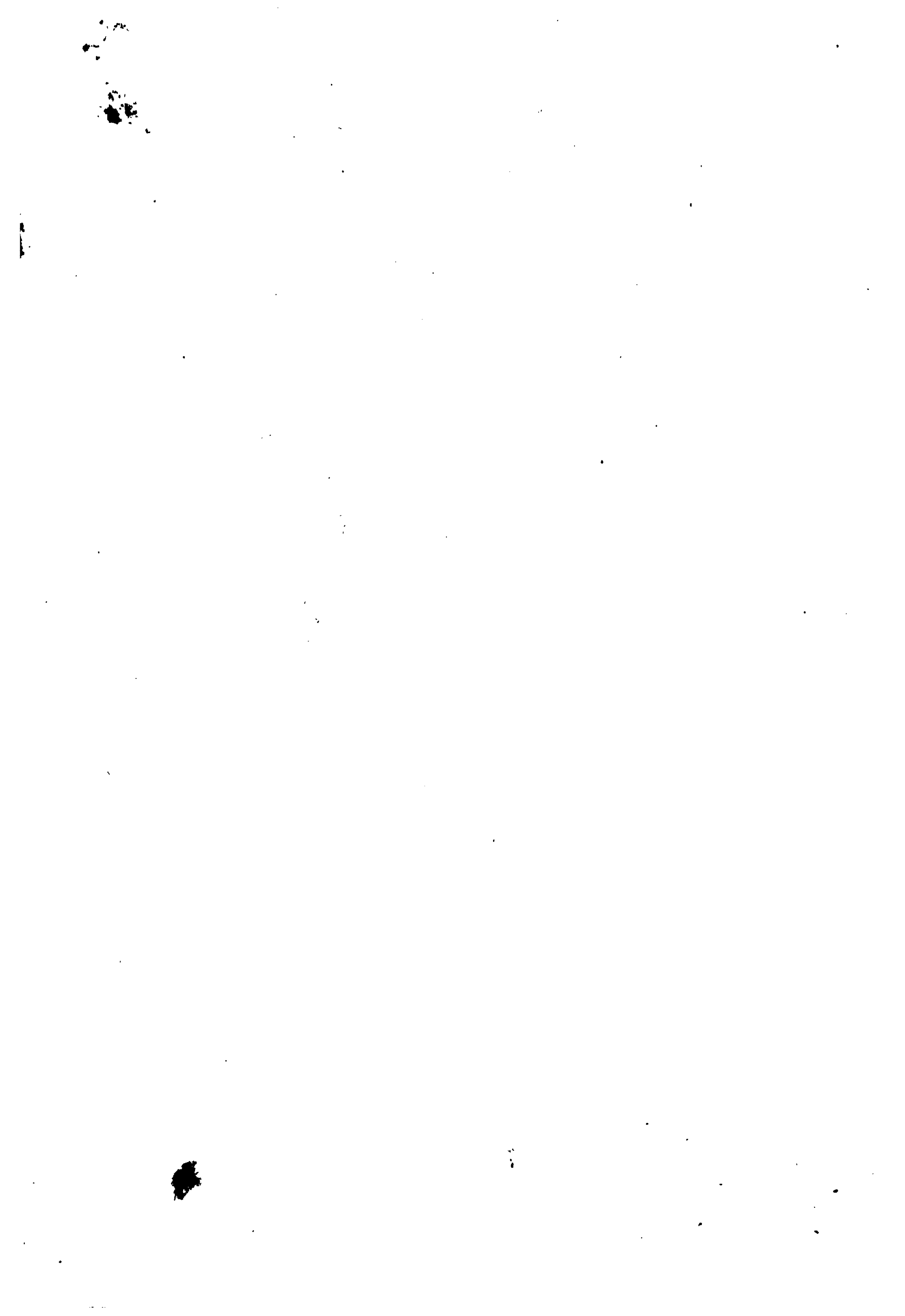








S. M. S. „Möwe“ in der Südsee

Reise

auf

S. M. S. „Möwe"

Streifzüge in Südseekolonien und Ostasien

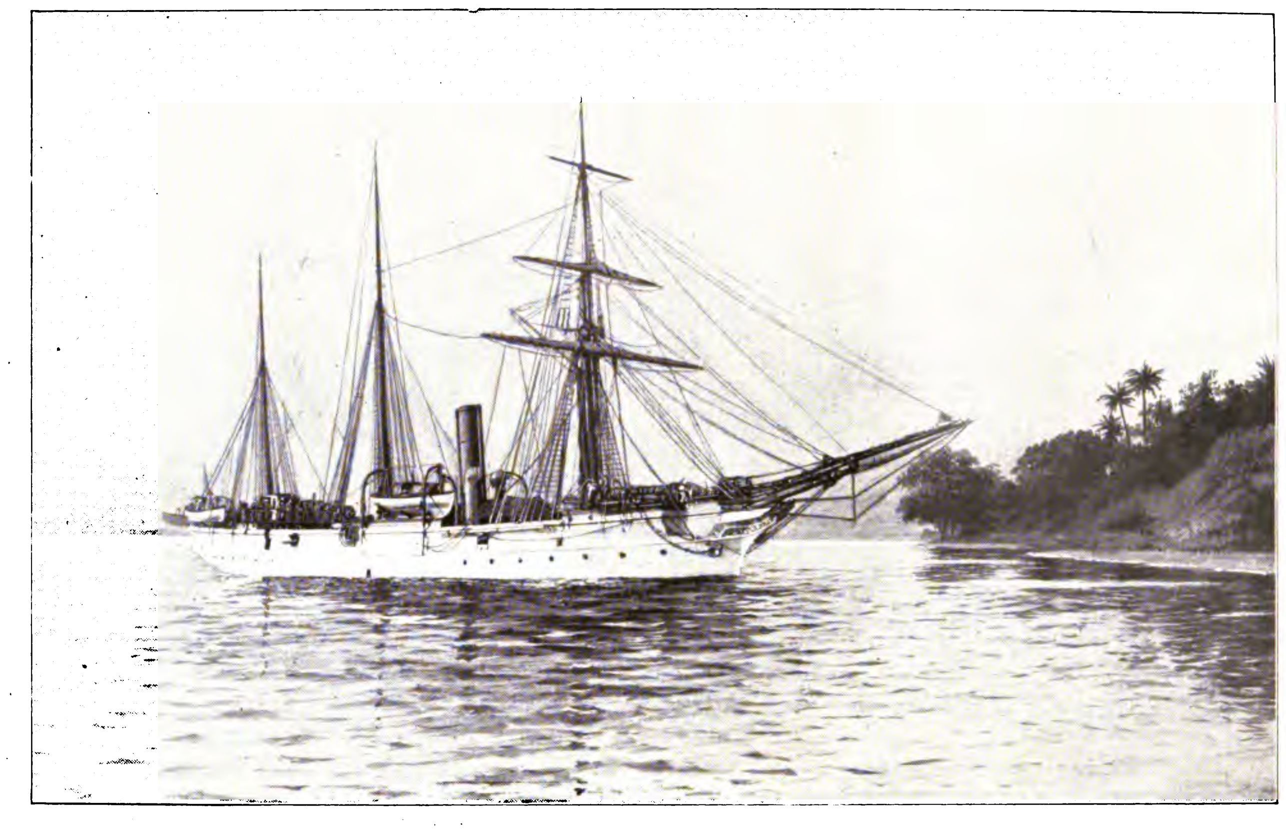
von

Johannes Wilda

Mit 19 Vollbildern und einer Karte



Berlin
Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur
1903



S. M. S. „Möwe“ in der Südsee

Reise

auf

S. M. S. „Möwe“

Streifzüge in Südseekolonien und Ostasien

von

Johannes Wilda

Mit 19 Vollbildern und einer Karte



Berlin
Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur
1903

Meiner Frau,

meinem besten Lebenskameraden

und Mitarbeiter

gewidmet.

Inhalt.

		Seite
1. Kapitel.	An Bord S. M. S. „Möwe“ von Hongkong nach den Sulu-Inseln	1
2. Kapitel.	Weiterfahrt durch die Molukken nach Neu-Guinea und Neu-Pommern	67
3. Kapitel.	Im Bismarck-Archipel und auf den Salomon-Inseln	107
4. Kapitel.	Auf der „Stettin“ über Neu-Guinea nach Batavia	213
5. Kapitel.	Erholungszeit in den Bergen Javas	223
6. Kapitel.	Über Siam und Französisch-Indien nach China zurück	269



1. Kapitel.

An Bord S. M. S. „Möwe“ von Hongkong nach den Sulu-Inseln.

Abfahrt von Hongkong. — S. M. Spezialschiff „Möwe“ und seine Bewohner. — Nächtliche Regengüsse. — Manila und die Philippinen zur Zeit der amerikanischen Kämpfe. — Eine Nacht außerhalb Manilas. — Eine Fahrt um Manila. — Weiterfahrt nach den Sulu-Inseln. — Abzug der Spanier. — Der Häuptling Jokanain und Herr Schück. — Das Heim des einzigen Europäers. — Die Nacht auf der Pflanzung. — Knabenraub. — Ritt durch die Insel. — Besuch beim Sultan und der Sultana. — Der verheiratete Prinz. — Palaver des „Möwe“-Stabes mit dem Sultan. — Abschied von den Sulu-Inseln.





An Bord des deutschen Spezialschiffes, des Vermessungsfahrzeugs „Möwe", verließ ich den Hafen von Hongkong mit der freundlichst unterstützten Absicht, einen Studienabstecher nach dem Bismarck-Archipel zu unternehmen. Die „Möwe" war ein hölzerner Kreuzer von nur 845 Tonnen Deplacement. Die „böse Welt" nannte sie einen „alten Kasten". Wir waren aber zuvor mit ihr im Kowloon-Dock gewesen, aus dem wir äußerst schmuck hervorkamen, so schmuck, daß jeder Mann an Bord mit Stolz über das weiße Schiffchen, an dessen vorgeschobenem Bug unser goldener Wappenvogel prangte, erfüllt war. Der Kommandant, Korvettenkapitän D., hatte zudem als praktischer alter Seemann die zierliche Dreimastschooner-Takelage noch durch Umtakelung des Großtops verschönern lassen; wir glichen, ganz ohne Schmeichelei gesagt, äußerlich einer niedlichen Lustyacht.

Rötlich strahlte die Sonne die entschwindende asiatische Feste an; der Nordost-Monsun rannte uns von hinten eine grobe, ja äußerst grobe See in die Seite, in welcher die „Möwe", unter Vormarssegel tief einstampfend und schlingernd, einer verzwickten Kombination der verderblichsten Bewegungen unterlag.

Ich war doch viel unangefochten in meinem Leben zur See gefahren, aber ich muß sagen, es wurde mir dieses Mal etwas „blümerant“ zu Mute. Es kam nicht zum äußersten, was meinen Stolz sehr erhöhte, obgleich ich mich seiner Niederlage nicht hätte zu schämen brauchen. Die ältesten Seeleute, vom Kommandanten herab, ja selbst befahrene Torpedobootsmenschen, die doch gegen die schwersten Versuchungen einer tückischen See stahlgehärtet waren, bekannten sich zu einer gewissen Unfröhlichkeit; wachhabende Offiziere und Signalmaate lösten sich in opferbereiter Tätigkeit ab und die Rudergasten mußten immer vom Rade weg an die Nock der Brücke stürzen.

Am nächsten Tag war der Schmerz überwunden. Wir hatten uns der eigentümlichen Bewegungsart der „Möwe“, trotz andauernder Dünung angepaßt; sie lag auch sonst mit einer Mustergültigkeit zu Wasser, die ihr die meisten größeren Schiffe nicht nachgemacht haben würden. Das Wetter war schön, die See tiefblau, und man freute sich herzinnig, endlich einmal den allmählich langweilig gewordenen Hafen hinter sich zu sehen. Zu meiner Genugtuung hatte der Kommandant beschlossen, statt nach Ternate in den Molukken durchzudampfen, erst das noch im Vordergrund der politischen Ereignisse stehende Manila anzulaufen. Anlaß dazu gab unser Eismangel bei gleichzeitig hohem Krankenstande, worunter ernstere Fälle. Die „Möwe“ besaß zwar eine Eismaschine, die sich jedoch als nicht verwendungs- und reparierfähig erwiesen hatte. Alle Versuche, in Hongkong eine Eismaschine zu erlangen, waren gescheitert, und so hielt es der Kommandant für seine Pflicht, noch einmal bei der nach Manila gegangenen „Kaiserin Augusta“ wegen Abgabe einer Maschine anzufragen, oder sonst Roheis zu beschaffen. Man denke sich

einmal, was es für ein Schiff bedeutet, besonders für seine Kranken und den verantwortlichen Arzt, ohne ausreichende Fürsorge in diesem Punkt in die Südsee zu gehen!

Die „Möwe" war schon seit Jahren Vermessungsschiff für Neu-Guinea und Nachbarschaft. Als solches hatte es an heißen, ungesunden Küsten einer monotonen Arbeit obzuliegen, bei der es zuweilen längere Zeit schwer rollend in der Dünung ankern mußte. Die anstrengende Arbeit im Boote und am Lande nimmt den Körper erst recht mit. Am Lande gibt es auch nichts Erheiterndes; das gefährliche Klima verbietet Beurlaubungen. Da heißt es nun, wochenlang auszuharren in lähmender, feuchter Hitze, aufs engste zusammengepfercht, bei einförmiger, nicht immer erfreulicher Kost. Oft ist dann auch noch Fieber an Bord, das die Stimmung außerordentlich herabdrückt. Danach kann man sich vorstellen, daß die Vermessungsfahrten keine Vergnügungsfahrten sind, um so weniger, wenn Schiff und Einrichtungen nicht mehr auf der Höhe der wünschenswerten Anforderungen stehen. — Man glaubte nun, daß in dem älteren, hölzernen Schiff, in Kammern und sonstwo, sich Krankheitserreger eingenistet hätten; aus den Fächern mancher Verschläge kam tatsächlich immer ein schlechter, feuchter, pilzartiger Geruch heraus; so vom Kopfende meiner Koje, das ich deshalb zum Fußende machte.

Die Schuld an solchen Unvollkommenheiten in unserer Marine trifft nicht deren verantwortliche Organe, die durchaus bemüht sind, so fürsorglich zu sein, wie nur irgend angängig, als vielmehr den Druck der finanziellen Verhältnisse, der heute wie gestern zum allerknappsten Wirtschaften zwingt. Die reicheren Mittel sind immer,

ganz selbstverständlich, in erster Reihe der Ausgestaltung unserer modernen Schlachtflotte zu gute gekommen, während die minderen Glieder zurückstanden, und mancher Mann, ohne Unterschied des Ranges, sich schweigend den härtesten Anforderungen gebeugt hat.

Es sei mir gestattet, hier eine nähere Schilderung der „Möwe“ und, soweit dies zulässig, der an Bord befindlichen Persönlichkeiten zu geben.

Um das Schiff seinem Zwecke entsprechender zu machen, hatte man die schwereren Geschütze, bis auf eins auf dem Vordeck, von Bord gegeben; dadurch sparte man an Arbeit und Exercitium. Die übrige Artillerie bestand nur aus einigen Revolvergeschützen. Das Vorschiff war recht beengt. Früher hatte der Kommandant unten kampieren müssen, doch jetzt war achtern eine famose, von Deck aus zugängliche Kampanje oder Hütte aufgesetzt worden. Sie enthielt, von Bord zu Bord reichend, eine so geräumige Kajüte, wie sie selbst größere Schiffe oft nicht besitzen. Das achtere Kampanjendeck war frei, bis auf das Skylight (Oberlicht) für die Kajüte. Dem Kommandanten kam natürlich die Steuerbord- oder in See die Luvseite des Kampanjendecks allein zu; aber mit großer Liberalität gestattete er den beengten Offizieren vollkommene Bewegungsfreiheit oben, was um so angenehmer war, als ebenso sehr wie Etikette oder Luvseite des Schiffs die Sonne ins Gewicht fällt, die, je nachdem, den Aufenthalt hier oder dort unerträglich machen kann.

Selbstverständlich wurde diese Freiheit im allgemeinen mit Diskretion benutzt. Ebenso selbstverständlich tat man sich unten in der Messe keinen Zwang an. Das war unter den obwaltenden Verhältnissen auch gar nicht zu verlangen, trotzdem blieb selbst hier die Freundlichkeit des

Kommandanten, der die ganze Fidelitas mitzugenießen hatte, höchst anerkennenswert. Um so anerkennenswerter, da zu einer gewissen Einsamkeit unvermeidlich verurteilte Kommandanten unter Tropeneinflüssen von einem wachsenden Hang zur Nervosität sich wohl niemals ganz frei zu halten vermögen. Im zweiten Kommandojahre pflegen viele von ihnen da draußen schwieriger zu werden, als sie es bei körperlicher Frische im ersten waren.

Eine steile Treppe führte zur Offiziersmesse hinunter. Diese Messe, an den Seiten durch je drei Kammern geschmälert, und auch sonst entsprechend schmäler als die Kampanjekajüte, nahm die ganze innere Schiffsbreite ein; wodurch ein für ein kleines Schiff ebenfalls ganz stattlicher und noch dazu recht gemütlicher Raum gewonnen war. Luft und Licht empfing sie durch ein Skylight, durch dessen Fenster der speziell den Luftzutritt ermöglichende Windsack hindurch genommen werden mußte. Der Windsack ist ein Inventarstück der alten Schiffahrt, das den nur an moderne Ventilatoren gewöhnten Augen der heutigen Reisenden fremd geworden ist. Er besteht aus einem langen Segeltuchschlauch, an dessen oberes Ende eine gespreizte Kappe mit Seitenflügeln zum Windauffangen genäht ist. Dieses Ende wird hoch genug für den einstreichenden Wind über Deck geheißt, das andere in der Messe durch Bändsel nach einer beliebigen Richtung hin festgebunden. Wohin? Das bleibt der Zweckmäßigkeit, zuweilen dem Egoismus des Mächtigeren überlassen. Der Schlauch hängt dann im anmutigen Wurstbogen in die Messe hinein. Der kühlende Luftstrom, der ihm entströmt, ist von äußerster Wohltätigkeit, kann sogar manchmal, in direkter Berührung, zu viel werden. Bei ankerndem Schiffe aber, oder wenn der Wind ausgedampft wird,

überhaupt in den notwendigsten Fällen, hängt das Ungetüm schlaff und sterbensmatt da und läßt sich durch kein Umbinden oder Donnerwetter bewegen, nur das Leiseste zur Belebung der nun lastenden Stickluft beizutragen. Bösartig aber kann es bei unvermuteten Regenböen werden. Da pladdert plötzlich das Wasser nur so herunter wie aus einer Dachtraufe an einer Hausmauer; der Windsack muß schleunigst hinauf spediert, das Oberlicht geschlossen werden, und wie lieblich der Messeaufenthalt, in dem vielleicht ohnehin schon 30° Celsius wirkten, dann ist, kann man ahnen.

Ach, du trauliche „Möve“-Messe und doch denke ich deiner so gern und deshalb seien deine Reize hier weiter verfolgt!

Den Fond — nach Schiffsauffassung — der Vorderwand füllte ein behagliches, mit brauner Lederpressung bezogenes Sofa aus. Vor dem Sofa stand, unter der schwebenden Lampe, querschiffs der mit grüner Tischdecke geschmückte Meßtisch. An der entgegengesetzten Wand sah man ein eingebautes, ganz niedliches Buffet und die Pantry, wo noch viel unzerbrochenes Geschirr an den Haken schwebte, wo manche Flasche schallend entkorkt wurde, und wo die Stewardsmaate ihr oft aufgerütteltes, aber auch oft sehr der Schwerhörigkeit und dem Beharrungsvermögen gewidmetes Dasein verbrachten. — Ein kleiner Tisch an Steuerbord eignete sich als Litteratur-Depositum für Zeitungen und sonstige Nebenzwecke. Die Kammern an den Seiten besaßen verschiebbare Jalousietüren, statt deren man auch wohl die grüne Portiere schützend vorschob.

An Steuerbord befand sich noch zwischen den bewohnten eine unseligerweise zum Proviantraum benutzte

Kammer. An Backbord hauste in der verwaisten Zahlmeisterkammer meine Wenigkeit. Der Zahlmeister wie der Erste Offizier waren in Hongkong fieberkrank ausgeschifft worden; ein schwer geprüfter Aspirant mußte die Rechnungsfunktionen einstweilen allein erledigen. Als Erster Offizier ward von der „Deutschland" der Oberleutnant Herr von A. für uns abkommandiert. Übrigens fehlte außerdem, zur häufigen Verzweiflung des Ersten Offiziers, an der Bemannung ein erheblicher Teil. Die Kammern besaßen alle ihre Bulleyes, die runden Fensterchen unmittelbar über der Koje. Leider Gottes lagen diese ja nur wenig über dem Wasserspiegel, und wenn nur einigermaßen See stand, mußten sie, namentlich in Luv, festgeschlossen bleiben. Verzweiflungsvoll ging ich zuweilen das Risiko ein, das meinige etwas aufzuschrauben, wofür ich denn eben so regelmäßig durch das stromweise hereingepreßte Seewasser bitter bestraft wurde.

Leutnant K., der jüngste Offizier, war unser Gelehrter. Er hatte den Auftrag übernommen, für das Berliner Museum zu sammeln. Unentwegt arbeitete er, bis zum Gürtel entkleidet, in seinem, einem Backofen vergleichbaren Dunkel-Kabinett. Wenn man aus diesem herauskam, fror man förmlich. Seine Kammer stellte ein Unikum von Verstauung der meisten Sachen auf den geringsten Raum dar. Überall waren verschmitzte Regale angebracht und mit Büchern, Boxen, Raritäten, photographischen Utensilien u. s. w. in musterhafter Ordnung vollgestopft. — Gegenüber beim Stabsarzt Dr. N. herrschte mehr die Genialität. Die Bücher verwiesen auf den eifrig fortarbeitenden Mann der Wissenschaft, die Bilderchen und Scherzchen auf eine fröhliche Künstlernatur. Herr Dr. N., Badener und Ältester der Messe, besaß die süddeutsche

Lebhaftigkeit in hohem Maße, eine große Belesenheit, Originalität und guten Humor, so daß er für ein so weltfernes Schiff eigentlich ein ganz unbezahlbares Meßmitglied war. Bei seiner Lebenslustigkeit und Neigung zum Kraftmenschen erstaunte man, wenn er gelegentlich schwach wie ein Kind, unter wollenen Decken schweißtriefend, zitternd und mit klappernden Zähnen, fieberkrank in der Koje lag; das dauerte aber nicht lange bei ihm. Mit feurigem Redefluß konnte er uns bald wieder über irgend ein beliebiges Thema seiner Vielseitigkeit unterhalten.

Höchst amüsant erschien sein fleißig geführtes Tagebuch, in dem wir alle in Wort und Bild bedacht wurden. Gelegentlich trug er ergötzliche Stücke daraus vor. Die Farbenskizzen, oft sehr farbige, wiesen darauf hin, daß ihr Urheber einst nicht unberechtigt daran gedacht hatte, Maler zu werden; jedenfalls haben sie ihm das originelle Festhalten einer Fülle von Reiseerinnerungen verschafft.

Sein Nachbar, Oberleutnant Sch., ein liebenswürdiger Kamerad und Vorgesetzter, war in etwas leidendem Zustand hinausgekommen. Mir gegenüber hauste Oberleutnant H., der älteste Wachhabende und mein angenehmer Reisegefährte schon vom Lloyddampfer „Sachsen“ her.

Der hochaufgeschossene Oberleutnant Schm. verleugnete seine sächsische Heimat nicht. Er wird es mir nicht übel nehmen, wenn ich hier seinen harmlosen Spitznamen mitteile: er hieß der „Hofrat“, obwohl er, von seinen prägnanten Zügen abgesehen, sich durchaus nicht hofrätlich, sondern immer gutherzig und natürlich gab. Er war ein pflichteifriger Navigationsoffizier, der uns in größter Ruhe durch die riffbesäte Südsee brachte. Köstlich war sein Verhältnis zum Stabsarzt. Beide

schätzten sich höchlich, lagen aber in steter, scherzhafter Wortfehde miteinander, bei der jeder sich bemühte, den anderen mit dem Achselzucken des Mitleids als den „armen Kerl“, den er nicht ernst zu nehmen brauchte, abzufertigen.

Unser Erster Offizier, Herr von A., war ein tätiger, kleiner, aber äußerst muskelstarker Herr, der eifrig Keulenschwingen und derlei Übungen betrieb. Er bewies sich immer als ein Gentleman durch und durch.

Über den Kommandanten, eine gedrungene Seemannserscheinung, habe ich schon gesprochen. Er zeigte sich als tüchtiger Praktiker. Mit Wagmut, Geschick und ohne viel lautes Kommandieren führte er das Schiff wiederholt in unbekanntem Fahrwasser durch schwierige Passagen.

Ich habe mich unter den ausnahmslos liebenswürdigen Menschen der kleinen Offiziersmesse außerordentlich wohl gefühlt; alle nahmen mich verhältnismäßig alten Herrn einmal mit jenem Entgegenkommen auf, das der Jüngere dem Älteren bezeigt, und doch im Geiste einer gemütlichen Kameradschaft, die jeden gegenseitigen Zwang ausschloß. Es war im ganzen eine typische Klein-Messe, wie sie sein soll, und eben des typischen Charakters halber schildere ich das Schiff und das Leben darauf eingehender; damit man sieht, wie es auf so einem deutschen Fahrzeug wirklich hergeht, was man im allgemeinen aus novellistischen Schilderungen nicht erfährt.

Mit meiner Kammer war ich trotz schon angedeuteter Übelstände zufrieden, und da auch sie für eine Offizierskammer typisch ist, seien ihr einige Worte gewidmet. Schwelgerisch ist das Lager, das den größten Teil längs der Bordwand einnimmt, nicht gestaltet;

Sybariten können es sich natürlich mit Privatmitteln so luxuriös ausschmücken, wie sie wollen; im allgemeinen bleibt es bis auf eine hübsche Decke aber einfach. In den Tropen legt man gern eine Bastmatte darüber. — Ein Mahagoni-Schreibbureau, gleichzeitig Kommode, war mir sehr willkommen. Ich legte mich so, daß ich das Licht dann zu Häupten hatte, um noch abends in der Koje etwas lesen zu können; das ist nämlich urbehaglich. So ein Leuchter — zur Elektrizität hatten wir uns selbstverständlich noch nicht verstiegen — schwebt in einem Ringe und besitzt eine selbsttätige Feder, die das Licht nach Maßgabe des Verbrennens nach oben springen läßt. Daneben befand sich ein einfacher, eingebauter Kleiderschrank; andere Sachen ließen sich auf Regalen verstauen. In die Backskiste am Fußende wurde gebrauchte Wäsche eingestopft; ein einfacher Waschtisch, nebst Spiegel und ein Stuhl vollendeten die Ausstattung des Raums, in dem man noch gerade Platz zum Sichumdrehen und Anziehen hatte. Das Bulleye verschaffte tags genug Helligkeit; in See strudelte das Wasser immer drüber weg. Ich habe in meiner Kammer eigentlich nur, so lange es kühl war, d. h. bis etwa 28 Grad Celsius gehaust, sonst immer außerhalb genächtigt und gearbeitet. Mehr oder weniger geschah dies von allen.

Unsere derzeitigen Herren Burschen zeichneten sich durch Dichternamen aus; mir ist nur noch der „Eichendorff“ im Gedächtnis geblieben. Im übrigen hatten sie wenig Romantisches an sich. Es ist gar nicht allgemein, sich eines guten Burschen erfreuen zu können. Die gewandten Leute werden meist nicht gern Burschen, weil sie in anderen Positionen angenehmer leben und namentlich nicht dem Zorn der Unteroffiziere ausgesetzt sind,

die auf die Offiziersburschen, wegen deren Dienstabkommmandierungen und störenden Reinigungsarbeiten, meist eine Pike haben, besonders, wenn der betreffende Herr nicht beliebt ist. Da wird so ein armer Kerl, von oben und unten um sein Gleichgewicht gebracht, leicht bockig, faul und verschlagen. Im allgemeinen erhält er zu seiner Löhnung 8 bis 10 Mark monatlich von seinem Herrn; manche stehen sich auch besser, sei es durch Opulenz ihres Gebieters oder eigene Findigkeit. Die Deckoffiziere und älteren Unteroffiziere, welche die Leute immer unmittelbar unter sich haben, sie besser kennen und ihnen unter der Hand das Leben erheblich versauern oder versüßen können, pflegen in der Regel die fixesten Burschen wegzufischen. Auch mit den Köchen fahren sie aus demselben Grund oft günstiger, so daß sie es sind, die in erster Linie die Liebenswürdigkeiten der Küche genießen, nicht die Offiziere. Dem Offizier, besonders dem gutgläubigen, kann leichter allerlei vorgemacht werden als dem Unteroffizier, der vor dem Mast groß wurde und alle Schliche seiner Pappenheimer aus eigener Erfahrung kennt.

Unsere Deckoffiziere, zu denen man gesellschaftlich nicht in Beziehung tritt — selbst wenn von ihnen feinere Bildung erwartet wird, wie von den Maschinisten und Zahlmeister-Applikanten, die später einmal der Offiziersmesse angehören werden — waren durchweg artige Leute.

Der Kommandant, der natürlich allein speist, führte der Bequemlichkeit halber keine eigene Messe, sondern partizipierte an der Offiziersmesse; mir ward es auf meinen Wunsch gestattet, ebenfalls Meßteilnehmer während meines Bordaufenthalts zu sein, so daß ich nicht die

etwas drückende Empfindung hatte, etwa auf Kosten des Kommandanten zu leben. Ich nahm meine Mahlzeiten hauptsächlich in seiner Gesellschaft ein; mein Frühstück aber mit den Offizieren, da ich möglichst in Verbindung mit den Herren bleiben wollte und unter jungen Leuten doch ein frischeres Leben herrscht.

Nach Schiffssitte war das erste Frühstück bereits recht substantiell, mit Beefsteaks, Koteletts u. s. w. Sogar vom Beefsteak à la Tatar ließ man sich durch die Tropenhitze nicht abhalten. Über die Quantität gab es bei allen drei Hauptmahlzeiten — abends war „dinner“ — nie zu klagen. Daheim speist man auf deutschen Schiffen in der Regel recht gut, im Ausland nicht so durchgehend; ein Koch, der auch minderwertiges Rohmaterial geistvoll zu behandeln versteht, ist eben ein Glücksgriff. Auf dem ostasiatischen Geschwader kamen wohl chinesische Köche vor; das sind dann erprobte Kräfte, die schon lange bei uns fahren. Die Mannschaft, die nur Mannschaftsköche und keine engagierte Zivilisten hat, steht sich dabei ganz gut. Ihr Essen ist ja viel einfacher und einförmiger, aber fast durchgehend schmackhaft; ich hätte ganz gern oft Mannschafts- statt Kajütenkost gehabt. Die Mitglieder der Messe hatten meist dankbaren Appetit und klagten nicht viel; in der Kampanjenkajüte aber empfand man die Mängel des Kochs stärker, der dann auch schließlich abgesetzt wurde. Wenn Besuch kam, konnte er sich wohl einmal zu ganz bestechenden Leistungen aufschwingen, sonst war er zu viel für das Fette und verfiel auf seltsame Ideen; z. B. ließ er gern einen gewöhnlichen flachen Pfannkuchen aufsetzen, der mit Rum übergossen und feierlich in Flammen gesetzt war, und erklärte dies für „Plumpudding“.

Ein eigenartiger, etwas brummiger Kauz war der dem Stewardsamt der Messe vorstehende Matrose, kurz der „Messerich" genannt. Die Verhandlungen und Abrechnungen zwischen dem Stabsarzt als genialem Messevorstand mit dem Messerich gaben manchmal Kabinettstücke von Komik ab. Der Messerich, ursprünglich Konditor, konnte brillante Torten backen und genoß viel Vertrauen; schließlich aber wurde er zu verwöhnt und verdrossen, worauf auch seine Mission ein Ende fand.

Als Messegenossen sei noch der Tierwelt gedacht. Wie ich an Bord kam, fand ich eine allgemein beliebte, herrliche Katze vor, die das Ledersofa beherrschte. Sie gab einigen Kätzchen auf kurze Zeit das Leben und büßte dabei das eigene ein. Vergebens suchte der Arzt sie zu retten. Beim Abschied von Hongkong wurde dem Kommandanten eine entzückende Katze und ein junger gelber Dachshund gestiftet; er überließ der Messe die Katze, die demselben Geschick zum Opfer fiel wie die erste. — Der Dackel, der in Dankbarkeit den Namen seiner gütigen Spenderin empfing, war zäher. Eine Zeitlang sah er allerdings zum Skelett abgemagert wie ein künstlich verlängerter Dachshund aus, dann erholte er sich aber und bewährte sich als Tropenkind. Er war ebenfalls eine Schönheit und wie manche Schönheiten etwas langweilig. Auf dem Vordeck tummelten sich viel zwei muntere Chinesenhündchen herum, die ein ausgesprochen abweisendes, proletenhaftes Benehmen zur Schau trugen, wenn sie mit dem gutmütigen kleinen Aristokratendackel auf der feinen Kampanje spielen sollten. — Der Kommandant erfreute sich dann noch eines niedlich singenden Kanarienvogels, der der Kajüte einen gewissen bürgerlich-poetischen Hauch verlieh.

Was „wilde Tiere“ betrifft, so wimmelte es an Bord von riesigen Kakerlaken — der freundlichen Beigabe aller Tropenschiffe — und von Ratten. Sobald gedampft wurde, pflegten erstere sich in unbegreiflicher, aber dankbar begrüßter Wärmeschwärmerei nach der Maschine zu verziehen. Sonst war es täglicher Sport, mit Pantoffeln die dicken Dinger zu zerschmettern, wobei sie große Gewandtheit entfalteten, um durch Wegrennen oder plötzliches Sichfallenlassen den Pantoffel zum Danebenklatschen zu bringen. Die Ratten tosten fröhlich in Messe und Kammern herum; die mit Proviant gefüllte Kammer zog sie besonders an. Da sie uns selbst nicht anknabberten, ertrug man ihre nächtlichen Übungen in leidlicher Ruhe. Einst rumorte eine unterhalb meines Kopfkissens; ich war so müde, daß ich nur einige Male mit der Faust aufs Kissen schlug, worauf ich wieder einschlief. Freilich suchte man ihnen sonst die Existenz zu erschweren. Leutnant H. gelang es einmal, einer mit einem Säbelhieb den Garaus zu machen. Im übrigen wurden mit „Rattenleim“ bestrichene Bretter nachts vor Messe und Kammertüren gelegt. Dieser Rattenleim ist eine ausgezeichnete chinesische Erfindung. Die Ratten bleiben unfehlbar kleben — wenn sie darauf gehen. Sie waren klug genug, dies nicht zu tun. Höchstens blieben wir selbst stecken, wenn wir bei Nacht und Dunkelheit vergaßen, wo die Bretter lagen; falls man auf Strümpfen wandelt, ist dies Ankleben besonders angenehm. Um die Reize der Messe zu erhöhen, befand sich eine Wasserlast unter ihrem Fußboden, von der jeden Augenblick die Luke ausgehoben werden mußte, um einem Mann das Hineinsteigen zu gestatten. Dieser Menschenfalle entströmte dann stets Modergeruch. Sie befand sich zwischen Meßtisch und

meiner Kammertür; ich turnte, aber stets glücklich über sie weg, ohne ein einziges Mal auf die Tanks zu purzeln.

Eine weitere Annehmlichkeit war ein chinesischer Waschmann, der für Kommandanten und Offiziersmesse gemeinsam von Hongkong mitgenommen ward. Es hielt sehr schwer für ihn, den mannigfaltig an ihn herantretenden Ansprüchen gerecht zu werden. Da kein anderer Platz zum Plätten der Offizierswäsche aufzutreiben war, mußte der Unglückswurm, über dessen braunem Nacken ein rabenschwarzer, fettiger Zopf prangte, in der Messe an einem über den „Bibliothekstisch" gelegten Brett oder auf dem Buffet plätten. Führte der Windsack keine Luft zu, so erhöhte sich der Reiz von Wärme und Chinesenparfüm, wozu noch der verführerische Umstand trat, daß jeder Chinese, nachdem er die Backentaschen durch Wasser schön ausgerundet, seine Plättwäsche mit hörbarer Energie anzusprudeln pflegt. Verbieten läßt sich das kaum, dann plättet er eben nicht.

Daß es so in einer kaiserlich deutschen, als Muster der Eleganz geschätzten Offiziersmesse zugehen kann, ahnen die lieben Landsleute daheim nicht. Sie sehen nur die blendende Außenseite. Man schimpfte ja auch; aber schließlich war es doch ganz nett, und in der Erinnerung am allernettesten. Man saß sogar bei Unterhaltung, Schreibarbeit oder Kartenspiel viel länger in dem heißen Loch, als es nötig gewesen wäre, weil sich hier eben die einzige Stätte fand, an der man seine Individualität einigermaßen frei ausleben lassen konnte. Natürlich wird dann auch gern getrunken: Bier, Whisky-Soda, ein Püllchen Sekt u. s. w. Darin liegt für manchen eine Gefahr, die um so größer ist, als sie außerordentlich viele Entschuldigungen für sich hat. Die Offiziere kennen sie aber,

und die meisten wissen sich ihrer zu erwehren, und so kam denn auch bei uns niemals etwas vor, was geeignet gewesen wäre, den kameradschaftlichen Ton ernstlich zu stören.

Überwiegend ergingen wir uns in den freien Zeiten, namentlich abends, auf der Kampanje. Jeder besaß dort seinen Korb-Longchair nebst Rückenkissen. Dann war es immer sehr gemütlich. Wenn man nicht las, so fehlte es auch nie an Unterhaltungsstoff, zu dem der Stabsarzt das meiste beitrug. Bis auf die Besitzer der Deck-Kammern, schliefen wir auch oben. Ward es Zeit, schleppten die Herren Burschen das Kojenzeug treppan und bereiteten dort köstliche Lager: auf den Stühlen, oder direkt auf den Planken, wo man am besten schlief. Die Deckoffiziere machten es unten auf dem Oberdeck ebenso. Das Sonnensegel schützte auch nachts genügend vor Erkältung durch ausstrahlende Wärme; Seitengardinen vervollständigten den Abschluß einigermaßen. Ich habe so Monate, hier und auf anderen Schiffen, unter fast freiem Himmel geschlafen und nie etwas Ungünstiges davon gespürt. Es war einfach paradiesisch gegen die Kammerverhältnisse. Auf manchen Schiffen wird das An-Deck-Schlafen, das den Mannschaften verboten ist, auch den Offizieren nicht gestattet; dann muß das Schiff dafür entsprechende Einrichtungen unter Deck haben, sonst kann das Verbot nicht nützlich wirken. Wegen Erkältungsgefahr sollte man freilich sorgliches Zudecken nie für nebensächlich halten.

Es giebt gar nichts Schöneres, als von seinem Lager aus in den gestirnten Himmel zu blicken, oder in das vorbeischäumende Wasser hinunter, und dabei mit vollen Zügen die frische Seeluft zu atmen. Auch das Erwachen

ist schön; der Aufgang der Sonne mit seinen prachtvollen Färbungen von Luft und See wirkt als erster Tageseindruck immer belebend, und bringt uns schneller auf die Füße, als wenn man zuerst durch die blinzelnden Spalten der schweren Lider den Burschen in die beklommene Kammer treten sieht.

Nur einen gewaltigen Feind dieses Genusses gibt es: den Regen! Ja, wenn wir in das Bereich von Regenböen kamen, und das geschah gar nicht so selten, so waren die tragisch-komischsten Situationen die Folge, und dem Stabsarzte „paßte der ganze Laden schon lange nicht mehr". Entweder näherte der Regen sich in Gestalt drohenden Gewölkes, der bescheiden beginnend, immer stärker seine Tropfenladung zu entleeren begann. Man suchte sie zu verachten, so lange es irgend ging, und sich unter der Decke und übergelegten Bastmatten luftdicht zu verkriechen. Oder es kam im Schlaf über uns wie ein Donnerwetter, mit plötzlichen Windstößen und unvermittelten Ergüssen. Dann war Holland in Not! Mit bloßen Füßen, die Pyjama schon durchnäßt, raffte man die triefende Matratze mit dem Kojenzeug zusammen, wobei natürlich immer ein Kissen entfiel oder das Laken in der Nässe nachschleifte, und patschte über das sprühende, rauschende, finstere Deck, innerlich fluchend, davon. Hilfskräfte waren um die Zeit nicht immer zu bekommen. Aber wohin? Hinunter in die Kammer? Schauderhafter Gedanke! Ich habe so mit meinem aufgerollten Kojenzeug im engen Kartenhaus stundenlang vergeblich darauf geharrt, daß der Himmel seine Schleusen schließen möge, oder sonst die unmöglichsten Plätze aufgesucht. Es stand mir frei, in der Kommandantenkajüte auf dem Sofa zu kampieren, allein dort war es auch meist warm. Ein-

mal lagen der Stabsarzt und ich bei solchem Trachten nach Schlummerplätzchen in dem schmalen überdachten Gang zwischen Kampanje und Besanmast an Deck. Fortwährend patschten schmutzige Füße von Läufer und Posten über uns weg. Die soliden Beine des Stabsarztes waren den Mast hinauf gestemmt; teils weil er sie sonst nicht unterbringen konnte, teils aus persönlicher Schwärmerei. Er placierte sie nämlich gern auf irgend eine möglichst hohe, luftige Unterlage. So sah ich, wie er in seine Kammer zurückgescheucht, das eine Bein einfach durch das Bulleye gezwängt hatte, daß es frei aus dem Schiff über die dunklen Wasser hinausragte, wie ein Gespensterbein! — Eine andere Nachtszene war folgende: Vor dem Regen flüchtend, betrat ich die Messe. Ein Matrose im Ölzeug, der einen Offizier wecken wollte, kam gerade mit der Laterne und beleuchtete ein düsteres Bild. Auf dem Sofa streckte sich der Stabsarzt im gesunden Schlaf, natürlich mit den Beinen über die Lehne; am Fußboden lag aber Oberleutnant Sch. Das Wasser bespülte seine Matratze wie eine einsame Insel im Weltmeer; denn es war vergessen worden, das Skylight zu schließen und den Windsack fortzunehmen, der sich in einen förmlichen Katarakt verwandelt hatte. Von der Laterne angestrahlt, hatte der Oberleutnant sich halb erhoben und lauschte schlaftrunken dem Gequietsche von ein paar Ratten, die, wie sich nachher herausstellte, zwischen die Schiebetür der Proviantkammer geraten und dort eingeklemmt worden waren. — Mehr an Trübseligkeit konnte man nicht verlangen!

Bei dem nicht neuen Schiff fanden die überschwemmenden Regen ebenfalls Zutritt durch die Oberdecksnähte in die Kammern; dies gelang auch dem Eis, das wir später

glücklich bekamen und das in Segeltuch-Verpackung vor der Kampanje lagerte; es hielt sich dort erstaunlich lange.

* *
*

Am vierten Tage befanden wir uns querab von Luzon; die Feuer waren am Lande gelöscht. Über der schäumenden blauen See ragte beim Hellwerden zu Backbord die 5000 Fuß hohe Sierra de Marveles, und nachmittags dampften wir bei der Insel Corregidor vorbei durch die nördliche Einfahrt in die Bucht von Manila.

An die weit sich rundende, grüngelbliche Rhede schloß ein fruchtbares, niederes Vorland, auf dem nur in einzelnen Kuppeln und Türmen sich die Lage einer großen Stadt verriet; weiter dahinter stiegen Bergzüge von mittlerer Höhe auf. Wir sahen in der Ferne Cavite, an dem der für Spaniens Schicksal auf den Philippinen entscheidende Akt des großen Trauerspiels vor sich ging, und vergegenwärtigten uns, wie die Amerikaner wohlgerüstet und des Erfolges sicher, drohend durch die weite Bucht vordampften, und die Spanier in kopfloser Angst das Verderben, das sie seltsamerweise vorher nicht im entferntesten erwartet zu haben schienen, sich nahen sahen. Wie mag in solchen Augenblicken dem Seeoffizier, dem die ungeheuere Verantwortung obliegt, das Herz pochen, wenn er zuerst nur die Rauchwolken, dann den Rumpf der feindlichen Schiffe auftauchen sieht und dann der erste Schuß aufflammt. Um alles zu erwägen und das Richtige zu tun, dazu gehört eine Kaltblütigkeit, die man sich schlechterdings kaum vorstellen kann. Und welch eine Lage muß das für die spanischen Kommandanten gewesen sein, die sich ihrer gänzlichen Unzulänglichkeit plötzlich bewußt wurden!

Wir gingen über zwei Seemeilen von der Stadt entfernt zu Anker. Dicht neben uns lagen die grauge-strichenen amerikanischen Schiffe, die „Olympia“, das Flaggschiff Deweys, und ein kleiner Kreuzer, klar zum Bestreichen des Geländes mit Geschütz und Scheinwerfer, dann eine Anzahl von Hilfskreuzern oder Transportern sowie einige Kriegsschiffe anderer Nationen.

Die „Kaiserin Augusta“ fanden wir nicht mehr vor, so daß unsere Hoffnung, von ihr Hilfe in unserer Eisnot zu erlangen, sich nicht erfüllte.

Die kleine „Möwe“ zeigte demnach zur Zeit allein die deutsche Kriegsflagge auf der Rhede und kam den Amerikanern vielleicht nicht einmal gelegen.

Wie wir erfuhren, hatten die Amerikaner nach Abfahrt der „Kaiserin Augusta“ den Schutz der Deutschen und deren Schutzgenossen selbst übernommen, wie überhaupt sich wieder ein freundlicheres Bild ihres Verhältnisses zu uns ergab. Der unter Überspringen der Vizeadmirals-Charge zum Admiral beförderte Dewey, ebensowohl wie General Otis hatten sich nach mancher Richtung eines Entgegenkommens befleißigt, das angenehm empfunden wurde. Die meisten Schilderungen der deutsch-amerikanischen Zwischenfälle vor Manila sind ja erlogen gewesen. Richtig ist, daß die plötzliche Ankunft eines starken, den Spaniern, wie man mutmaßte, recht freundlich gesonnenen deutschen Geschwaders den Amerikanern bedenklich erscheinen konnte, und daß Dewey einmal das Recht zur Untersuchung der einkommenden fremden Kriegsschiffe beanspruchte, wogegen diese sämtlich energisch protestierten. Während dieser Zeit nun kam gerade unsere „Irene“ herein und diese schickte den zur Untersuchung an Bord erscheinenden amerikanischen Offizier unverrichteter

Sache fort und machte gegen eventuelle Gewaltmaßregeln „klar zum Gefecht“. Die Gewaltmaßregeln unterblieben aber, und Dewey zog vor dem Protest der fremden Kommandanten seine zu weit gegangene Ordre zurück.

Gleich, nachdem wir zu Anker gegangen waren, kam kam ein von Dewey geschickter Offizier. Er teilte im Fallreep mit, wir lägen in der Schußlinie der amerikanischen Schiffe und es würde noch Tag und Nacht gekämpft; wir möchten uns daher anderswo verankern. Natürlich wurde dem Ansuchen sofort Folge gegeben. Dann wurden die üblichen Komplimente der fremden Schiffe — englischen, französischen und japanischen — mit uns ausgetauscht. Das freundlichste Gesicht erhielten wir von dem Japaner. Unser Wachoffizier machte dabei die verwegensten linguistischen Verständigungsversuche.

Gleich am Nachmittag unserer Ankunft ward es den dienstfreien Offizieren und mir gestattet, mit dem Kommandanten in der Dampfpinaß an Land zu fahren, nachdem wir schon die Möglichkeit dazu bezweifelt hatten. Nach dem gänzlichen Verschwinden der Wintertemperatur von Hongkong prangten wir, wie seit ein paar Tagen an Bord schon, in Weiß.

Es war außerordentlich interessant, nun einmal mit eigenen Augen zu sehen, wie es auf den Philippinen stand.

An den grauen Festungswerken der spanischen Citadelle vorbei, wo alte Bronze- und andere wertlose Geschütze stehen, die nie einen Schuß auf die Amerikaner gefeuert haben, glitten wir zwischen zwei Molen in den langen Hafen hinein, der von dem Unterlauf des Rio Pasig gebildet wird. Der Pasig ist der schmutzige, schlammige Abfluß der großen Lagune im Südosten

Manilas. Die Lagune soll sich durch landschaftlichen Reiz und ein reiches Tierleben auszeichnen. Zur Zeit war es aber unmöglich, dorthin zu gelangen. Grüne, kohlartige Pflanzenteile trieben massenhaft auf dem Flusse, in dessen flacheren Teilen man eine seltsame, primitive Baggerung beobachten konnte. Eingeborene stiegen mit Körben aus einem Kahn ins Wasser, tauchten minutenlang auf den Grund und entleerten dann die mit Schlamm gefüllten Körbe in ihren Kahn. Zahlreiche Dampfer, namentlich aber kleine Schooner und andere Segelfahrzeuge, lagen längs der Quais, dazwischen höchst originell geformte und bemalte, hinten und vorn überdachte Lastkähne. Die buntere Tracht, der braune Typus der malaiischen Schiffer brachte wesentlich andere als die von Hongkong her haftenden Eindrücke mit sich. Auffällig erschienen die vielen und unbeschäftigten Weiber an Bord. Die meisten Schiffe hatten ja arbeitslose Zeit; auch auf der Rhede ließ sich kein einziges der sonst eifrig handelnden Fahrzeuge sehen.

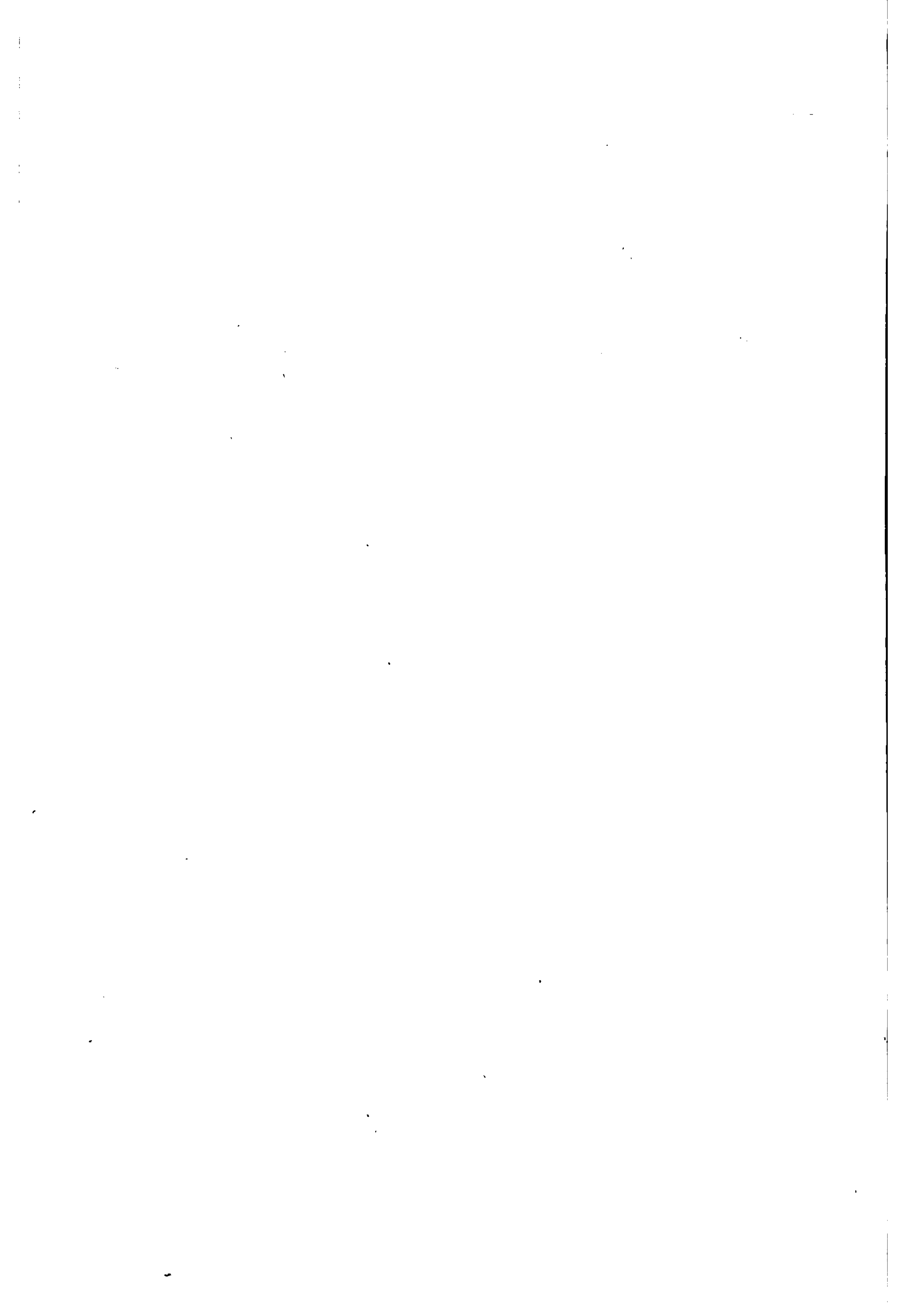
Wenn man das Land betrat, hatte man eine ausgedehnte, nicht sehr schöne, staubige Stadt vor sich. Man glaubte, schon jetzt überall Spuren des Verfalls zu erblicken. Bei einer auf den Quai mündenden Straße legten wir an; sie führte direkt auf die Hauptstraße. Die farblosen, zweistöckigen Häuser, nach leichter Tropenart gebaut, zeigten umlaufende Galerien und Laubengänge längs der Trottoirs. An der Landungsecke befand sich ein Haupt-Café von nicht übermäßiger Eleganz. Die Amerikaner musterten unser Boot mit der wehenden Kriegsflagge und uns schweigend. Wir befanden uns sofort unter lauter Soldaten, Leuten, die eher wie Goldgräber kostümiert erschienen. Es waren Volunteers, denen



Mädchen aus Manila



Spanische Mestize auf Luzon



hauptsächlich der Buschkampf mit den Tagalen oblag. Gelbe Khakihosen, Gamaschen, ein blaues Wollhemd, grauer Schlapphut, Revolver, Messer, Gewehr und Patronengürtel bildeten ihre Uniform. Jeder einzelne machte einen verwegenen Eindruck; man hatte das Gefühl, als ob bei ihnen die Kugeln sehr locker säßen. Im Grunde genommen, sagte man uns, wären sie aber gutherzige Kerle, wenn sie auch schließlich in der Verzweiflung alles niederknallten, was ihnen in den Weg käme. Reguläre Truppen sah man nur sehr wenige. Die Volunteer-Kavallerie war ziemlich in gleicher Weise wie die Infanterie uniformiert. Die Reiter erinnerten an Cowboys, wenn sie auf den kleinen Philippinen-Pferden, die arabisches Blut in sich haben, dahinsprengten. Mächtige Schutzleder am Steigbügel erhöhten das Abenteuerliche ihrer Erscheinung.

In der Hauptstraße, wo auch eine elende, gelbe, nur von Eingeborenen benutzte Maultier-Tramway dahinrollte, schien alles seinen gewohnten Gang zu gehen, und hätten nicht die bewaffneten Bassermannschen Gestalten überall herumgesessen und gestanden, wären nicht an allen Ecken Posten zu sehen gewesen, so würde man geglaubt haben, sich inmitten eines friedlichen, einigermaßen lebhaften Verkehrs zu befinden. Die Läden und Cafés waren geöffnet; man erhielt dort alles, was man wollte, und brauchte vieles nicht einmal so teuer zu bezahlen wie in Hongkong. Die amerikanischen Damen, die sich häufig in kühnen Kostümen, mit dem Revolver im Gürtel oder gar in der Hand, umherbewegt haben sollen, sah ich nur modern gekleidet in ihren Wägelchen. Außer auf Amerikaner stieß man auf spanische und andere europäische Typen, aber gewiß nicht so zahlreiche und elegante wie

in früherer Zeit. Das Gros der Bevölkerung auf den Straßen und in den Handwerksgewölben und niedrig gebauten Läden bildeten die braunen Philippinos und Chinesen.

Die Philippinos oder Tagalen sind kleine, schwarzborstige Figuren, mit häufig affenartiger Physiognomie; sie tragen keine charakteristische Kleidung, die Frauen meist faltige oder schleppende Gewänder, oft aufgelöste Haare; die Kinder kurze Hemdchen, oder als Babies nichts. Auch sah man wieder das Schleppen von Kindern auf der Hüfte, wie in Indien. — Die Tagalen sind ein malaiischer Stamm; an Küstenorten mag auch Mischung mit Chinesen stattgefunden haben. Sehr freundlicher Natur scheinen sie nicht zu sein; Lächeln und Kokettieren gewahrt man ebenso selten wie in China.

Die Straßen sind alle ungepflastert und staubig, die Häuser meist so erbaut, daß ein Holzstock ein Steinparterre überkragt, entweder mit oder ohne Lauben. Das Holzwerk ist meist quadratisch kassettiert und hell gestrichen. Dazu kommen spanische Zutaten, wie: Balkons, Eisengitter vor den Fenstern u. s. w. Die meisten Bauten waren äußerlich unansehnlich und jetzt ungepflegt. Der kombinierte Stein- und Holzstil ist teils auf den feuchten Grund, teils auf die häufigen, schweren Erdbeben zurückzuführen. Auch die Kirchenbauten bieten nichts Sonderliches, einzelne malerische Partien abgerechnet.

Erdbeben und Taifune, als deren Heimstätte die Philippinen gelten, haben wohl viel vernichtet. In den Vororten überwiegt das Holzhaus und die elende, aus Bananenschilf und Bambus konstruierte Hütte des Tagalen; ersteres kann zuweilen recht nett sein. Alle erheben sich auf Klötzen oder Gerüsten über dem Boden,

oder stehen als Pfahlbauten mitten im Sumpfe. Sumpf blinkt und duftet hier überall; die von ihrer Last befreiten Büffel liegen mit Vorliebe darin, so daß nur ihre Köpfe mit dem mächtigen, glatten, weit auseinandergehenden Gehörn über dem Wasser sichtbar bleiben. Einige hübsche Plätze, Alleen und Vorgärten sind in der Stadt, so namentlich in der Calle de Solano, in der das deutsche Konsulat und viele ansehnliche Privathäuser, wo jetzt die Einquartierung herrschte, liegen. Draußen in den Vororten ist alles von Gärten umgeben, in denen die breitblättrige Banane die vornehmste Rolle spielt. So war es wenigstens; denn heute bildeten geschwärzte Brandstätten den Hauptteil des äußeren Manila, ja bis in die innere Stadt hinein zogen sich die Ruinenfelder. Die Vernichtung war eine sehr weitgehende und recht traurige.

Ich sah das alles nach und nach; während unser erster Besuch dem deutschen Konsul Dr. Kr. galt. Unser Lübecker Landsmann und seine Gemahlin, die Tochter eines berühmten deutschen Generalarztes und Professors, empfingen uns auf das herzlichste. Sie erzählten von den schweren Stunden, die sie, namentlich für die Sicherheit ihres Babys besorgt, hatten überstehen müssen.

Der Konsul führte uns in den deutschen Klub ein, der ein originelles, aber recht anspruchsloses, an ein Bauernhaus erinnerndes Heim besaß. Wir trafen eine Anzahl von Landsleuten bei gekühltem Faßbier versammelt. Es schien unter den Herren eine etwas resignierte Stimmung zu herrschen, was nicht wunder nahm, wenn man bedachte, daß die großen Geschäfte seit Jahren beeinträchtigt gewesen sind, jetzt sogar Handel und Wandel, bis auf die Detail-Geschäfte, gänzlich stockte und gar keine Besserung abzusehen war. Damit verknüpfte sich

die Erinnerung an ewige Aufregung und persönliche Gefahr für sich und die Ihrigen. Mancher hatte sein Haus durch Feuer und Granaten vernichten sehen. Die Freiheitsbeschränkung dauerte noch heute fort; niemand durfte sich nach 7 Uhr abends auf der Straße blicken lassen (in besuchterer Gegend duldungsweise bis 8 Uhr), wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, angeschossen zu werden; noch heute mußten von dieser Zeit ab die Fenster der Häuser in der inneren Stadt geschlossen bleiben. Noch heute lag ein Dampfer zur Flucht bereit, und das Gefühl der Unsicherheit hielt, wenn auch gemindert, an.

Die amerikanischen Behörden schienen nicht durchaus Herren über das Verhalten ihrer irregulären Truppen zu sein, und von einem Zurückdrängen der Tagalen war damals, trotz der Berichte über das Gegenteil, noch gar keine Rede. Nur die allernächste Umgebung Manilas befand sich in amerikanischen Händen und sonst nichts; einzig die Kanonen, namentlich der Panzerschiffe, setzten dem Erfolge der Tagalen einen Damm entgegen. Die Amerikaner kamen nicht vorwärts; ihre drakonischen Maßregeln hatten ihnen auch die Sympathie der Europäer entfremdet. Man sagte, daß sie das Gefühl einer ungeheuren Blamage hätten. Sie selbst waren es gewesen, die Aguinaldo und die übrigen nach Hongkong beseitigten Revolutionsführer zurückgebracht und die „Rebellen“ mit Waffen versehen hatten, damit sie gegen die Spanier kämpften; und die Waffen kehrten sich gegen sie, weil sie Versprechungen gemacht hatten, die sie nicht halten konnten und wollten, weil sie den Zeitpunkt versäumten, wo sie mit Klugheit, Milde und Festigkeit die Inselherrschaft leicht in ihre Hände hätten bekommen können, während

sie durch die Politik des Hochmuts und der blutigen Rücksichtslosigkeit Fiasko machten. Das Witzwort eines Blattes: „The Americans got the Philippines — no — the Philippines got the Americans“ besaß vorübergehend eine bittere Wahrheit. Die sanfter gewordenen Gefühle der Amerikaner gegen Europa, speziell gegen uns Deutsche, ließen sich wohl auf diese Erkenntnis ihrer schwach erscheinenden Position mit zurückführen. So wie die Dinge einmal lagen, wünschten ihnen aber auch die Europäer Manilas, die Deutschen eingeschlossen, Erfolg, denn eine indische, d. h. Tagalenherrschaft erschien als die größte Unmöglichkeit und das größere Unglück, während man glaubte, wenn die Amerikaner schließlich den Sieg behielten, sei doch ein Wiederaufleben der Geschäfte anzunehmen. Aguinaldo galt nur für eine Puppe mächtigerer Mestizen.

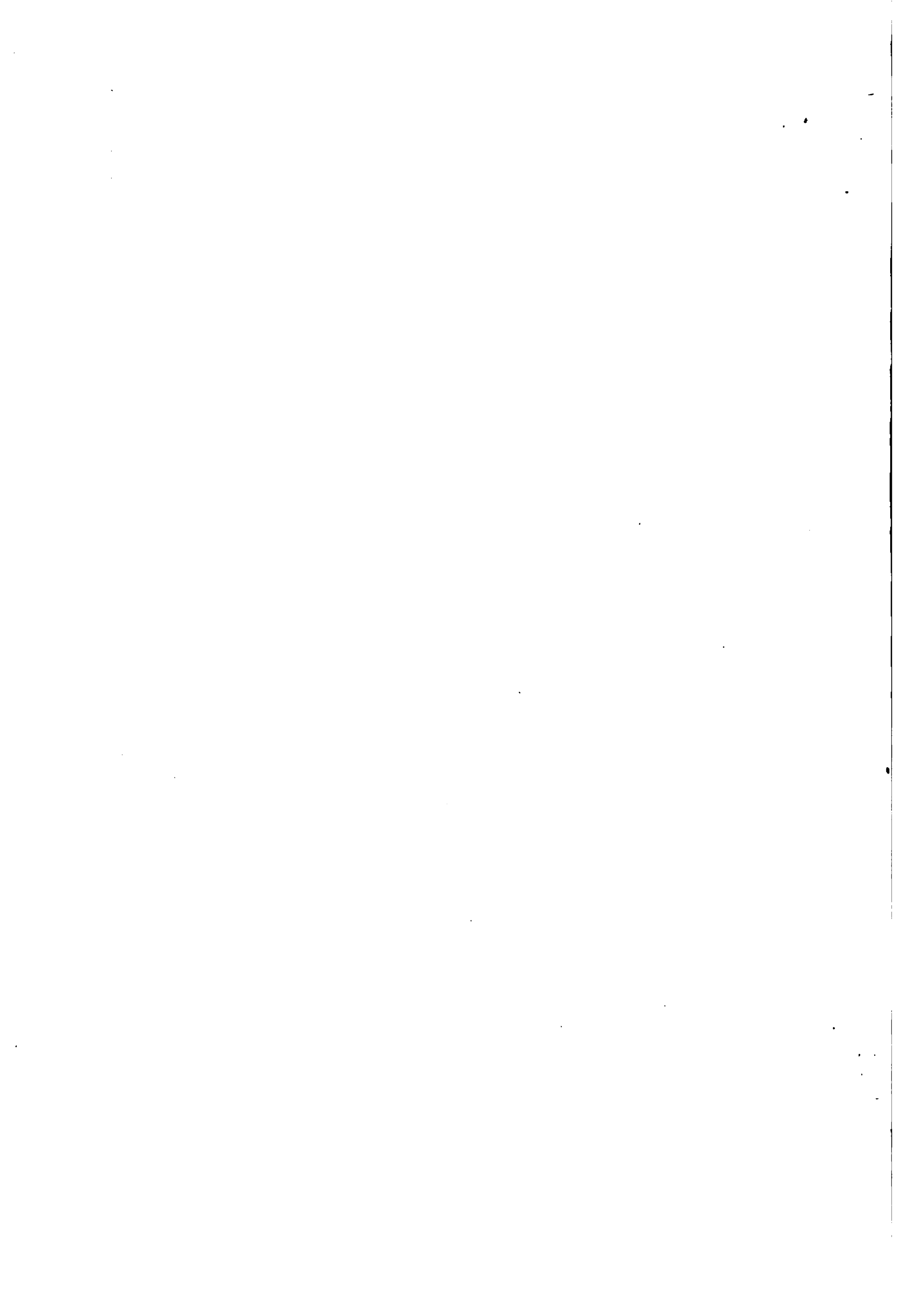
Es ward nicht bestritten, daß die Amerikaner Frauen und Kinder niedergeschossen hätten, aber vieles spräche doch zu ihrer Entschuldigung; nur durch ihre unerhörte Rücksichtslosigkeit hätten sie sich behaupten können. Der Typhus habe furchtbar unter ihnen gewütet; die Nachschübe bedeuteten nur Tropfen auf einen glühenden Stein. Dazu befolgten die Tagalen die Taktik, ihre Feinde in den heißen Mittagsstunden und vor allem in der Nacht auf die Beine zu bringen; fortwährend würden diese in Atem gehalten, mürbe und nervös gemacht. Erschienen die Truppen, sei der Angreifer verschwunden. Dieser hause aber nicht nur draußen außerhalb der amerikanischen Linien, sondern jeder Mann der städtischen Bevölkerung, der anscheinend friedlich seiner Beschäftigung nachginge, jeder Kutscher und Diener der Europäer, ja der Ameri-

kaner selbst, sei ihr Todfeind und warte nur auf die Gelegenheit, sich mit seinen Brüdern gegen sie zu erheben. Wer von den Einwohnern sich auf den Dächern sehen ließe, wer bei Bränden sich auf die Straße begebe, werde daher niedergeschossen. Das Anrufen vor dem Schießen sei nur sehr flüchtig und werde bei Eingeborenen überhaupt kaum geübt. Es brenne in der Nacht fortwährend irgendwo; teils rührten diese Brände von den Tagalen her, die dann die Löschmannschaften aus dem Hinterhalt niederknallten und nach Verstecken ihrer Flinte in irgend einer Bambusstaudenhöhlung so täten, als ob sie ganz unbeteiligt gewesen wären — teils wohl von den Amerikanern selbst, die einfach Blocks, aus denen ein Schuß fiele, in Brand setzten und dann ins Feuer hineinschössen. Noch heute seien die Europäer daher in beständiger Furcht, daß bei ihnen ein Brand ausbrechen könne, weil sie dann so oder so sich in Lebensgefahr befänden, durch Feuer oder Kugel.

Die Tagalen wären von größter Behendigkeit und zugleich von einem unwiderstehlichen Todesmute beseelt; wie viele von ihnen gefallen seien, namentlich auch in den Kämpfen im Anfang und an dem 21. bis 23. des vergangenen Monats, ahnte man nicht, da sie ihre Gefallenen fortzuschleppen pflegten. Wo einer von ihnen fiele, nehme schon ein Nachstürmender dessen Gewehr wieder auf. Frauen, die in ihrer geschürzten Gewandung kaum von den Männern zu unterscheiden seien, und Kinder beteiligten sich an den Kämpfen. Gewehrfeuer halte sie nicht auf, blindlings stürzten sie sich mit Messern in die Gewehre hinein, nur die furchtbare Vernichtung durch Artilleriefeuer könne sie zurückhalten. Fast jeder einzelne der amerikanischen Volunteers sei ein trefflicher



Tagalen



Mann für den Buschkampf, in dem eine deutsche Kompagnie wohl kaum bessere Resultate erzielen könnte, aber dieser wilden, verzweifelten Fechtart seien sie kaum gewachsen. Dazu hätten die Tagalen gelernt, ihre Mauser-Gewehre gut zu gebrauchen und teilweise ebenso sicher zu schießen wie die treffsicheren Amerikaner, die den Feind aber kaum zu sehen bekämen. Nicht wenige von jenen seien im Bette oder sonst schlafend abgeschossen worden. Die Philippinos führten lange, breite, geschweifte Messer, die in primitivster Form zu Tausenden angefertigt und verteilt worden wären. Mit einem solchen Messer stürze sich der Tagale unbedenklich auf die Feuerwaffe. Wie eine Katze schleiche er an den Feind heran, ein eigentümlich kurzer Hieb, erst nach der einen, dann nach der anderen Seite, und im Moment habe er seinem Gegner die Sehnen an beiden Händen durchschnitten. Die Amerikaner führten Remington-Gewehre. Die spanischen Mauser-Gewehre, welche, durch übergegangene Eingeborenen-Regimenter in die Hände der Rebellen gelangt wären, hätten ebenso wie die dazu gehörigen Patronen mit ihren deutschen Stempeln — sie wurden seinerzeit von Spanien in Deutschland bestellt — wohl viel mit dazu beigetragen, die Wut der ungebildeten amerikanischen Truppen gegen Deutschland zu erregen, indem es ihnen sehr glaubhaft erschien, daß das Deutsche Reich den Philippinos ihre Waffen gegen sie liefere, oder vielmehr „the german emperor“, denn die Person unseres Kaisers spiele in ihren politischen Phantasien eine bedeutende Rolle. Daß diese Wut eine Zeitlang bestanden hätte, habe General Otis selbst bekundet, indem er besondere Schutzmaßregeln für das deutsche Konsulat ergreifen wollte, die allerdings abgelehnt wurden.

Solche und andere Mitteilungen, welche für die damalige Lage, also in der ersten Märzhälfte 1899, und in allgemeiner Beziehung immer ihr Interesse behalten werden, wurden uns im deutschen Klub gemacht. Sehr erfreut war ich, als ein Mitglied, der Konsulatsbeamte Herr E., mich in liebenswürdigster Weise einlud, die Nacht in seinem Hause zu verbringen. Mit Dank nahm ich diese Gelegenheit zu weiterem Manila-Studium an. Auch anderen Herren wurde von anderen Seiten dieselbe Freundlichkeit zuteil. Der Kommandant lehnte für seine Person eine Nachteinladung ab, befanden wir uns doch in einem kriegführenden Lande.

Pünktlich erschienen unsere Fuhrwerke; wir rüsteten uns eilig, denn Herr E. bewohnte mit noch einem unverheirateten Landsmann ein Haus jenseit des Flusses, ostwärts und ziemlich weit von der Stadt ab. Jedermann besitzt hier sein Fuhrwerk; es sind gegen Sonnenglut zu schließende Miniatur-Equipagen, mit mutigen, meist wohlgenährten Philippinen-Ponies bespannt. Die Tiere erhalten Grünfutter und unausgehülsten Reis; ihr Durchschnittspreis beträgt ca. 70 Dollars = 140 Mk. Die besseren erzielen natürlich bedeutend höhere Preise. Selbst der „junge Mann“ der kaufmännischen Firmen muß sich hier solches Fuhrwerk halten, oder wenigstens ein Reitpferd, denn in der Regenzeit ist bei dem weiten Wohnen, dem sumpfigen Terrain und den schlecht gehaltenen Wegen sonst gar nicht durchzukommen.

Als wir fortrollten, jagten überall Wagen im lebhaftesten Tempo, um vor Beginn der abendlichen Sperre daheim zu sein. Passierte etwas mit den Pferden, wollten sie nicht vorwärts oder dergleichen, so konnten solche unfreiwilligen Zögerungen recht unliebsame Folgen haben.

Wir fuhren etwa eine halbe Stunde, oder etwas kürzer, in das Land hinaus und hielten dann in einer stillen, von Bananenstauden begrenzten Straße, wo das geräumige Haus des Herrn lag. Zunächst fand eine äußerst wohltuende, völlige Entkleidung und Hineinschlüpfen in die Pyjama statt.

Das Nachtmahl fiel, wie mir schon angekündigt worden, ziemlich frugal aus, da die Lebensmittel, wegen der abgeschnittenen Verbindung mit dem Hinterland und der mangelhaften Versorgung von See aus, knapp und teuer geworden waren.

Vorzügliche Bananen entschädigten dafür. Man zeigte mir in mehreren Zimmern die Durchschlagslöcher von Geschossen, zum Teil Löcher noch ganz neuen Datums und dicht bei den Betten. Es war ja alles nur dünner Holzbau; zur schlimmsten Zeit hatten die Herren unten im steinernen Kellergeschoß geschlafen. — Noch bis spät in die Nacht saßen wir in einem nach drei Seiten offenen Verandazimmer, oder vielmehr, wir lagen im Longchair und plauderten bei einer Manila und gekühltem Whisky-Soda über das, was uns das Herz bewegte. Es war eine wundervolle, dunkle Nacht, kein Lüftchen rührte sich. Das Zirpen der Grillen drang herein; hellgrün zeichneten sich die beleuchteten Bananenstauden draußen ab, und in den dunkleren Partien funkelte es überall von prächtig blitzenden Leuchtkäfern. Dazu kam das eigentümlich kurze melodische Pfeifen der kleinen Eidechsen, die an der Decke und den Wänden des Zimmers entlang huschten. Auch Schlangen galten im Hause für gern gesehene Gäste, weil sie den Ratten nachstellen und einer harmlosen, nicht giftigen Art angehören; es sind Tiere bis zu zwei Metern lang.

Nun begann draußen an den amerikanischen Linien ein Schießen, zuerst heftiger, dann schwächer; der dumpfere Klang der amerikanischen Remingtons und der hellere von den Mausergewehren der Philippinos war deutlich zu unterscheiden. Es klang zuweilen wie das pelotonartige Explodieren der „Crackers“ beim chinesischen Neujahrsfeste in Hongkong. Schließlich flammte es auch noch durch die Bananen auf, und allmählich rötete eine gewaltige Feuersbrunst den Himmel — eines der üblichen Feuer, das keinen Menschen mehr aufregte. Meist brannten wohl Bambushütten, die starke, aber rasch wieder abnehmende Glut verbreiteten, wobei der brennende, knotige Bambus ebenfalls schußartig klingende Explosionen hören ließ. Ich fragte, ob man nicht vom flachen Dache aus das Feuer beobachten könne, doch meine Gastfreunde erklärten, daß dann auf uns geschossen werden würde.

Mit einemmal ertönte Pferdegetrampel; zwei Reiter kamen aus der Vorpostenkette angesprengt. Es wurde ihnen Whisky-Soda angeboten, auf den sie schon gewartet zu haben schienen. Jeden Abend wiederholte sich dieses Vorsprechen amerikanischer Soldaten. Die exponierten Deutschen hielten sie sich zu Freunden und erfuhren dann in kurzem, freundschaftlichem Geplauder allerlei, was die Leute dachten, und was im Schwange war.

Es war ein hübsches nächtliches, kriegerisch-friedliches Tropenbild: Wir in den Fenstern liegend, die Wand gebogener, herabhängender Bananenblätter jenseit der Straße, von dem hinausfallenden Lampenschein teilweise angestrahlt. Nur wenig aus dem Schatten der stillen Gartenstraße vortretend, die etwas räuberartigen, malerischen Gestalten der beiden jungen Soldaten, die sich aus dem

Sattel geschwungen hatten, und, ihre Pferde am Zaum haltend, rauchten und dankbar den Gasttrunk genossen.

Mit diesem Bilde verband sich der Gedanke, daß sie eben aus der Feuerlinie kämen, daß an der nächsten Ecke eine Tagalenkugel sie aus dem Hinterhalt treffen könne — der Flammenschein am Himmel —, das absterbende Ferngewehrfeuer —, weiterhin das undurchdringliche Dunkel und um uns die weiche Tropenwärme und der schwüle Duft der weißen Frangipani, die in Manila die Totenblume genannt wird.

Die jungen Burschen meinten, in sechs Wochen würde der Krieg beendet sein. Sie sprachen ein furchtbar amerikanisches Englisch, in dem etwa „Hongkong" wie ein breit und schwermäulig näselndes „Hangkang" lautet, und das Wort „bloody" jeden Satz bekräftigen hilft.

Herr E. machte ihnen die Klangfarbe prachtvoll nach, und erwarb sich sicher schon durch diese Mutterlaute einen großen Stein bei ihnen im Brett.

Nachdem sie sich wieder in den Sattel gesetzt, enteilten sie im Trabe, während wir uns schlafen legten. Sorglos schlief ich, guten Rat befolgend, der Hitze halber ganz offenherzig, d. h. mit weitgeöffneten Türen nach der Parterre-Veranda hin. Zur Abwechselung behagte das breite Tropenbett doch wieder sehr.

Ehe ich am nächsten Morgen mit meinem Gastfreunde nach der Stadt zurückfuhr, zeigte er mir seinen ländlichen Garten. Ich machte dort die Bekanntschaft mit mehreren mir neuen Blumen, roten, violetten und lila; mit der nützlichen Schuhblume, die einen als Schuhwichse verwendeten Saft liefert, mit rotblühenden Schilfgewächsen, bunten Crotor-Arten, mit dem Ylang-Ylang, der das herrliche Parfüm beschert, mit derjenigen Bananenstaude,

von welcher man den berühmten Manilahanf erzielt, mit der Nipa oder Attap-Palme, — und mit vielen Tropenkindern mehr, die reichlich auf dem kleinen Grundstück gediehen.

Herr E. verstand es, über seine Pflanzenwelt, die er offenbar liebte, zu plaudern; überwiegend trifft man sonst, was Botanik angeht, auffallend wenig kundige Thebaner unter den europäischen Freunden, von denen man Auskunft erwartet hätte.

Später fuhr ich in einem mir freundlichst von unserem Konsul zur Verfügung gestellten Wagen durch und um ganz Manila herum, soweit dies möglich war. Stundenlang bin ich durch Ruinen gekommen, zum Teil tief innerhalb der Stadt, meist in den Vororten. Im viereckigen Grundriß erhoben sich die Reste der geschwärzten Mauern — eine leere Wohnung neben der anderen. Die eingestürzten Wellblechdächer und Eisenteile lagen dazwischen, und überall, namentlich innerhalb der Mauerpfeiler der Eingeborenen-Häuser, zahllose zertrümmerte, amphorenartige Tonkrüge und Töpfe. Von einigen Brandstätten stieg noch dichter Qualm empor, auf anderen grünten wieder verschont gebliebene Bananenstauden. Mitten zwischen den Ruinen eines Viertels wurde ein Wochenmarkt abgehalten. Mir schien, als seien etwa zwei Drittel des äußeren Manila eingeäschert; darunter auch Kirchen, um die als Stützpunkte teilweise ein heftiger Kampf gewogt hat. Der Leichengeruch soll eine Zeitlang an gewissen Punkten ganz über alle Beschreibung scheußlich gewesen sein. Rings an den Straßenecken zeigten sich Doppelposten, entweder sitzend, das schußbereite Gewehr quer über die Knie gelegt, oder es im Arm haltend, oder über die Schulter gehängt und damit wandelnd.

Besonders interessant war mir die Fahrt nach Malate, dem Punkte, wo die ersten Kämpfe zwischen Spaniern und Eingeborenen stattfanden, und wo sich ein spanisches Magazin befand, nach dem von den amerikanischen Schiffen gefeuert worden ist, während sie die eigentliche Stadt und ihre Forts nicht unter Feuer genommen haben. Die alte Citadelle auf der Südseite des mehrfach überbrückten Rio Pasig, welche ich durchfuhr, zeigte sich von den amerikanischen Truppen stark belegt; an die Wälle und Geschütze war dagegen anscheinend nicht mit einer Hand gerührt worden. Die Citadelle umfaßt die alte Spanierstadt, die mit ihren massiven Steinhäusern in ziemlich engen, geraden Straßen, den Eindruck kasernenmäßiger Nüchternheit erweckt. Bei einem palaisartigen Gebäude bemerkte ich eine prächtige Halle, die mit ihren Statuen wie das Marmorvestibül eines Museums aussah. Zur Zeit glich sie zum Teil einem Feldlager. Wenn man die Citadelle hinter sich hatte, rollte man am Strande entlang und erblickte eine jetzt dürre, vernachlässigte Strandpromenade mit einem Musikpavillon. Von dieser Marina aus genießt man einen prächtigen Blick über die Rhede. Wie mag es hier einst von Equipagen mit geputzten spanischen Schönheiten, glänzenden Uniformen und eleganten Spaziergängern an schönen Abenden belebt gewesen sein! Angenehm hat es sich sicher hier in Manila gelebt; Liebenswürdigkeit, Vornehmheit und Reichtum haben geherrscht, aber auch fabelhafter Leichtsinn, priesterliche Beschränktheit und persönliche Interessenwirtschaft, woran nach dem Muster des parteizerrütteten Mutterlandes alles zugrunde gegangen ist. So manche prächtige Villa in blumenerfülltem Garten war jetzt von der Soldateska belegt. Elegante und einfache Möbel standen im

Freien, notdürftig gegen die Sonne überdacht, und in schmutzigen Stiefeln streckten sich müde Soldatenbeine gleichgültig ob auf Seide oder auf Holz. Von den Landhäusern der Fremden wehte die englische, französische, holländische, deutsche oder irgend eine andere Flagge, die dem Besitzer den Schutz seiner Nation zusichern sollte. Es machte den Eindruck, als ob irgend etwas Freudiges im Schwange gewesen wäre, wenn nur nicht die vielen Schießgewehre geblinkt und nicht die Revolvergriffe überall in den Gürteln hervorgelugt hätten! Von vielen Häusern der Eingeborenen wehte die weiße Fahne, und dazwischen wurde das rote Kreuz der Lazarette sichtbar. Hier draußen war Haus an Haus mit Soldaten belegt, die ein vollständiges Lagerleben führten, ob drinnen oder draußen, in Baracken oder in Zelten. Ich bemerkte, daß Fußgänger angehalten wurden und einen Paß vorzeigen mußten; meinen Wagen hielt niemand an. Gelegentlich huschten kaum uniformierte Radler daher; vielleicht „Meldereiter“ oder Offiziere, die sich so innerhalb ihrer Postenkette vergnügten. Und überall leuchtete die brennendrote Guamella, schimmerte die hellrote Blütentraube der Catena di amor, hing die entzückend zierliche Araña und die in allen Farben prangende Gallana, aber auch die weiße Frangipani an blattlosen Ästen. —

Der Konsul hatte uns nur mit einer gewissen Zaghaftigkeit zum Frühstück eingeladen; in Anbetracht dessen wurden wir angenehm enttäuscht. Der „rauhe Seemann“ fand noch genug des Erquicklichen.

Ueber die Büsche und Zweige des Vorgartens erhob sich der säulengetragene Balkon des Konsulats ganz stattlich. Unten befanden sich die Geschäftsräume; nach oben führte vom Vestibül eine breite Treppe auf einen großen

Flur, auf den die verschiedenen Wohnzimmer mündeten. An den Wänden hatte Dr. Kr. ausgesuchte ethnologische Stücke, namentlich Waffen anbringen lassen. Noch mehr beneidete ich ihn um ein entzückendes Schimmelgespann, auch Philippinenpferde, das mit dem eleganten Wägelchen als ein reizend „fesches Zeug“ seinem persönlichen Gebrauch diente. Wie üblich bleiben Tagalen-Kutscher und Diener barfuß; schwarzweißrote Abzeichen bekundeten ihre Zugehörigkeit zum Konsulat.

Der Aufenthalt in Manila sollte unserer Reise noch eine abermals unerwartete, interessante Wendung geben. Der Konsul teilte nämlich einen vor geraumer Zeit eingegangenen Brief eines Herrn Schück mit, der als einziger Deutscher auf der Hauptinsel Sulu des Sulu-Archipels lebte. Der Archipel hatte bis jetzt unter spanischer Oberhoheit gestanden; sein künftiges Schicksal erschien zweifelhaft. Herr Schück hatte dringend darum gebeten, daß ein in die Nähe kommendes deutsches Kriegsschiff vor Sulu seine Flagge zeigen möge. Die in dem Brief geltend gemachten Gründe bewogen den Konsul, unserem Kommandanten die Sache nahe zu legen, und dieser entschied sich zu meiner hellen Freude dafür, vor Ternate auch erst Sulu anzulaufen.

Eine der berühmten Cigarrenfabriken konnte ich in Manila leider nicht mehr aufsuchen; der Betrieb schien, wenn wohl gemindert, fortzugehen. Ich war auch noch reichlich mit einem edlen Glückstädter Fabrikat versehen, das mir besser mundete, als die fünf- bis zehnfach kostspieligeren Manilas. Ich gebe zu, daß das persönlicher Geschmack war, obwohl meine Glückstädter immer für eine feine, sehr gern genommene Nummer an Bord galt. Die Kenntnis der Preislage behielt ich weise für mich. Für

die noch zahlreichen Unkundigen sei bemerkt, daß die Manila-Cigarre in ihrer Heimat mit dem dicken Ende der Keule, nicht mit dem dünnen in den Mund gesteckt wird.

Sonst wurden Bastdecken, und vor allem Manilastrohhüte mit doppeltem Boden, der annähernd wie ein Korkhelm schützt, erworben. In den mit Schleier umwickelten Hüten sahen wir sehr forsch und pflanzermäßig aus; sie hielten aber nicht besonders.

Am Abend gingen wir wieder Anker auf. Mehrere amerikanische Kauffahrteidampfer grüßten uns mit der Flagge. Als wir durch die große Südeinfahrt bei Corregidor in See liefen, sahen wir noch, wie der Scheinwerfer der „Olympia" das Kampfgelände bestrich, und vor uns am Festland flammte wieder ein mächtiger Brand. Dann ging es hinaus, der Sulu-See zu.*)

Die Fahrt entlang dem südlichen Luzon, Mindoro und Mindanao gestaltete sich im leichten Nord-Ost-Monsun sehr reizvoll; am Tage hohe, schön geformte und üppig begrünte Berge, nachts ein herrlicher Sternenhimmel; darunter die dunkle See mit dem Silberstreifen des Kielwassers, in dem goldfunkelnde Infusorien aufleuchteten. Wir dampften zwischen Mindoro und Luzon hindurch, wobei wir an Steuerbord einen schönen Blick auf den 9000 Fuß hohen Monte Halco hatten.

Drei Tage währte die Reise und gab so einen Begriff von der Ausdehnung der Philippinen.

Es ward immer wärmer und windstill. Unter bleierner Luftstimmung und schwarzem Gewölk, das jedoch beim Ankern wieder dem Sonnenschein wich, wurde am dritten

*) Noch heute — 1903 — sehen sich die Amerikaner dazu gezwungen, auf den Philippinen außer gegen 6000 Polizisten 24 000 Mann, d. h. 1/3 ihrer ganzen Armee zu, belassen.

Tag Sulu — spanisch Jolo — der Hauptort der gleichnamigen, wichtigsten Insel des von Mindanao südwest streichenden Sulu-Archipels erreicht. Ein prächtiges Bild! Eine Parklandschaft lag vor uns, die hügelartig gestaltet war, aus der aber ansehnliche Gipfel einer Bergkette von höchst eigentümlichen Formen bis zu fast 1000 Metern ragten. Besonders zwei spitze Kegel fielen auf und dazwischen wieder festungsartig abgeplattete Einzelmassive. Jene sind ausgebrannte Krater; der höchste führt einer Eingeborenensage zufolge den Namen „Berg der Tränen". Die ganze Insel ist vulkanisch und daher sehr fruchtbar, grün bis oben hin; einen kahlen Fleck gibt es kaum. Den geschwungenen Uferrand säumt die gefiederte Kokospalme, unter der die braunen Pfahlbaudörfer der Eingeborenen charakteristisch sichtbar werden. Auch hinter uns war die Rhede, die wir durchliefen, durch ein ganz niederes Korallen-Eiland und eine andere im Gegensatz dazu malerisch gebuckelte, kleine Insel abgeschlossen; rechts und links öffneten sich die Ausgänge ins Meer. Die Wassertiefe gestattete das Ankern ziemlich nahe am Hafendamm, der von der ummauerten, im Grün versteckten Stadt ausgeht: ein Miniaturstädtchen mit sauberen, weißen oder hellfarbig gestrichenen Häusern, hinter Miniaturzinnen, nach der See, also der Quaiseite zu offen. Unsere Ankunft wurde mit großer Spannung beobachtet. Ein winziges Fahrzeug, einer Dampfjacht ähnlich, lag als Wachtschiff da. Es führte die spanische Flagge; hiernach waren die Amerikaner noch nicht eingerückt.

Die Inseln Basilan, Sulu und Tawi-Tawi sind die bedeutendsten des etwa 360 km langen Archipels, dessen unzählige Inseln sich mit einer Fläche von ungefähr

3700 qkm zwischen Nord-Borneo und den Philippinen erstrecken. Die 104 000 Einwohner, Malaien, bekennen sich zum Islam, aber nicht strenger Observanz; die Weiber z. B. verschleiern sich nicht. Einer europäischen Macht haben sich die Sulu-Insulaner, früher und gelegentlich vielleicht noch heute gefährliche Seeräuber, niemals unterworfen, auch den Spaniern nicht; selbst die Untertanspflicht ihrem Sultan gegenüber ist, obgleich er Herr über Leben und Tod sein kann, eine nur lose. Eine amerikanische Expedition aus den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts brachte die ersten eingehenderen Nachrichten über den Archipel; seitdem berichteten auch Engländer, Spanier und Deutsche. Erst 1876 setzten sich die Spanier fest, indem sie die Sultansstadt an der Nordküste zerstörten und an deren Stelle das befestigte Sulu erbauten, dem sie die Eigenschaft eines Freihafens verliehen. Sonst beließen sie nur einige Militärposten auf anderen Inseln. Jetzt ist das Ende ihrer fruchtlosen Bemühungen gekommen. Wir sind Zeugen dieses letzten Aktes geworden. Obgleich die Amerikaner damals nicht im Sulu-Archipel erschienen, wohl weil ihnen die Philippiner allein noch zu viel Arbeit machten, zogen die Spanier, die übrigens ihrer Behauptung nach selbst nicht recht wußten, ob Sulu unter den Abtretungen an die Amerikaner mit inbegriffen sei, auf Befehl ihrer Regierung mit Sack und Pack ab und überließen es seinem Schicksal. Die Militärposten der übrigen Inseln waren bereits nach Hause gegangen; in wenigen Wochen sollte das Bataillon, das Sulu noch besetzt hielt, folgen. In Bälde gedachte der letzte spanische Gouverneur die rot-gelbe, einst so stolze Flagge niederzuholen.

Vor einer Reihe von Jahren hätte das Deutsche Reich, so hieß es hier, den Besitz von Sulu wie von Nord-Borneo antreten können. Beides war ihm durch Kapitän Schück, einem geborenen Breslauer, der auf Sulu Pflanzer geworden war, im Einvernehmen mit Sultanen und Häuptlingen angetragen. Aber Fürst Bismarck soll zu dem Geschäft kein Vertrauen gehabt haben. Heute war hier Schücks Sohn der Nachfolger seines Vaters, der einzige Deutsche und einzige Europäer auf der Insel nach Abzug der Spanier. Er besaß eine goldene Uhr, die Kaiser Wilhelm I. seinem Vater widmen ließ. Damals hat auch die alte, zur Zeit noch lebende Sultana der Kaiserin Augusta Perlen aus den Sulugewässern gesandt.

Wenn man von der schönen Landungsbrücke, an der ein Querarm zur Bildung eines Kohlenlöschhafens bestimmt werden sollte, durch ein Tor die Stadt betrat, so gewahrte man einige breite, sich rechtwinklig schneidende, saubere Straßen. Schattige Baumgänge säumten sie. Eine hübsche, kleine Schmuckanlage mit blühenden Sträuchern und Blumen erhöhte die Freundlichkeit des Anblicks. Die grünen und grauen Fensterläden der hellen Europäerhäuser zeigten sich fast überall geschlossen; die Bewohner waren bereits fortgezogen. Nur einige Chinesenstores waren in den unteren Stockwerken noch geöffnet. Der Chinese ist eben überall im Osten als Bindeglied der Kultur vertreten, so auch hier. Er kauft auch die Erzeugnisse der Insel an, soweit sie zur Ausfuhr kommen: Perlen und Perlmutterschalen, Trepang, eßbare Vogelnester, Schildpatt, Haifischflossen, Manilahanf, Kopra und einige sonstige Artikel; er führt etwas Kohlen, chinesischen Tabak und vor allem Baumwollzeuge ein, bisher meist

englisches und etwas deutsches Fabrikat. Die Waren gingen in chinesischen Dampfern unter englischer Flagge nach Singapore; früher zweimal monatlich, jetzt seltener. Das Ziel dieser Sulu anlaufenden Dampfer war Menado auf Celebes. Die noch geringe Ausfuhr und Einfuhr ließe sich, wie versichert ward, außerordentlich steigern. Den Chinesen wurde bei der Absicht der Spanier, die Insel aufzugeben, der Boden etwas heiß; doch hatte der Sultan sie zum Bleiben bewogen und ihnen Sicherheit versprochen. Es bestand nach Herrn Schücks Versicherung der Plan, den Großhandel ganz in deutsche Hand zu bekommen; so hatte Herr Schück mit der Firma Lorenzen & Co. in Nord-Borneo einen Vertrag abgeschlossen, wonach die Erzeugnisse seiner Pflanzungen durch diese Firma an den Markt gebracht werden sollten. Auf dem Landungsdamm und in den angrenzenden Straßen lagen Herrn Schück gehörige Schienen einer Spurbahn.

Spanische Posten — die gemeinen Soldaten waren meist Malaien — hielten das Tor, die Mauern und einige kleine Außenforts besetzt. Die schwachen Befestigungen boten nur Schutz gegen Gewehre und vielleicht auch nur gegen solche älterer Konstruktion. Wir gingen sofort durch das Tor ins freie Land und durch die Pfahlbaudörfer am Strande und sahen mit Verwunderung, daß jedermann bewaffnet war, und zwar mit dem furchtbaren Kris, der fast immer tödliche Wunden schlägt. Selbst die Knaben haben schon ihren Kris bei sich, den sie selten ablegen. Dazu sah man mit Hinterladern und Patronengürteln bewaffnete Leute und andere, auch mit Schußwaffen oder Speeren versehene, auf Pferden oder Reitochsen. Kurz alles starrte sozusagen von Waffen,

die wir auf der Insel selbst in einfachen Werkstätten unter dem Schmiedehammer entstehen sahen.

Anfangs erschienen die Leute erstaunt, uns zu sehen, später grüßten manche oder zeigten im Busch willig den Weg. Man sagte uns, sie hätten uns, auch abgesehen davon, daß die Erscheinung des Kriegsschiffes auf der Rhede schnell ruchbar geworden sei, sofort als Nicht-Spanier erkannt; andernfalls wäre uns eine Kugel sicher gewesen. Diese braunen Pfahlbaudörfer sind höchst primitiv. Drinnen und draußen hocken die malaiischen Eingeborenen oder gehen ihren Beschäftigungen nach. Die schlanken, unansehnlichen Männer, bekleidet oder fast nackt, sind alle mit dem um die Hüfte geschlungenen Tuche versehen, in dem der Kris steckt; die ebensowenig schönen, leicht bekleideten Weiber zeigen niemals ein unsittsames Verhalten. Nur Kinder, von den Mädchen aber nur ganz kleine Dinger, liefen umher, wie Gott sie geschaffen hatte. Frauen und Mädchen waren scheu; wenn sie merkten, daß eine Camera auf sie angelegt wurde, verkrochen sie sich ausnahmslos.

Der größte Häuptling der Insel, ein Verwandter des Sultans und kriegsmächtiger als dieser, ist der an der Nordseite wohnende Dato (Häuptling) Jokanain. Auf eine Einladung kam er mit Verwandten und Gefolge in einem großen malaiischen Outrigger-Kanoe zum Besuch an Bord. Es war von höchstem Interesse, diesen von der Kultur angehauchten und doch wieder unverfälschten Wilden zu beobachten und seine diplomatisch gefaßten, schlagfertigen Antworten zu hören. Da er offenbar ein bedeutender Mensch ist, der vielleicht noch eine Rolle in der kommenden Geschichte des Archipels spielt, so sei hier eine kurze Schilderung seiner Person gegeben. Der Dato



ist ein mittelgroßer, verhältnismäßig untersetzter Mann von 35 Jahren. Sein reiches, schwarzes Haar war unbedeckt; die meisten Männer gehen unbedeckten Hauptes umher und ihr schwarzes Haar ist kurz und struppig. Seine klugen, dunklen Augen sahen teils verächtlich, teils neugierig, aber immer lauernd, mit einem Seitenblick umher; seine von Betel rotgefärbten Lippen umspielte ein zuweilen spöttisches, zuweilen gutmütiges und sogar verlegenes Lächeln. Er trug die knappe, etwas verzierte und verschnürte Jacke der Vornehmen und die engen trikotartigen Beinkleider, wie sie dort üblich sind; die Füße bleiben unbekleidet. Über die Schulter hatte er ein Tuch, eine Art Plaid geworfen, und in dem um den Leib geschlungenen Gürtel steckten seine silberne Beteldose und sein Kris, der schon manchen unglücklichen Widersacher oder Sklaven ins Jenseits befördert hat. Mit der geduckten Haltung eines Raubtiers kam er übers Fallreep und nahm ebenso, seitwärts sitzend und nachlässig, in der Kajüte des Kommandanten Platz. Alle Fragen beantwortete er mit größter Zurückhaltung. Herr Schück gab einen gewandten Dolmetscher ab. Über die Einrichtung der Kajüte, namentlich des Schlafzimmers, zeigte sich der Dato entzückt; doch verweigerte er zuerst, manches sich anzusehen, was ihn am meisten anziehen mußte, so Gewehre und Revolverkanonen. Nicht aus Furcht, sondern aus einem sehr bezeichnenden Grunde: er wollte die Sachen nicht sehen, weil er sie nicht haben konnte! Schließlich gestand er es doch zu, und das Abgeben einiger Schüsse mit der Revolverkanone imponierte ihm nicht wenig. Er meinte, ein solches Geschütz solle er nur besitzen, und die Spanier wären längst von ihm fortgefegt worden. Er persönlich stand sich mit dem

spanischen Gouverneur recht gut, da er ein Mann von Verlaß und bei notwendigen Verhandlungen brauchbar sein sollte.

Der Dato verliebte sich ferner völlig in die Mauserbüchse des Leutnants H. und war sehr verstimmt darüber, als sein Wunsch, sie zu erwerben, abgeschlagen ward. Herr Schück meinte, der Dato würde ihm nun Monate lang keine Ruhe wegen der Büchse lassen und ihm schuld an dem vergeblichen Handel geben, denn ein solcher Häuptling sei nicht gewöhnt, daß ihm irgend etwas verweigert werde, was er zu haben wünsche. Rücksicht auf Herrn Schück bewog in der Tat Herrn H., der die Büchse schließlich entbehren konnte, sie dem Häuptling nachträglich zu überlassen. Endlich wünschte der Dato noch Silber und Papier gegen englische Pfunde einzuwechseln. Er lachte über das ganze Gesicht, als er dann eine Anzahl von Sovereigns empfing. Sein Vermögen bewahrt er zu Hause auf; ebenso der Sultan, der ganz beträchtliche Einnahmen haben soll, ohne sein Kapital jemals irgend einer Stelle zinstragend anzuvertrauen.

Beim Abschied lud der Häuptling den Kommandanten ein, mit ihm zu fahren und bei ihm zu nächtigen; als der Kommandant dies abschlug, und ich mich als Stellvertreter anbot, wurde ich höflichst abgelehnt, ebenso einer der Offiziere. Nur der Kommandant sei sein „Freund" erklärte der Häuptling; wir anderen wurden doch wohl nicht als „voll" für diese Würde angesehen. Photographieren wollte er sich nicht lassen, was ihm jedoch nichts half denn er ward von unseren Schnellkünstlern heimlich „geschossen".

Immerhin sollte dieser Tag noch mit einer interessanten Nacht für mich abschließen. Herr Schück lud

einige unserer Offiziere und mich ein, auf seiner Pflanzung zu nächtigen, ein Anerbieten, das wir mit Vergnügen annahmen. Ich war schon am Nachmittag zuvor bei ihm und will daher erst kurz diesen Besuch schildern.

Mehrere Herren waren mit von der Partie; der Stabsarzt, der im grünen Hütlein wie ein steirischer „Gamsjager" aussah und in seinem verwogenen Kostüm bedeutendes als Nimrod versprach, Leutnant H., ebenfalls schwer bewaffnet, in hoch eleganter, funkelnagelneuer gelber Jagdrobe, Leutnant K. mit seinem photographischen Apparat, in imponierenden Wasserstiefeln, und schließlich ich in breitem Korkhut und Gamaschen, mit einem friedlichen Sonnenschirm. Der Stabsarzt meinte, mir fehle nur noch das Schmetterlingsnetz zum reisenden Professor, und da ich meine in den Gürtel gesteckte Decke hinten dick und lang herunterhängen ließ, hatte sein Künstlerauge meine charakteristischen Umrisse erfaßt und er taufte mich: „die kasuarähnliche Gelehrtengestalt". Jedenfalls erregten wir alle die stilllächelnde Begeisterung der Kopra schneidenden Chinesen, als wir unseren Durchzug durch das Städtchen hielten.

Vom Tor leitete der Weg zu einem kleinen spanischen Fort oder Blockhause durch einen ganz niederträchtigen Sumpf, der allerdings nicht viele seiner Art auf der Insel haben soll. Er wirkte um so unangenehmer auf die Geruchsnerven, als der Anfang des durch ihn führenden Dammes gleichzeitig die Stätte ist, „wo Müll abgeladen werden darf" — und der Müll war darnach! Dann ging es allmählich bergan, durch dschungelartige, hier und da von den Eingeborenen angesengte, von Raben überflogene Strecken des harten Alang-Alang-Grases; gelegentlich flatterte ein roter Papagei oder ein

Kakadu durch das Bambusgestrüpp. Überall war die Landschaft hügelig und parkartig; prächtige Mangos und andere Fruchtbäume erhoben sich einzeln oder in Gruppen. Dann und wann tauchten Eingeborene auf, im Turban oder barhaupt; auch Speerreiter, aber nicht Reiter des Sultans. Es sieht immer famos und kriegerisch aus, wenn so ein Kerl irgendwo im Gebüsch hält oder daraus hervorkommt. Alle kannten Herrn Schück; manchmal erhielten auch wir einen Gruß durch Winken mit der Hand. Im Walde, mitten auf einer weiten Rodung zeigte sich das hölzerne Haus Herrn Schücks, ein großes, sogenanntes Borneohaus. Es war noch ganz unfertig. Zwischen den übermannshohen Pfählen, auf denen es stand, und die durch Verkleidung später ein unteres Stockwerk für die „Geschäftsräume" abgeben sollten, lagen Balken, Bretter, Sägeböcke u. s. w. umher; auch die Umzäunung befand sich noch im argen; alles war roh und unbehauen. Eine kurze, schwierig erklimmbare Hühnerleiter führte zu einer Art Verbindungsbrücke zwischen einem kleinern und großen Hause hinan, beide von einem gemeinsamen Dach umschlossen. In dem kleineren Raum flammte das Küchenfeuer; einige Hausangehörige schienen auch hier zu wohnen. In einer Ecke lag ein kranker Malaie. Er zeigte dem Arzt sein widerwärtiges Leiden, während Kinder und Weiber dabei umherstanden. So, ohne jede ärztliche Hilfe, mußte der Mann allmählich zu Grunde gehen. Soweit dies möglich und erforderlich ist, ist der Plantagenherr selbst Arzt für alle; der spanische Arzt ward nie von irgend jemand außerhalb der Stadt gerufen.

Über ein paar Holzstufen gelangte man in das Haupthaus, das wie eine alte nordische Halle anmutete.

Es war ein gewaltiger Raum mit unverkleidetem Dach und Gebälk. Durch den rohen Bretterfußboden sah man die Erde, durch die Spalten der Bretterwände den Himmel. Viereckige Ausschnitte bildeten Fenster, größere die Türen. Es sollte mit der Zeit aber noch alles dichter und wohnlicher gemacht werden. An einem Ende stand ein Tisch mit Schaukelstühlen, daneben mitten im Raume eine Art Büffet mit zerbrochener Tür; an demselben Ende das mit Moskito-Gaze bezogene Ehebett. Das war so eine Art von Herrschaftswinkel. Unmittelbar daran schlossen sich allerlei Lagerstätten, die an den Wänden auf dem Fußboden bereitet waren; hier schliefen die Kinder der Herrschaft, andere Weiber mit ihren Kindern und sonstige Hausklaven. Dies alles in demselben ungeteilten Raum. Das Dach war hoch und trefflich gearbeitet, zum Teil vom Besitzer selbst. First und Sparren bestanden aus einem Holz, das nicht von den Ameisen zerstört wird, und aus Bambus. Gedeckt war mit den schilfartigen Blättern der Sagopalme, die sehr dicht aneinandergefügt wurden. Nägel gewahrte man nicht; alles wird mit Bast gebunden. Einem Taifun würde ein solches Haus nicht standhalten; diese Stürme sind aber hier seltener, und für die häufigeren Erdbeben ist es vorzüglich gebaut. Wir erlebten bei unserem Nachtquartier selbst ein Erdbeben, ohne es zu merken.

Das war das Heim eines deutschen Pioniers! Vielleicht gehörte eine gewisse Naivetät des Besitzers dazu, uns einzuladen, aber auch ein berechtigter Stolz, und sicherlich verschaffte ihm unser Kommen eine große Herzensfreude. Als wir uns um den Tisch in dieser urwüchsigen Umgebung gesetzt hatten und zunächst nichts als einen Trunk warmen Bachwassers erhielten, konnte

ich mich einen Augenblick, als wir allein waren, eines herzlichen Lachens nicht enthalten. Meine durch die Hitze ermüdeten Begleiter saßen mit so gedrückten Mienen da, unsere Kostüme bildeten einen solch lächerlichen Kontrast zu dem, was unsere Phantasie sich vorher über dies „reiche tropische Heim" eines, wie wir glaubten, europäisch eingerichteten Pflanzers ausgemalt hatte, daß die Komik der Lage zum Durchbruch kam.

Wir hatten ja alle so gern hier nächtigen wollen, nachdem wir vermeintlich vorher zahllose wilde Tauben und vielleicht eines der in Aussicht gestellten Wildschweine erlegt gehabt hätten. Besonders Leutnant H. mit dem funkelnagelneuen Jagdanzug und dem eleganten Gehänge für Patronen, Revolver und Waidmesser lächelte unsicher, als der Hausherr nochmals fragte, wer die Nacht über dableiben wolle. Die jungen Herren wiederholten wohl mehr aus Verlegenheit als aus Neigung ihren diesbezüglichen Wunsch. Der Stabsarzt und ich entschlossen uns, wieder an Bord zu gehen. Wir hatten aber die schlechtere Entscheidung getroffen.

Zunächst mußten wir bei sinkender Sonne marschieren, was in diesen Strichen nie sehr ratsam ist. An in Brand gesetztem Alang-Alang-Gras vorbei, durch dessen Rauch die Sonne gelb hindurchglühte — die Eingeborenen stecken es teils aus Freude am Brande, teils zu Jagdzwecken an —, liefen wir uns in einem sumpfigen Pfad fest und mußten wieder umkehren. Mit vorgehaltenen Taschentüchern passierten wir schließlich den Sumpf vor dem Tore; der Stabsarzt meinte erbaulich, es sei, als ob rechts und links der Tod auf einen lauere. Zum Überfluß fanden wir nun auch noch das Stadttor geschlossen; viele beurlaubte Mannschaften standen davor

und konnten ebenfalls nicht hinein. Wir hatten alle keine Ahnung davon gehabt, daß die Spanier um 6 Uhr ihre Stadt zuschlössen. Etwa dreiviertel Stunden dauerte das Warten, was bei Abendluft in diesem Klima nicht sehr angenehm war. Man gab uns von drinnen zu verstehen, wie alles seinen ordnungsmäßigen Gang gehen müsse, bis wir hinein könnten. Endlich waren die scheinbaren Schwierigkeiten erledigt. Man inquirierte, wer wir seien, als ob die Augen diese Frage nicht besser beantworten konnten, als unsere des Spanischen nicht mächtigen Zungen; dann rasselten die Schlösser, und wir durften durch die mit aufgepflanzten Bajonetten angetretene Wache defilieren. Unsere Leute fühlten sich infolge dieses Intermezzos in patriotische Stimmung versetzt und marschierten die „Wacht am Rhein" singend durch die Stadt zur Landungsbrücke.

Am nächsten Morgen kamen die anderen Herren so befriedigt von ihrem Nachtaufenthalt zurück, daß der Stabsarzt und ich beschlossen, es ebenfalls einmal damit zu wagen.

Bei 30 Grad Celsius in der Kammer an Bord zu schlafen, war ja auch kein Genuß! Der Stabsarzt aber kehrte vor dem Tore wieder um, da wir zwei unserer Offiziere begegneten, die an einem Wasserfall gebadet hatten, wobei der eine, Leutnant Sch., von einem Insekt gerade eben beim Passieren des Sumpfes derartig in den Nacken gestochen worden war, daß in wenigen Minuten eine fast faustdicke Geschwulst entstand. Der Stich erschien sehr bedenklich, so hielt es der Arzt für seine Pflicht, wieder mit an Bord zu gehen. Durch energisches Eingreifen und geeignete Vorsichtsmaßregeln wurden dann auch böse Folgen für Herrn Sch. abgewendet, wenngleich

eine nicht unerhebliche Halswunde entstand. — Somit begab ich mich, und zwar mit Leutnant K., der schon tags zuvor dort gewesen war, auf die Pflanzung hinaus.

Dort angelangt — wir hatten notabene an verschiedenen Tauben vorbeigeschossen — machte man es sich „leicht“, was in den Tropen „sehr leicht“ heißen will. Auskleiden und Waschen ging ungeniert vor aller Welt vor sich; ein Extrazimmer stand eben nicht zur Verfügung.

Später gab es ein erträgliches Abendbrot, eine gute Hühnersuppe und einige Fisch- und Fleischgerichte, dazu trockenen Reis, sogenannten Bergreis, der hier allein angepflanzt wird, da im allgemeinen die sumpfigen Niederungen für anderen Reis fehlten. Bier, natürlich warm, aber trinkbar, Kaffee und Zigarren machten den Beschluß. Die braune Hausfrau setzte sich auch mit heran. Sie war eine einer Häuptlingsfamilie entstammende, bis auf die breite Rassennase und die dicken, blauen Lippen durchaus nicht häßliche Eingeborene, aus deren dunklen Augen sehr viel Intelligenz sprach. Ein großer Junge und ein ganz kleines Mädchen, beide ziemlich hellfarbig, befanden sich am Leben, andere Kinder waren gestorben. Die übrigen Hausbewohner gingen hin und her; kleine Sklavenkinder bedienten uns mit viel Geschick. Die Frauen haben einen eigentümlichen Anstand im Schreiten; immer etwas Feierliches, Schwebendes, nur wird zuweilen der Leib etwas zu stark vorgestoßen. Sie benahmen sich, wie schon erwähnt, mit tadelloser Sittsamkeit und trugen, ebenso wie Chinesinnen, geschlossene Beinkleider. Am Abend wurde musiziert; europäische, schwitzende Petroleumlampen leuchteten. Immer mehr Leute sammelten sich an. Von einer der jungen Frauen ward mit Holzstäben auf abgestimmten, in Bindfäden wagerecht hängen-

den Bronzekesseln eine rhythmische Musik hervorgebracht, die sich immer wiederholte; dazu ward, meist von Männern, auf größeren gongartigen Becken mit umwickelten Klöppeln die klangreiche Begleitung ausgeführt, während zwei Burschen auf dem Boden hockten und mit ihren Händen das Dach eines hölzernen Hühnerställchens dröhnend bearbeiteten, wodurch ein trommelartiger Klang entstand. Eine richtige Trommel fehlte. Gelegentlich tanzte ein Bursch auf einer Matte etwas vor; das Tanzen bestand hauptsächlich in Arm- und Fingerverrenken und einem gleitenden Vorwärtsbewegen der Füße und des ganzen Körpers durch gewaltigen Muskeldruck. Jede Nüance wurde mit wildem Beifallsgeschrei der im Kreise umhersitzenden oder hockenden braunen Menschen begleitet. Kinder liefen zwischendurch, oder ein Gewehrträger kam hinzu. Der gefüllte Patronengürtel wurde von den Tänzern nicht abgelegt; ich glaube, auch der Kris nicht. Die Frauen sahen noch zum Teil wie Kinder aus; ihr langes schwarzes Haar trugen sie aufgelöst. Die am besten spielte, die jüngste, war mit ihrem runden Gesichtchen und stumpfen Näschen die hübscheste. Sie kokettierte auch bisweilen ganz ordentlich mit ihren dunkel aufblitzenden Augen, während die anderen meist gar keine Notiz von uns nahmen. Auch ein Castagnettentanz wurde improvisiert, zu dem die Castagnetten an Ort und Stelle mit einem Kris aus einem Stück Holz gehauen und am Feuer gehärtet wurden. Ich debutierte ebenfalls als Castagnettenspieler, dank einer als Junge erworbenen Klapperfertigkeit mit zerspaltenen Wäscheklammern, und erntete dafür einen äußerst schmeichelhaften, tosenden Beifall. Draußen in der Waldeinsamkeit zirpten unterdessen die Grillen und schwärmten die Glühwürmchen. Ich er-

hielt honoris causa ein Bett mit dankenswertem Moskitonetz und schlief trotz fortdauernden Tanzvergnügens und späteren Kindergeschreis friedlich und sicher.

Am nächsten Morgen erhielt Herr Schück eine Botschaft vom Sultan, infolge derer er beschloß, nicht wie beabsichtigt war, mit der „Möwe" zu fahren, die an diesem Vormittag nach der an der Südküste befindlichen Sultansresidenz Maynbun in See gehen wollte, sondern quer durch die Insel zu reiten, was nur gegen 2½ Stunden in Anspruch nimmt. Mein Begleiter mußte an Bord zurück, während ich von Herrn Schück ein Pferd erhielt, um mit ihm zu reiten.

Ehe wir die Plantage verließen, gab es noch eine aufregende Szene.

Tags vorher war ein Knabe, Sohn einer Haussklavin, gestohlen worden. Herr Schück kam dem Missetäter sofort auf die Spur. Es war ein dem Spiel ergebener Bursche, der zur Deckung seiner Spielschulden — Spielschulden sind Ehrenschulden, heißt es auch bei den Sulus — den Jungen gestohlen hatte, um ihn zu verkaufen. Zu diesem Zwecke hatte er sich mit seinem kleinen Bruder verbunden, der sich im Hause befand und ein Spielkamerad des geraubten Kindes war. Der große Bruder hatte den kleinen überredet, das jüngere Kind in den Busch zu locken, wo es von einem Dritten in Empfang genommen ward. So der vermutete Tatbestand. Zunächst nahm Herr Schück den größten Knaben ins Gebet, der erst hartnäckig leugnete, dann aber infolge einiger Ohrfeigen und Drohungen sich zu einem die Vermutung bestätigenden Geständnisse bequemte. Daraufhin wurden Leute mit Gewehren ausgeschickt, um den erwachsenen Burschen zu holen oder im Falle seiner Weigerung ihn

niederzuschießen. Nach kurzer Zeit kamen die Leute mit dem Delinquenten ins Haus.

Ich sah, wie er draußen zwischen ihnen marschierte, aber seinen Kris noch im Gürtel trug. Im Hause wurde ihm den Kris abgenommen, was er sich ruhig gefallen ließ, worauf er sich auf den Boden niederhockte. Stehend nahm Herr Schück ihn ins Verhör; die anderen Leute des Hauses standen schußbereit daneben, während einige, wohl die älteren und angesehenen, in die Verhandlung gelegentlich mit hineinredeten. Die Mutter des gestohlenen Knaben saß schweigend daneben, indem sie mit hochgezogenen Beinen auf einem europäischen Stuhl hockte. Von der Verhandlung verstand ich natürlich nichts, ich merkte aber, daß der Bursche sich verstockt gebärdete. Auf einmal überkam Herrn Schück der Zorn. Er stürzte sich auf den Burschen und versetzte ihm heftige Schläge über den Kopf und ins Gesicht. Wie er mir nachher sagte, habe er bedauert, daß er sich hierzu hätte hinreißen lassen; der Bursche habe ihn aber durch die freche Antwort, Herr Schück möge selber gehen und suchen, zu sehr gereizt. Vorher hatte übrigens der kleine Bruder das Geständnis, das den großen belastete, in dessen Gegenwart wiederholt. Nun fing der Bursche an am ganzen Leibe zu zittern, zu weinen und über seine Beine und seinen Körper nervös mit seinen Händen umherzufahren. Ich hielt dies für Todesangst und erwartete jeden Augenblick Zeuge des Erschießens sein zu müssen. Wie mir Herr Schück aber später erklärte, sei der Bursche nicht furchtsam gewesen, sondern nur maßlos wütend über die in Gegenwart anderer empfangene Züchtigung. Bis zum Äußersten wollte mein Wirt ohne Geständnis des Mannes nicht gehen, und da wir unsern Ritt antreten mußten,

so unterbrach er die Untersuchung, und ließ den Burschen an Händen und Füßen binden, was dieser sich wieder widerstandslos gefallen ließ. Wie die Geschichte dann geendigt hat, weiß ich nicht; doch fürchte ich, blutig.

Herr Schück erzählte mir, wie sein Vater in den Besitz der Familie des gestohlenen Kindes gekommen sei. Der Familienvater hätte einen Mord an einer Herrn Schück sen. gehörenden Person, ich glaube, einer Frau, begangen; und der Sultan, der Vater des jetzigen, habe nach Untersuchung und Aburteilung zu dem durch Blutsfreundschaft ihm verwandt gewesenen Europäer gesagt: „Bruder, Du weißt, was du zu tun hast.“ Darauf hat der alte Schück den Mörder erschossen und war nun nach dem Gesetz verpflichtet, der Ernährer der verwaisten Familie zu sein und damit ihr Herr. — Sein Vater habe sich die Freundschaft des Sultans und des Suluvolkes hauptsächlich während einer Mißernte auf der Insel erworben, wo er vielen Darbenden, ohne Nutzen daraus zu ziehen, mit seinen Vorräten ausgeholfen hätte. Dies alles und seine — des Sohnes — Heirat mit der Häuptlingstochter habe ihm selbst, nachdem er auf Borneo kein rechtes Glück gehabt, die Wiedererlangung eines Teiles des früheren Besitzes seines Vaters, nebst den Liegenschaften seiner Frau verschafft, und sein unvermeidlich gewesener Übertritt zum Mohammedanismus gewährleiste ihm die Anerkennung als ein Häuptling auf der Insel und seine Sicherheit. Übrigens habe er noch Brüder auf Borneo.

Der Ehebruch wird bei den Sulu-Insulanern streng bestraft. Dem ehebrecherischen Weibe wird das Haar abgeschnitten; sie ist dann dem Verführer als Sklavin verfallen; dieser darf aber von dem Ehemann getötet wer-

den, kommt jedoch mit einer Geldstrafe davon und kann nicht verletzt werden, wenn er sein Vergehen anzeigte und es einem Richterspruche unterbreitete. Derartige Urteile scheinen vom Sultan oder, in ernsteren Fällen, von einem Häuptlingsgericht zu ergehen. Die meisten Eingeborenen sind, soweit sie nicht als Sklaven den Häuptlingen angehören, Klein-Grundbesitzer. Der Besitz vererbt sich auf die männliche Linie. Landverkauf kennt man nicht.

Außer den geltenden Bestimmungen des Korans erläßt der Sultan Gesetze. Zur Gesetzgebung bedarf er aber der Zustimmung der Häuptlinge; seine Oberherrschaft ist mehr eine nominelle und beruht lediglich auf Familien-Tradition. Der jetzige Sultan zählte etwa 25 Ahnen. Er bezog nicht unbedeutende Einkünfte, namentlich aus der Fischerei der Perlen, deren Preis er festsetzt. Die schwarzen Perlen sollen nicht so selten sein und den höchsten Wert besitzen.

Die Sklaverei ist mild; die Leute werden, wenn sie sich nichts zu schulden kommen lassen, gut behandelt und sind ihren Herren-Familien unbedingt ergeben. Trennung der Sklavenfamilien durch Verkauf kommt vor, ist aber höchst selten. Herr Schück meinte, daß bei Übernahme der Schutzherrschaft durch eine Macht, welche die Eingeborenen in ihren Sitten nicht kränken, die Sklaverei und die Religionszustände in ihrer jetzigen Form dulden oder erstere vorsichtig ablösen würde, sich viel machen ließe, und dies ohne größere Schwierigkeiten. Durch Ankauf der Sklaven ließe sich das Arbeitermaterial sehr gut auf der Insel selbst beschaffen, und der Boden sei vorzüglich zu allerlei Kulturen. Bis jetzt sei nur etwa ein Drittel der

ca. 300 Quadratmeilen der Hauptinsel in Benutzung genommen.

Bei glühender Sonnenhitze bestiegen wir unsere kleinen Pferdchen; ein Eingeborener ritt voran. Pferde kann man von etwa 36 Mk. ab kaufen. Der Ritt bot dem Auge allerlei Fesselndes. Meist ging es hügelauf, hügelab auf schmalem Pfad durch endlose Strecken verblichenen und grünen Alang-Alang-Grases. Die Gäule rupften sich dann und wann ein Maul voll ab. So vom Halme fressen sie es, geschnitten kann das harte Zeug nicht werden. Man hat einmal versucht, es zu Papier zu verarbeiten, aber das Papier taugte nichts. Überall sah man einzeln oder in Gruppen prächtige Bäume stehen, meist Fruchtbäume, wie Mangos, Brotfrucht, Durian und Palmen aller Art, darunter die schlanke Betelpalme, die durch ihren geringelten Stamm und ihre besonders zierliche Form auffällt. Luftwurzeln, Lianen und andere Schmarotzergewächse erhöhten das Malerische, namentlich der Waldbäume, die oft weithin Schluchten und Hänge bedeckten, ohne den parkartigen Charakter des Landes zu ändern. Häufig zeigten sich schwarze Lavablöcke, dann wieder Tapioca-Pflanzungen mit ihren halb kohl- halb palmenartigen Stämmchen. Die Erdnuß, die süße Kartoffel, selbstverständlich die Banane und Bergreis werden viel gebaut. Davon leben die Leute, denen außerdem noch reichlich Fischnahrung zu Gebote steht. Gelegentlich taucht auch ein niederer, baumbuschiger Hain auf — das Grab einer Häuptlingsfamilie. Einmal im Jahre wird Totenfest gehalten; die Angehörigen lesen dann an den Gräbern ihrer Verstorbenen einen Abschnitt aus dem Koran.

Meist wurde munterer Schritt, zuweilen ein höchst

angenehmer Trab geritten, auf den die Tiere eigens dressiert sind. Mein Gastfreund trug einen Fes, der gleichzeitig seine Würde bezeichnete. Letztere wird erhöht durch einen Kris mit einem von Edelsteinen besetzten Elfenbeingriff und goldverzierter Scheide, ein Geschenk des verstorbenen Sultans an Herrn Schücks Vater. Außer Kakadus und schönen Schmetterlingen bekamen wir wenig Getier zu Gesicht. Vom Walde hörten wir die Stimme wilder Hähne, deren Gefieder besonders prachtvoll sein soll, während die Henne sich wenig von unseren Haushennen unterscheidet. Wir sahen auch keine der, wie es heißt, zahlreichen Wildschweine und Hirsche. Von Reptilien kommt die Kobra vor, und namentlich die Pythonschlange, die bis sechs Meter lang wird. Dicht vor Maybun gewahrte man vulkanische, baum- und buschlose Berge, die in ihrer kurzen, grünen Bedeckung aussahen, als ob sie mit Saat bestellt seien, was aber nicht der Fall ist.

Maybun kündigte sich an mit seinen Hütten und Gärtchen unter Palmen. In der Ferne sahen wir das Steingrab eines Sultans; dann durchschritten wir einen kleinen Fluß, der aber doch so tief war, daß man die Füße auf den Sattel ziehen mußte, passierten ein harmlos turmartiges Gebäude, eine „Festung“, und gelangten über einen hübschen Uferplan mit Brücke und Hütten auf den umwallten, schlecht gesäuberten Hof eines nur für Dorfverhältnisse ansehnlichen Gebäudes — es war der Sultanspalast! Man merkte, daß viele Frauen im Hause lebten, die sich aber sofort versteckten. Auf den engen dämmerigen Korridoren und in den kleinen Räumen, die solch überwiegend hölzerner Bau besitzt, wimmelte es von Bewaffneten. Der Sultan empfing uns in einem

einfachen loggienartigen Zimmer, in dem ein großer Tisch und einige Vitrinen mit allerlei Geschirr standen; ebenso prangten auf dem Tische einige schlechtgeputzte und künstlerisch mangelhafte Silber- oder Alfenidegegenstände, wie Tafelaufsätze, Wiener Kaffeemaschinen und dergleichen; Dinge, die der Sultan dem abziehenden spanischen Gouverneur abgekauft hatte.

Der Sultan, Muhamed Jamabul, war ein nicht sehr schöner, etwas gedunsener Herr von 30 Jahren, dem einige schwarze Bartborsten das Kinn nicht eben verzierten. Er benahm sich ganz freundlich, schüttelte kräftig die Hand, machte aber den Eindruck eines wenig willensstarken, mißtrauischen Charakters. Seine Ratgeber beherrschten ihn scheinbar völlig, besonders der intelligent aussehende Hadje Buts, dessen braungelbes Gesicht ein grüner Turban krönte. Der Sultan wickelte sich auch seinen Turban feierlich ums Haupt. Seine Hautfarbe war ziemlich hell. Er hockte mit nackten Füßen, in buntkattunen Hosen auf einem Stuhl und beschäftigte sich mit seinen Fußzehen. Verheiratet war der Sultan nicht; er gebot nur über Konkubinen. Er besaß mehrere Brüder; seine Mutter, die kluge und intrigante Sultana Juchijamila sollte den stärksten Einfluß auf ihn besitzen und hauptsächlich mit den Ratgebern regieren. Von diesen fielen außer Hadje Buts, der auch religiöses Oberhaupt und des Arabischen in Wort und Schrift mächtig ist, noch zwei auf; ein betagter Herr mit spitzem Bart, von negerhaftem Typus, und ein fetter, alter Genüßling, — wenigstens sah er so aus, — mit hängendem Schmerbauch, glattrasierten Hängebacken und kleinen, schielenden, listigen Augen, und einem jovialen Zug um den breiten, dicken Mund — so ein Mittelstück zwischen ara-

bischem Sklavenhalter und einem den Lebensfreuden holden, altrömischen Senator. Er war ein Verwandter des Sultans. Die Herrschaften interessierten sich besonders für Nachrichten aus den Philippinen, die ich ihnen frisch auftischen konnte. Eine größere Zahl von Männern und Jünglingen hörten schweigend diesen Auseinandersetzungen und Herrn Schücks Verdolmetschungen zu.

Zum Frühstück erhielten wir zunächst lauwarmes, trübes Trinkwasser in gezackten Glasschalen, die zu allem andern eher, als zu Trinkgefäßen geeignet erschienen. Dann gestaltete sich die Sache hoffnungsvoller; allerlei Gebäck, von Hausklavinnen bereitet, wurde gebracht, nebst einigen Frühstücksgerichten; dazu gab es Schokolade, eigenes Gewächs. Ich fand das Aufgetischte mehr oder weniger schauderhaft, bis auf gebackene Bananen, die ganz vortrefflich waren und für mich als pièce de résistance dienen mußten. Glücklicherweise führte ich noch eigenen Cognac bei mir, der mir, da ich ja dem Koran nicht verpflichtet war, das Trinkwasser schmackhafter und gesünder machen durfte.

Später wurde ich noch zur Sultana geführt, die ein ähnliches, aber etwas weniger stolzes Haus bewohnt. Der Weg dorthin führte über einen der niederträchtigsten aller Knüppeldämme, durch Mangrovensumpf, und das bei glühendster Mittagssonne! Zudem war die hohe Dame augenblicklich unpäßlich und ließ mich bitten, nachmittags noch einmal wieder zu kommen; als Stellvertreter diente ihr jüngster Sohn. Das Sultanahaus ist, wie alle unansehnlichen Häuser ringsum, Pfahlbau, der auf den bei Ebbe trocken liegenden, schwarzschlammigen, kleinen Fluß hinausgeht. Man sah eine Art von Deckengemälde auf Holz, rohe, einheimische Arbeit, allerlei Flure, matten-

belegte Lagerstätten und Öffnungen in den Holzwänden wie Kassenschalter von Bretterbuden auf deutschen Jahrmärkten; dazu herrschte Dunkelheit und angenehme Kühle. Über dem Sultanshaus lag ein mit Holzverschalung unterkleidetes Wellblechdach; die Sultana besaß diesen Luxus nicht.

Eine Menge junger Leute umgab uns; neugierige Weiber und Kinder tauchten im Hintergrunde auf, verschwanden aber wieder schleunigst. In einem Nebenhause sah ich ein paar junge Weiber bunte Seidenbänder wirken; sie waren selbst in bunte Seide gekleidet, d. h. von den Hüften ab; ich konnte ihre wirklich sehr schönen Rücken und Schultern und gelegentlich ein hübsches Profil bewundern. Vielleicht waren es die Weiber des jungen neunzehnjährigen Prinzen, der neben mir saß. Dieser erfreute sich, obgleich er wie ein magerer Sekundaner erschien, schon vier rechtmäßiger Weiber. Er sah mit seinem langen, in einer geraden Linie vom Munde zurückweichenden Kinn und seinen, in der landesüblichen engen Trikothose unbeschreiblich dünnen Schenkelchen nicht nach Heldentum aus; doch sollte er ein ganz anderer Kerl zu Pferde sein und schon manchen Eber vom Sattel aus mit seiner Lanze niedergestoßen haben. Auch hätte der schön ziselierte Kris in seinem Seidengürtel, den er mich betrachten ließ, mehr als einen ihm mißliebig gewordenen Hausſklaven ins Jenseits befördert. Anderseits erzählte man doch von großen Schwächen dieses Jünglings, die namentlich aus seiner Opiumsucht entsprängen. Da das Opium ihm über seine Frauen ging, so hätten — der Palast-Fama nach — seine beiden darüber ungehaltenen jüngsten Gattinnen ihn kürzlich windelweich

durchgehauen, nachdem sie ihm vorsichtig vorher den Kris abgenommen gehabt.

Einer seiner Sklaven trug ihm stets zwei Silberkästchen nach, das eine für chinesische Cigaretten, das andere für den Betel.

Die Betelbüchse führt hier ein jeder mit sich, gewöhnlich vorn im Gürtel. Sie enthält die Betelnuß, etwas rohen Kalk, noch ein pflanzliches Ingredienz und die grünen Blätter einer Pfefferart. Kurz sei hier die allerdings bekannte aber immer ein wenig variierende Sitte des Betelkauens erwähnt: abgeschabte Teile der Nuß werden mit den anderen Substanzen gemengt in ein Blatt gerollt und dann etwa eine Viertelstunde gekaut. Danach findet Erneuerung statt. Nach wenigen Minuten ist eine blutrote Flüssigkeit entstanden, welche den Lippen ein widerwärtiges Aussehen giebt; dies wird durch die schwarzgefärbten Zähne erhöht. Das Schwärzen soll übrigens zum Schutz der Zähne gegen den Einfluß des Kalkes stattfinden und nicht eigentlich vom Betelkauen herrühren, sondern bewirkt werden durch abgestandene Kokosmilch, in welche ein glühendes Eisen abgelöscht und zu der noch ein Pflanzenstoff hinzugesetzt würde. Nur die Erwachsenen schwärzen die Zähne. Dem Betelgenuß erscheinen alle Altersstufen ausnahmslos ergeben zu sein. Ich habe eine Portion völlig durchgekaut und eigentlich nichts Auffälliges beim Geschmack empfunden, es sei denn eine gewisse Herbigkeit und dabei starken Fluß des blutroten Speichels. Übrigens wird auch daneben Tabak gekaut.

Als ich das hintere Haus durchschritt, wo auf lebensgefährlich durchlöcherten, morschen Brettern über dem Wasser einige Dutzend Familien mit entsprechender Kinder-

zahl kochten, schliefen und umherkrochen, stellte sich ein kleines zwei- bis dreijähriges Mädchen keck vor mich hin, das splitternackt und seelenvergnügt eine Cigarette rauchte wie eine Alte.

In einem Eingeborenen-Outrigger — zur Ehrenbegleitung wurde mir ein Verwandter des Sultans mitgegeben — fuhr ich wieder an Bord der inzwischen auf der Rhede angelangten „Möwe". Nachmittags wurde von dem Kommandanten und den Offizieren ein offizieller Besuch beim Sultan abgestattet, wobei unsere Gig Schwierigkeiten fand in Überwindung des flachen Fahrwassers und des engen Flußlaufes.

Diesmal hatte der Sultan eine Art indischen Civils als Festkleidung angezogen. Bei dem folgenden Palaver benahm er sich ganz würdevoll und gab klare Antworten. Unter anderem stellte er den allerdings nicht neuen Satz auf: „Freundschaft braucht zu keinem bestimmten Zweck geschlossen zu werden, sie kann um ihrer selbst willen bestehen." Ich glaube, er witterte die Amerikaner! — Kein Ratgeber, geschweige denn einer der andern anwesenden Männer, sprach ein einziges Wort, aber ihre großen Augen und gespannten Mienen verrieten den lebhaften Anteil, den sie dieser Unterredung widmeten. Dann gab es denselben festlichen Imbiß wie am Vormittage. Schließlich gestattete der Sultan nach einigem Zögern noch, daß er photographiert würde. Es geschah dies auf seinem mit seltsamen, alten Geschützrohren verteidigten, übrigens schlecht gehaltenen Hofe, in Gemeinschaft mit den europäischen Besuchern. Als wir an Bord zurückfuhren, drängten sich die Eingeborenen bei sinkender, aber noch brennender Sonne auf ihren Pfahlbauten an der lagunenartigen Flußmündung. Einige steckten auch beneidens-

werterweise im Wasser. Darüber flogen Kakadus von Ufer zu Ufer. — Später sahen wir den Prinzen und seinen älteren Bruder als Gegenbesuch an Bord. Der Sultan ließ sich mit „Unwohlsein“ entschuldigen, ebenso war die Sultana noch immer unpäßlich.

Tags darauf gingen wir Anker auf nach den Molukken.

Vorläufig sollten sich der Sultan und der Dato Jokanain geeinigt haben, die Stadt gleich nach Einschiffung der Spanier zu besetzen, Handel und Wandel aufrecht zu halten und die Chinesen zu schützen. Kein Eingeborener sollte bewaffnet durch das Tor kommen dürfen, „denn“, sagte Jokanain sehr verständig, „wozu braucht man Waffen, wenn man handeln will?“ Aber Jokanain selbst liebte sie sehr und er war ein großer Fuchs.

Was die Amerikaner inzwischen auf der Inselgruppe angefangen haben, die trotz zeitweiliger Anzweiflung mit in den Philippinenvertrag einbezogen wurde, vermag ich nicht zu sagen.

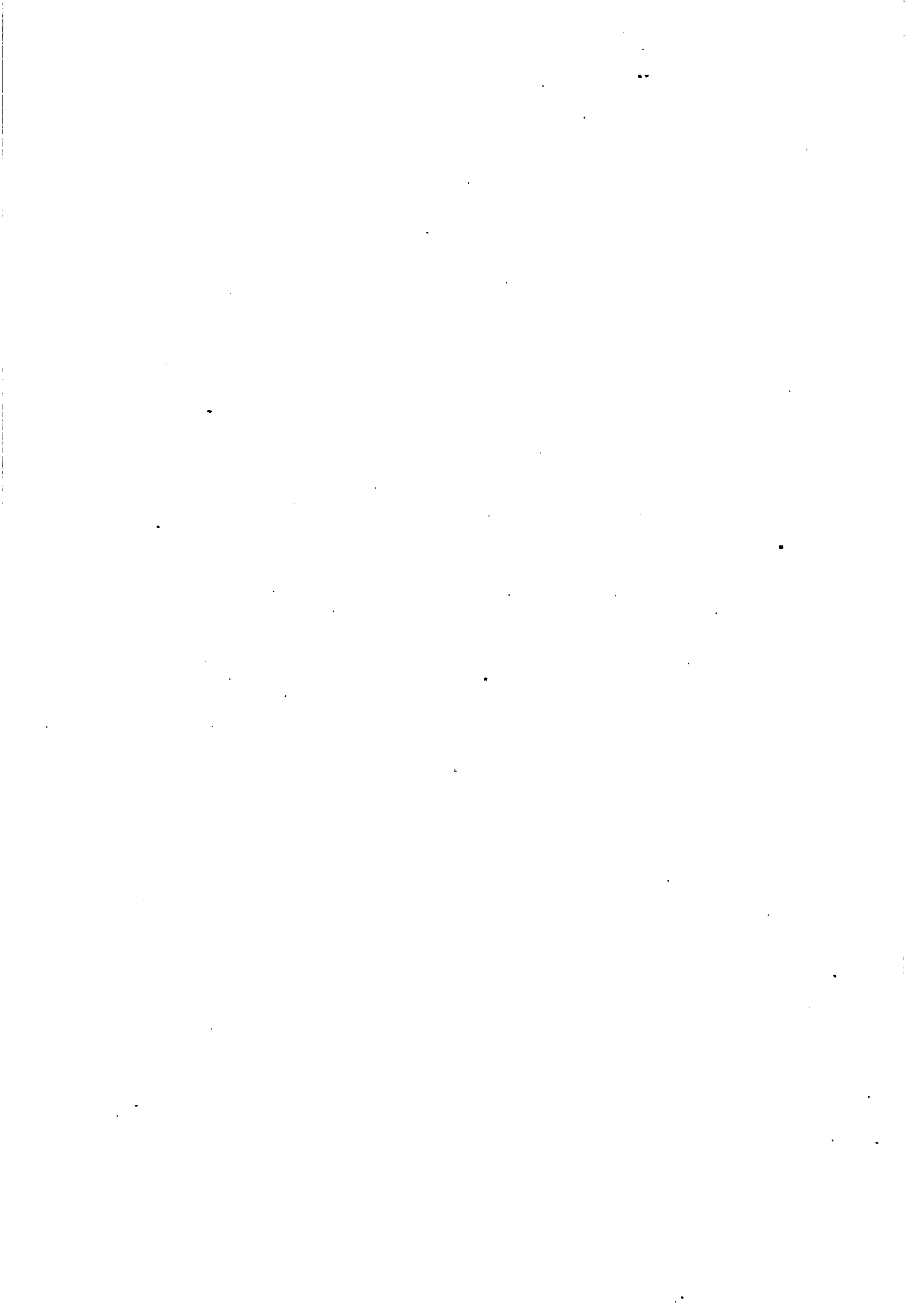


2. Kapitel.

Weiterfahrt durch die Molukken nach Neu-Guinea und Neu-Pommern.

Die Philippinen entlang. — In Ternate. — Holländische Kolonialhäuser. — Passieren der Linie. — Amboina. - Bei Ceram und durch die Pittstraße. — Der Marchesa-Hafen auf Battanta. — An der Nordostküste Neu-Guineas. — In der Astrolabe-Bai — Etwas über Kaiser-Wilhelmsland und die Neu-Guinea-Kompagnie. — Die Arbeiterfrage. — Holländisch und Englisch Neu-Guinea. — Zusammentreffen mit dem beschädigten „Cormoran". — Stephansort und Friedrich-Wilhelms-Hafen. — Trennung vom „Cormoran" und Fahrt nach Neu-Pommern.







Auf der Weiterfahrt passierten wir noch eine ganze Reihe Inseln der Sulu-Gruppe, unter anderen Kiassi. Es gab immer wieder anziehende Berg- und flache Korallenküsten mit eifrigen Fischern zu beobachten, auch interessante Kimmspiegelungen, bei denen die Palmenhaine noch in ziemlicher Nähe, wie in einem überschwemmten Gebiete, direkt aus dem Wasser heraus zu wachsen schienen. Herrliches Farbenspiel der tiefblauen Celebes-See verschönte diese Bilder obendrein.

Kein Schiff begegnete uns auf unserem südöstlichen Kurs; die zunehmende Hitze schien den sich rasch nähernden Äquator zu verkünden.

Bei den sonntäglichen Gottesdiensten verlas Leutnant K. an dem mit einer Flagge überdeckten Spill eine gedruckte Predigt. Sein pastoraler Vortrag war tadellos. Die Blechinstrumente unserer noch in den musikalischen Windeln liegenden kleinen Bordkapelle strengten sich tapfer zur Produzierung eines würdigen Chorals an. Bei der Musterung vorher beteiligte ich mich nicht, aber mit Hingabe am „Kirchenschnaps", der in Form eines ge-

meinsamen gemütlichen Glases Sekt auf der Kampanje unsere Seelen wieder in irdisches Gleichgewicht zu bringen pflegte.

In 55 Seemeilen Abstand wurde der 16 400 englische Fuß hohe Gamma Komorro auf Gillolo gesichtet, und am 19. März gingen wir nach herrlichem Anblick des 2200 Fuß hohen Hiere und der noch höheren Nachbarinseln vor Insel und Stadt Ternate, dem holländischen Gouvernementssitz der Nord-Molukken, während eines Sonnenunterganges zu Anker. Düsterste Gewitterschwärze, brennendes Rot, violettes und indigofarbenes Wasser, sattes vegetatives Grün und tiefblaue, himmelstürmende Vulkankegel kontrastierten, und dumpf rollte der Donner von der See her.

Wir erfuhren, daß unser kleiner Kreuzer „Cormoran“, der vor uns auf dem Wege nach Samoa Hongkong verlassen gehabt, hier seinen Besuch gemacht hätte, und zwar erst vor wenigen Tagen, um Kohlen zu nehmen, welche Absicht auch uns herführte. Nunmehr hatte er uns die geringen Kohlenvorräte Ternates weggefischt und wir mußten nach Amboina, worüber ich übrigens gar nicht traurig war. Je mehr es zu sehen gab, um so besser!

Ternate bietet wohl eine der schönsten Szenerien, die man im Osten finden kann.

Man vergegenwärtige sich eine üppige Tropenlandschaft, wie die von Sulu, aber dabei die Stadt am Fuße eines etwa 5000 Fuß aufragenden, noch tätigen Vulkans, der dicht mit hohem Baumwuchs, eingestreuten Fruchtfeldern, Büschen und Grashochebenen bedeckt ist; ja, sogar die Lavarisse und Schründe des sehr steilen Gipfels sind wie von einer einzigen kurzen Moosdecke übergrünt. Als Seitenstück erhebt sich in unmittelbarer

Nachbarschaft der noch schroffere, 6000 Fuß hohe vulkanische Kegel der Insel Tidore, zu dem wunderbar gezackte Bergketten hinanführen. In dem strömenden, blauen Meeresarm zwischen diesen größeren Inseln schwimmt ein niedrigeres, herrlich fruchtbares Kegel-Eiland, die Insel Maylara, oder „Noorwegen“, die auf geringem Raum schon über einen erstaunlichen Reichtum von Kokospalmen gebietet. In der Ferne ringsum schließen andere Inseln; man könnte wähnen, auf einem den Lago Maggiore ins Gedächtnis rufenden Binnensee zu ankern.

Die schimmernde Stadt streckt sich weit am Ufer hin. Ihre niedrigen Häuser verbergen sich fast unter Palmen und Fruchtbaumkronen; am Ufer sind es Pfahlbauten und Hütten der Eingeborenen. Ein Tempel mit schnörkelhaftem, vielstöckigem Turmdach fällt auf, sowie das stattliche Haus des Sultans von Ternate, der hier aber nicht zu residieren pflegt. Auch die alten Mauern des etwas zurückliegenden Forts Willemstad verstecken sich im Grün.

Ich liebäugelte mit dem steilen Pik und glaubte in meiner Unschuld, ihn besteigen zu können. Später erst erfuhr ich, was schon eine ganz kleine Besteigung in diesem Klima besagt. Die Kürze unseres Aufenthalts hinderte ohnedies jeden ehrgeizigen Versuch.

Zum ersten Male sah ich hier die reizend traulichen holländischen Tropenwohnungen, die gar nichts Protziges haben, vielleicht dem englischen Stil an Eleganz nachstehen, aber den Reiz der Idylle am meisten bewahren. Ich fürchte sehr, daß wir Deutschen unsere Stammesgenossen darin nicht erreichen, sondern mit dem bunten Allerlei von Gotik, Altdeutsch, Renaissance, Barok u. s. w. ebenfalls unsere Kolonien nach und nach beglücken werden.

Meinem Geschmack nach ist der holländische der reizendste Koloniestil der Erde.

Ternate ist nur ein ruhiger, kleiner Ort. Wenn man von der Landungsbrücke ans Ufer stieg, befand man sich gleich in einer einreihigen, von hübscher Allee — ich meine es waren Tamarindenbäume — beschatteten Strandstraße, in der die niederen Häuser villenartig zurück in Gärten lagen. Ähnliche, doppelreihige Straßen liefen parallel oder führten im geraden Schnitt landein. Diese Gartenstraßen, in denen man zwischen Hecken, Blumengärten und Baumgruppen geht, bedeuten das Charakteristische einer holländischen Niederlassung. Sie sind meist still und friedlich; Schmetterlinge übergaukeln die Wege. Die Häuser haben schon der Erdbeben wegen nur ein Stockwerk; über dem gestreckten, weiß abgeputzten Unterbau hängt ein Pfannen- oder graues Strohdach tief hinüber, sodaß es wie mit einem weiten Mantel das ganze Haus beschattet. In der Front pflegt es eine von kurzen Säulen getragene, eingebaute Veranda zu überragen, auf deren Steinfliesen bequeme Sessel einladen, sich im Kühlen niederzustrecken. Blühendes Rankengewächs klettert um die Fenster oder übers Dach; reizende, farbenprächtige Blumen verschönen den Vorgarten; Kokos-, Sago-, Betel-, Fächer-Palmen-, Muskatnuß- und andere Gewürzbäume schließen sich zu einem dichten Hintergrund. Von der Veranda aus sieht man durch die Stubenflucht, die je nach Besitz einfacher oder eleganter, aber immer behaglich ausgestattet ist, und meist ein angenehmes, kühles Dämmer gewährt. Welch eine Wohltat das ist, weiß man zu schätzen, wenn man den glühenden Sonnenbrand an ungeschützten Straßenstellen vorher durchwandert hat. Viele Häuser sind auch Holzhäuser und stehen, nach Tropenart,

nicht auf dem Boden, sondern auf kurzen Pfählen. Die Bodenfeuchtigkeit berührt sie dann nicht unmittelbar, und die Luft kann darunter durchstreichen; eine geschützte Holzveranda, zu der Stufen hinanführen, umgibt sie. Manchmal finden sich beide Stile vereinigt. Es gibt auch einige Straßen mit enger geschlossenen Steinhäusern und getünchten Mauern; die Vorgärten fehlen, nur Abzugsgräben mit Grasstreifen bringen etwas Ländliches in das Bild. An jene schließt sich ein Markt und die überall im Osten vertretene Chinesenstadt, die mit niedrigen Stein- und Holzhäusern und Kaufgewölben den nicht uninteressanten, aber uneleganten, eigentlich chinesischen Charakter bewahrt. Hier findet sich auch das meiste Treiben. Die Chinesen zeigten in Kleidung schon den etwas europäisierten Anstrich des wohlhabenderen Handelsmannes; das eigentliche Volk stellen die Malaien. Unter den Arbeitern sah man viele, fast nackende, schöne, dunkelbraune Gestalten, welche die verschiedensten, zuweilen recht lächerlichen Kopfbedeckungen zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen trugen. Das Klima ist heiß, wird aber durch Seebrise und Regen gekühlt und gilt auf den ganzen Molukken nicht für ungesund.

Hier tragen die Eingeborenen keine Waffen; sie bekunden eine besondere Vorliebe für leuchtende Farben ihrer Kleidung. Viele grüßen höflich, namentlich tun dies die aus europäischen Mischehen stammenden, besser erzogenen Kinder. Sehr einladend steht das stattliche Schulhaus da; es ist, nebst sauberen Nebengebäuden, solch ein Holzbau, wie er eben geschildert wurde. Ein schattiger Hof umgibt es. Dessen eine Seite war das Reich der weiblichen Jugend. Ganz allerliebste, weißgekleidete Schulmädchen, kleine und große, in allen Farbenschattierungen des Gesichts und Halses spazierten dort Arm

in Arm auf und ab oder spielten fröhlich Haschen. Ich habe nirgend in den Tropen so prachtvolle und gesunde Kinder gesehen, wie in Niederländisch-Indien; ich komme auf diesen Punkt später noch zurück. Auf der entgegengesetzten Seite tollten die übermütigen Jungen, auch meist nette, kräftige Burschen. Die Lehrer und Lehrerinnen benutzten die Pause zum bedächtigen Wandeln unter der Veranda. Bald darauf drang wieder ihre Stimme aus den Fenstern der schattigen Zimmer zur Straße hinaus.

Ternate ist ein Hauptstapelplatz des Paradiesvogelhandels. Dieser herrlich gefiederte Vogel bewohnt Neu-Guinea. Dort wird er von einheimischen Jägern in Massen gefangen, von holländischen Händlern aufgekauft und, ausgebalgt, über die Molukken nach Amsterdam verschickt. Hier befindet sich der Hauptmarkt dieser in Europa hochbezahlten Ware. Wir besuchten ein holländisches Kaufhaus, wo in dem niederen Hofgebäude Kisten an Kisten vollgepackt mit Paradiesvogelbälgen standen; braune, rote und schwarze. Ihr Wert wechselt mit der Mode; letztere erzielten zur Zeit den höchsten Preis. Ich erwarb ein herrliches, braunes Exemplar mit wundervollem, goldgelbem Schleiergefieder an den Seiten für 20 Mk. und ein kleines dunkelrotes für 4 Mk. Die charakteristischen, zarten, beiden Schwanzfedern der Tiere zeigten sich sehr gut erhalten.

Dem „Cormoran“ war von den liebenswürdigen Holländern eine höchst freundlich verlaufende Festlichkeit veranstaltet worden; auch uns wollte der Vertreter des gerade abwesenden Gouverneurs einen Empfang bereiten. Doch der Kürze der Zeit halber lehnte der Kommandant dies leider ab. Zum Ersatze schickte man uns eine reiche Menge köstlicher Früchte an Bord.

Als wir am Abend darauf die Rhede wieder verließen, genossen wir abermals einen Sonnenuntergang von ergreifender Schönheit. Mächtige Wolkengebilde türmten sich am Ternatekegel empor und bäumten sich über ihn; andere umflossen den von Tidore, der sich mit seiner Spitze klar aus ihnen hervorhob. Die nicht zu schildernde Farbenpracht des Westhimmels lag zwischen ihnen, und auf einem Grat des Maylan-Gipfels flammte die Feuerschlange eines bergauf züngelnden Waldbrandes. Mit seltsam fliegenden, viereckigen Segeln ausgestattete, wie venetianische Gondeln hinten und vorn hochgeschnäbelte Auslegerboote gingen, von zahlreichen Eingeborenen bemannt, den Wolken entgegen, zum Fischen in See.

Als es dunkelte, erschien Triton an Bord. Neptun schickte ihn zum Komplimentieren, da wir nachts den Äquator passieren sollten.

Wir hatten jetzt einen großen Tisch auf der Kampanje, an dem wir in der Regel speisten. Hier empfing der Kommandant mit den Offizieren Herrn Triton. Dieser kannte keine Schüchternheit. Als man ihm ein Glas Bier anbot, erklärte er, daß man bei Neptuns nur Sekt trinke; eine zarte Anspielung, die ihm freilich nichts half; und als ihm zum Abschied der Kommandant die gefüllte Zigarrenkiste mit der freundlichen Aufforderung, sich ein paar Zigarren mit auf den Weg zu nehmen, hinhielt, ließ er erst einige prüfend durch die Finger gleiten, warf sie zurück und sagte kaltblütig: „Ich will man lieber die ganze Kiste mitnehmen". Sprach's, steckte die Kiste unter den Arm und zog langen Schrittes mit ihr ab.

Am nächsten Nachmittag war Linientaufe — aber gründlich! Der übliche Pomp ist ja bekannt, ebenso daß

vollständige „Maskenfreiheit“ an Bord unserer Kriegsschiffe die starre Etikette dann auf einige Stunden siegreich durchbricht. Auf deutschen Schiffen wird dies alte seemännische Scherzspiel noch am treuesten gepflegt; gewiß zum Nutzen. Die Mannschaft nimmt ein solches Intermezzo stets sehr dankbar auf; es besitzt auch seine erziehlichen Nebenwirkungen, und zwar nicht nur für Untergebene. An Roheit grenzende Derbheiten können sich gelegentlich dabei ereignen; ein solcher Nachteil wird aber durch die Früchte des entfalteten urwüchsigen Humors aufgewogen. Als schöpferisch leitende Kraft erschien diesmal der „Vizedoktor“, der erste Lazarettgehilfe, der eine recht amüsante Taufrede in Knittelversen zusammengebracht, in der jeder Würdenträger vom obersten bis zum untersten sein Spiegelbild fand. Die Herren vom Achterdeck erhielten dabei für ihre Verdienste schöne Blechorden; ich einen solchen für „Kunst und Wissenschaft“, wohl der erste und letzte meines Lebens, weshalb ich ihn dankbar hinnahm. Wie üblich, hatte während der Feier Neptun selbst das Kommando des Schiffes übernommen und die Leute am Ruder und sonstige Posten durch seine eigenen Mannschaften ablösen lassen. Die erforderlichen Trabanten, der Kaplan, der Doktor mit der Spritze, der Barbier mit dem Riesenrasiermesser u. s. w. fehlten nicht. Als Präludium trieben sie auch auf der Kampanje ihren Unfug; so hatte sich einer aus zwei Bierflaschen ein geniales Doppelglas konstruiert. Der Herr auf den es gemünzt war, verweigerte schlauer Weise hindurchzusehen; ein anderer nahm es harmlos hin und kaum führte er es an die Augen, so ergoß sich aus der Flasche ein schwarzer Tintenstrom über sein weißes Zeug. Natürlich hatte sich jeder, der zum ersten Male den Äquator passierte, ohne

Ansehen der Person der Taufe zu unterwerfen und sich danach an- oder vielmehr ausgezogen. Das Taufpublikum war sehr zahlreich und vielseitig, darunter zwei Offiziere und ich als „Civiliste“. Leider wollte man meine Wendekreistaufe, die ich einst als Kadett, mit allen Schikanen auf der alten „Niobe“ erlitt, nicht mit in Anrechnung bringen.

Mit mehr oder minder Zagen umdrängten die Mannschaften, denen der große Akt galt, das für ein so kleines Schiff enorm große und tiefe Taufbassin an Backbord, zwischen Großmast und Bordwand. Jenseit des Bassins hing ein Segeltuchvorhang von Bord zu Bord, der noch irgend ein schauerliches Geheimnis barg. Feierliche Ansprachen seitens Neptuns und des Kommandanten erfolgten. Unsere Bordkapelle fand gleichfalls entsprechende Verwendung. Beim Aufrufen des Täuflingsnamens erhob sich jedesmal, je nach Ansehen und Bordruf der betreffenden Persönlichkeit, ein schwächerer oder lebhafterer Beifalls- und Heiterkeitssturm. Unter den Mannschaften wehrten sich einige der Täuflinge, die sich von den älteren Kameraden nichts Gutes versahen, entschieden gegen die zugedachten Liebkosungen; dabei kam es zuweilen zu erheblichen Ringkämpfen außerhalb und innerhalb des Bassins. Einer der beherztesten Täuflinge riß zum allgemeinen Gaudium beim Kippen des Brettes, auf das er gesetzt war, Neptuns übereifrigen Profoß mit sich, sodaß auch dieser, herausgeputzt wie er war, eine halbe Minute in der tiefschwärzlichen Flüssigkeit verschwand. Was es mit dem Geheimnis hinter dem Bassin, gegen dessen Erforschung sich alle am meisten sträubten, auf sich hatte, sollte ich leider am eigenen Leib probieren, wenn man sonst auch sehr schonungsvoll mit mir umging und mich

ohne viel Einseifen oder Rasieren, Seewasserschlucken u.s.w. kippte, wobei ich aus alter Erfahrung den Mund klüglich geschlossen hielt. Dem triefend aus dem Bassin gehobenen Täufling öffnete sich nämlich wie ein Drachenschlund der Bauch eines von Backbord nach Steuerbord reichenden Windsackes, den man zu durchkriechen hatte. Natürlich war der Sack, zumal die Dampfspritze hintennach arbeitete, durchgeweicht und zeigte eine stetige Tendenz zur Darmverschlingung. Es kostete keine geringe Anstrengung hindurchzukommen, der kurze Weg erschien endlos; man meinte ersticken zu müssen und begrüßte das wiedererscheinende Tageslicht mit ungeheuchelter Erleichterung. Glücklicherweise kroch vor mir Leutnant K. Ich sah im schwach durchfallendem gelben Dämmerlicht die weit schimmernde Rundung seines Sitzsystems vor mir, dank dessen Dimensionen die volle Weite des Sackes in Spannung gehalten wurde. Es ward geradezu meine Rettung!

Für einen Herrn in höheren Semestern erschien dieser Taufmodus als keineswegs genußreich. Na — mitgefangen, mitgehangen! Es ging schließlich noch, und ein gewisser Stolz, endgültig als Neptunssohn geeicht zu sein, erfüllte den erst beklommenen Busen hinterher doch. Meine von Neptun eigenhändig unterzeichnete Linientaufe-Bescheinigung zähle ich jetzt mit Vergnügen zu meinen bedeutsamsten Personalpapieren.

Eine geziemende innerlich feuchte Fidelitas vor und achter dem Maste beschloß den ersten fröhlichen Abend auf der südlichen Halbkugel. Unsere Ananasbowle war schön; wenn wir Eis gehabt hätten, wäre sie noch idealer gewesen.

Am 22. langten wir nach Durchlaufen der Passage zwischen den Inseln Kelang und Manipa vor Amboina oder Leitimor auf der Insel Ambon, der holländischen

Residentschaft der Süd-Molukken, an und machten außerhalb des inneren Hafens am Kohlendepot Tandjung Murgayen fest.

Es herrschte eine grimmige Hitze, die jedoch am nächsten Tag durch Gewitter und Regen Abkühlung fand. Der Lloyddampfer „Stettin“ war auf seiner üblichen Route nach Neu-Guinea vor einigen Tagen im Hafen gewesen. Leider mußten wir einen schwer Typhuskranken — einer war schon in Hongkong zurückgelassen worden — ausschiffen. Sehr erfreut waren wir über unsere Wäsche, die wir an Land gaben und in einem prachtvollen Zustande, der die Chinesenwäscher Hongkongs tief hätte beschämen müssen, von den holländischen Malaienwaschleuten pünktlich wieder zurückerhielten.

Amboina war ein idyllischer Aufenthalt, und die Liebenswürdigkeit der Holländer wieder groß. Sie wollten uns allerlei Feste geben; allein wir gingen fort.

Es war möglich, direkt von Bord an den Strand zu gehen, wo da und dort Eingeborenen-Hütten unter schattigen Bäumen hervorlugten. Auch ein verlassenes Europäerhaus mit einem verwilderten Gärtchen und Ananasbeeten, zwischen denen zahllose blauschwänzige Eidechsen umherhuschten, träumte hier. Wir lagerten uns in eines der im Sande liegenden Canoes oder in unsere Korbstühle, sogenannte Longchairs, die wir unter überhängenden Ästen aufstellten, um dann, von kühler Brise umweht, auf die weite, blaue, rings von Bergen umschlossene Bucht hinauszublinzeln, während an Bord Hitze und Kohlenstaub herrschten. Auch hier gab es herrliche Gewitterstimmungen zu beobachten; Eingeborenen-Boote seltsamster Formen, zuweilen förmliche Hausboote, näherten sich im Vorbeifahren. Manchmal trommelte ein

Mann auf ihnen eintönig zur Ergötzung der Rudernden; manchmal schossen sie, lediglich mit einem Palmenzweig als Segel, vor dem Winde dahin.

Eins der Strandhäuschen war ein Wirtshaus. Zum Zeichen hing ein Bambusknittel an seiner Tür, auf dem der nackte Wirt dröhnend klopfte, wenn es wieder frischen Palmenwein gab. Dann kamen die Nachbarn von nah und fern und holten sich davon. Schaumbedeckt stand der Palmenwein in einem großen irdenen Topfe in der ärmlichen Hütte, darüber lag eine Schöpfkelle, eine Kokosnußschale am Stiel; andere Kokosnußschalen standen als Trinkgefäße bereit, und jeder, der trinken wollte, nahm sein Schälchen und füllte es sich „frisch vom Faß". Der Wein besteht in einer trübgelben Flüssigkeit, der durch einen Wurzelstoff eine sehr herbe, doch aromatische Bitterkeit beigebracht ist. Zuerst mundet sie wie gallenbittere Medizin; aber ich glaube, man kommt bald auf den Geschmack. Ich kam beinahe darauf. Ein bedeutender Vorzug ist die Billigkeit des Weins, und für manche Leute die Möglichkeit, sich bei leidlicher Ausdauer in ihm berauschen zu können. Bei dieser Gelegenheit lernte ich drei Trinkkumpane von Beruf kennen, ehemalige holländische Unteroffiziere, die ihre Pension im Lande verzehren: einen Schweizer, einen holländischen Mischling und einen Franzosen. Der Schweizer erzählte, daß die Schönen von Amboina keinen Mann heirateten, der einen Bart trüge, — sein eigener machte dies allerdings glaubhaft. Am originellsten erschien der Franzose. Der Mann war vor allem Schmetterlingsfänger und versandte seine Beute an europäische Sammler. Er trug außer seinem Netz ein wunderliches Kostüm, nebst allerlei Gerät am Gürtel, darunter ein Buschmesser und einen Revolver, um, wie

er erklärte, Schlangen zu erlegen oder zu verscheuchen; es gebe solche von 5 Meter Länge und darüber, also wohl die auch auf Sulu vorkommende Pythonschlange. Übrigens war er ein armer Teufel und ein kindlich-gutmütiger Deutschfresser.

Die ganze Umgebung Amboinas, der man die Spuren des gewaltigen Erdbebens vom Jahre 1898 überall ansieht, ist herrlich, wennschon die imponierenden vulkanischen Zuckerhüte Ternates fehlen. Sonst hat man alles: Wiese, Wald, Berg und wunderbare Aussichten. Leider konnte ich nur kurz mit der Flinte umherstreifen, ohne etwas zu erlegen. Doch eine Canoefahrt in einem Eingeborenen-Outrigger bleibt mir unvergeßlich. Der Einbaum zog zwar so viel Wasser, daß man die Füße immer auf den Kokosnuß-Ballast stellen mußte; aber in dem klaren Krystall, zwischen den Korallengebilden, die sich wie poröse, flachgepolsterte Rundsessel, dann wieder wie Fächer und Büsche ausbreiteten, war es märchenhaft schön. Unter ihnen oder in den tiefen, grünlichen, braungeränderten Rissen, die sie umschlängelten, standen oder glitten Fische der verschiedensten Färbungen und Zeichnungen in Scharen, darunter viele von kaum Handlänge und leuchtend tiefblauer Farbe.

Auch die Stadt Amboina besitzt ihre Reize, obwohl sie erheblich durch das genannte Erdbeben beschädigt worden ist und teilweise mit ihren Ruinen an Manila erinnerte. Schon war das meiste im leichtesten Stile tapfer wieder aufgebaut. Da gab es eine geschlossene Chinesenstadt mit einfachen Magazinen und Läden; die prächtigen, alten, grasbewachsenen, durch das Erdbeben unheilbar rissig gewordenen, braunroten Ziegel-Bastionen des Forts Viktoria; einen weiten grünen Exerzier- und

Spielplatz; herrliche Alleen von hochwipfeligen Muskatnußbäumen und alte, einstöckige holländische Steinhäuser, die sich trotz ihrer Risse gehalten haben. Man sah gutgekleidete Offiziere und Unteroffiziere — es stand ein Regiment hier — und auch einmal wieder rein europäische Damen und Kinder.

In den gartenartigen Straßen der äußeren Stadt ward vor den Häusern viel feilgeboten, meist Eßwaren unbekannter Herkunft und Form; aber alles sah sauber aus. In den Flußläufen, welche den Ort durchschneiden, erblickte man viele Waschende und Badende.

Besonderes Vergnügen bereitete ein Abendspaziergang über den wimmelnden, offenen Markt, wo bei Licht und Lampe verkauft ward, vielleicht weil am Tage die Hitze hinderte. Die deutsche Petroleumlampe beherrschte auch hier das Feld. In jeder noch so ärmlichen Hütte hing sie. Man spazierte zwischen Licht und Dunkel, spielenden Kindern und rastenden Alten, zwischen Bananen, Sago- und Arekapalmen, die sich malerisch am mondbeglänzten Himmel abzeichneten, über Wiesen und zwischen von Glühwürmchen durchhuschten Büschen und Bäumen wieder auf die heimatlichen Planken zurück. Man bettete sich dann, trotz Mondscheins wieder an Deck, sah Boote nahen, aus denen Lachen und helle Frauenstimmen ertönten — späte Schwärmer, die das fremde Kriegsschiff sich noch einmal von außen ansehen wollten — hörte auf ferne Trommeln und Gongs und schlief mit dem Gedanken ein: Morgen wieder ein anderes Bild!

Die Holländer eroberten die von den Portugiesen entdeckten Molukken im Anfange des 17. Jahrhunderts. Ihren Hauptgewinn suchte die niederländisch-ostindische Kompagnie in Gewürz-Monopolen, die noch bis über die

Mitte des 19. Jahrhunderts aufrecht gehalten wurden. Z. B. rottete man die Gewürznelken auf Ternate aus und gestattete ihren Anbau nur auf Amboina, während man Muskatnußbäume auf die Banda-Inseln verwies. So hielt die Regierung die kostbaren Pflanzen unter Kontrolle und nutzte sie allein aus.

Von Amboina gingen wir dann aus der Bandasee, den Äquator wieder kreuzend, nord- und ostwärts.

Wir dampften bei Mondschein durch strömende Engen zwischen Kelang und Babi nach Bonona.

Am nächsten Tage glitten wir dicht unter der großen Insel Ceram entlang, wo die berüchtigten malaiischen „Kopfjäger" hausen, und deren alpenartige Berge bis zu 10000 Fuß in die Wolken steigen; alle sind von Wäldern bedeckt und noch überwiegend unerforscht.

Abermals trat bleierne Regenstimmung ein. Wir sichteten wieder viel Treibholz, darunter Aloes. Wie gewöhnlich von rastenden Vögeln besetzt, bietet so ein mit starrenden Ästen und Wurzeln schwimmendes Baum-Inselchen immer ein anziehendes, kleines Seebild, das von weitem die Phantasie oft auf vermeintlich treibende Schiffbrüchige hinlenkt.

Zwischen Misol und Kamir Islands einerseits und Kofian andererseits liefen wir in der Nacht durch; dann durch die stark strömende Pittstraße zwischen Battanta und dem an Steuerbord der Papua-Halbinsel Neu-Guineas vorliegenden Salwatti. Rings immer bergige, von unermeßlichem Urwald bedeckte, unerforschte Wildnis; selten erspäht man an den Ufern Pfahlbauhütten unter Kokospalmen. An der Südostecke Battantas steuerten wir in den überraschend sich öffnenden, in schweigender Waldeinsamkeit gelegenen Marchesa-Hafen hinein, der

seinen Namen von der Yacht einer Forschungs-Expedition besitzt, und unter beständigem Loten auch in dessen Seitenrundung, den bisher noch nie von einem großen Schiff befahrenen Paradies-Hafen. Bis zu etwa 700 Meter mochten die dichtgrünen Berge ringsum ragen; an irgendwelche Bodenkultur ist dort auf lange hinaus nicht zu denken. Auf einem Inselchen, dem Eingang abgekehrt, entdeckten wir ein Pfahlbaudorf.

Einige Offiziere fuhren an Land, kehrten aber bald wieder zurück, da ein Versuch, in den „Busch“ zu dringen, hoffnungslos sei. Es hatten sich jedoch Adler und allerlei farbenprächtige, unbekannte Vögel gezeigt, daher versuchten auch der Kommandant, Leutnant K. und ich noch unser Heil. Wir trachteten, an verschiedenen Stellen zu landen, konnten aber nur soweit, als das bißchen vom Wasser entblößte Sandufer reichte, unter Zweigen, Stachelranken und Wurzeln durchkommen; dann stieg der Urwald gleich zu steil aufwärts. Bei einer verlassenen Feuerstelle machten Leutnant K. und ich einen energischen Schlußversuch. Mit dem oft hängenbleibenden, geladenen Gewehr war das keine Kleinigkeit; 50 bis 100 Schritt kämpften wir uns aufwärts, wobei die Füße fortwährend ausglitten, und die vermoderten Pflanzen, an denen man sich halten wollte, abbrachen; besonders bildete ein langer, den Hang schräg hinuntergestürzter, feuchter Baumstamm, den wir als Brücke benutzen wollten, eine förmliche Rutschbahn. Die morschen Stämme, Schlingpflanzen, Stachelgewächse, die ganze Waldverfilzung, dazu Nässe der Blätter und zahllose Ameisen brachten uns endlich dazu, die verzweifelte Kletterei schweißgebadet wieder aufzugeben. Wir begnügten uns mit dem für Neulinge in der Wildnis erhebenden Gefühl, die ersten menschlichen Wesen, jedenfalls die ersten

Weißen gewesen zu sein, die ihren Fuß auf dieses Stück unbequeme Erde gesetzt hatten. Vögel sahen wir allerdings; einige Schrote pfiffen an ihnen vorbei; die getroffenen Tiere wären auch im Busch verschwunden gewesen. Vorher waren wir einem Canoe mit Eingeborenen begegnet. Mehrere schwarze, wildaussehende mit Speer, Bogen und Pfeile bewaffnete Papuas schaufelten darin. Wir stoppten es. Die Wilden sahen uns immer groß und schweigend aus ihren dunkeln Augen an; ich schenkte einem eine Cigarre, die er stumpf, ohne Zeichen des Dankes annahm. Ein alter Herr erinnerte mit seiner sinnenden, ernsten Miene und seinem gelblichen Kranzbart überraschend an die Physiognomie Ibsens.

Dann verließen wir den weltfernen Winkel wieder und gingen durch die Dampierstraße, die nicht zu verwechseln ist mit der gleichnamigen zwischen Neu-Guinea und Neu-Pommern.

Vier Tage dampften wir an der Nordostküste Neu-Guineas entlang, indem wir auch in die Geelvinck Bai hineinsteuerten und durch den Kanal bei der Insel Jappen liefen. Wir ahnten so die ungeheuere Ausdehnung Neu-Guineas, dieser größten Insel der Erde.

Das obere Gebirge war immer von horizontal geschichteten, weißen Wolkenballen bedeckt; nachts brachten uns die gefürchteten Regengüsse mit großer Regelmäßigkeit um unsere Ruhe; tags herrschte bei geschlossenen Bulleyes im Schiff Stickhitze. Ich erinnere mich aber, bei herrlicher Brise und schäumender blauer See von achtern, während wir Segel gesetzt hatten, eines besonders stimmungsvollen „Kirchenschnapses“ — Sekt mit Soda — auf der sonntäglichen Kampanje. Er wurde mehrfach photographiert. Meine bei etwa 40 Grad in der Dunkelkammer

unter Schweißströmen fixierte Aufnahme ergab leider ein unenträtselbares Nachtbild, in dem nur eine rhetorisch geschwungene Hand schwach erkennbar wurde; wahrscheinlich war es die des Stabsarztes.

Wir liefen bei den Schouten- und anderen Inseln vorbei nach Kap D'Urville, von wo wir Kurs nach der Matthy-Insel zu nehmen gedachten, die auch auf Wunsch des Berliner Museums für Völkerkunde besucht werden sollte; leider aber machten neue Typhusfälle einen Strich durch die Rechnung. Ein Kranker lag so schwer darnieder, daß wir wegen seiner schleunigen Ausschiffung direkt nach Stephansort laufen mußten.

Die bergige, weißwolkige Finschküste, die flache Hansemann-Küste, die Mündung des Kaiserin Augusta-Flusses lagen hinter uns; wir waren durch die schönen, zum Teil guten Anbau zeigenden Schouten-Inseln — wieder andere als die vorher genannten gleichnamigen Inseln — hindurchgegangen. Weit achteraus sah man die langstreichende Rauchwolke des hohen Kegels der Vulkan-Insel verschwinden; nun traten links die Dampier- und die Rich-Insel hervor, und vor uns zur Rechten eine Reihe geschlossener Inseln; dahinter ein in ungemein malerischen Umrissen ansteigendes Gebirge mit dem gerundeten Hansemannberg, wo Friedrich-Wilhelmshafen liegt, und die sich weit öffnende und ostwärts, nach links, ziehende, prachtvolle, tiefblaue Astrolabe-Bai. Immer schönere, üppig grüne Bergkulissen, die sich ineinander schoben, wie die Vorberge des Brockens bei Wernigerode; darüber, rechts voraus, tiefer im Innern, die gewaltigen Gipfel des Bismarck- und Krätke-Gebirges, welche die Wolken überragen. Zu diesen zählt ein ganz eigentümlicher Koloß, dessen abgerundeter Bau klar und scharf, einer riesigen Dom-

kuppel ähnelnd, über dem Gewölk im klaren Himmel schwamm. Er erinnerte mich lebhaft an den, im kleineren Maßstabe, ähnlich gestalteten Areskutan in Schweden.

Nach links verlaufen dann, näher an die See tretend und deshalb noch imponierender, die zackenreichen, ebenfalls die weißen Wolken durchbohrenden Häupter des Finisterre-Gebirges. Alle diese Giganten messen zwischen 3 und 4000 Metern, zum Teil vielleicht noch darüber. Auf dem grünen, flachen Winkel, vor der niederen Kette, die zum Bismarck-Gebirge überleitet, und deren schmarotzerbedeckte, starke Baumindividuen den waldbedeckten Gipfellinien die phantastischsten Ausgestaltungen verliehen, verstecken sich unter Palmen Erima und Stephansort.

Eine große Stille, etwas ergreifend Feiertägliches liegt über der weiten Bai. Sie bietet, mit den duftigen Inseln in der Meeresferne, eins der schönsten Panoramen der Erde. Man stellt es dem Neapels an die Seite. Ohne Zweifel übertrifft es aber den Glanzpunkt Italiens noch an Großartigkeit und Üppigkeit; andererseits vermißt man den Stempel der Vollendung: den Menschen und die Spuren seines künstlerischen Schaffens! Vielleicht ist dies nur gewissermaßen eine apriorische Empfindung. Man weiß, es ist dort fast nichts als unzugänglicher Urwald vorhanden und deshalb schließt der Geist instinktiv auf eine Leere, vermißt deren Ausfüllung und damit das Letzte, Höchste. Gewiß gibt es Naturansichten, die solches Spekulieren ausschließen, die nur auf Empfindung beruhen und gerade durch Abwesenheit jeglichen Menschentreibens die Seele zum völligen Vergessen und vollendetsten Genießen hinreißen; es gibt aber auch solche, die andere Bedingungen stellen. Möglicherweise hängt das mit den Gesetzen der Erfahrung



und, als Folge, mit getäuschter Erwartung zusammen. Aus Gewohnheit verlangt man Schiffsstaffage und eine vom Villenkranz umgebene große Stadt mit Türmen, Mauern, Palästen, und davor einen Mastenwald.

Ob es je dazu kommen wird? Hoffentlich! Wenn wir, und vermutlich noch eine lange Reihe künftiger Generationen, dies auch nicht mehr erleben werden.

Ein guter Teil der bisherigen Enttäuschungen beruht auf verkehrten Maßnahmen. Kaiser Wilhelmsland ist zweifellos ein ganz herrliches Land und immerhin zugänglicher als manche andere Küste, die wir inzwischen sahen.

Hier seien einige Bemerkungen gestattet zu Erfahrungen, die ich erst nach und nach erwarb.

Trotz allem, was man zu lesen bekommt, macht man sich daheim nur schwer einen Begriff von der Beschaffenheit, dem Wert und den bisherigen Bestrebungen unserer Besitzungen in der Südsee.

Das Hauptinteresse — von Samoa und den anderen Neuerwerbungen abgesehen — richtet sich auf Neu-Guinea, das in unserem Archipel die Rolle des Kontinentes spielt. Und doch ist in Wirklichkeit diese Rolle gering.

Ich habe Blicke von Stephansort, von Friedrich-Wilhelmshafen, von der Ramu-Mündung und von Berlinhafen aus in das Land getan, abgesehen von tagelangen Küstenfahrten in größerer Distanz. Im ganzen sah ich also recht wenig; doch bekommen auch jahrelang dort weilende Leute nicht viel mehr zu Gesicht. Klein ist die Zahl derer, die tiefer eindringen wollten oder konnten, und auch diese sind bisher nicht allzuweit gelangt.

Schon der Blick von den Küsten aus erklärt dies teilweise. Wir sehen oft prachtvolle Landschaften, nament-

lich, wie geschildert, an der Astrolabe-Bai. Die begrünten Bergriesen reizen den Entdecker und Naturfreund entschieden zur Durchforschung und zum Erlangen neuer, ungeahnter Naturgenüsse; allein schon diese steilen, sich ineinanderschiebenden Felskulissen, die etwa einem erstarrten Meer von kurzen, gigantischen Wellen gleichen, warnen den Eindringling. Sie drängen sich zu dicht, um breite Längstäler vermuten zu lassen; bequeme Quertäler und Pässe scheinen auch zu fehlen; man glaubt, einzig eine ununterbrochene Folge von tiefen Längseinschnitten zu bemerken, die eine unaufhörliche, aufreibende Kletterarbeit bedingen würden.

Und in der Tat bestätigen die Zeugen, die relativ weit vordrangen, diesen durchweg von Hindernissen starrenden, aufgetürmten oder aufgemauerten Charakter des an die Nordküste vorstoßenden Neu-Guineas.

Nun breiten sich vor diesem abweisenden Wall allerdings teilweise weite Ebenen, die aber bisher als solche von nicht minder abweisender Art wirkten. Es sind dies die Ebenen, die wir zunächst kultivieren wollen, und die an den Anbruchstellen einen großen Miasmenherd zu bilden schienen, der bei jedem Aufwühlen des Bodens die latenten Fieberdünste frei werden ließ.

Wohl sind hier einige große Wasserstraßen vorhanden, wie der Ramu- oder Ottilienfluß und der mächtige Kaiserin Augusta-Strom, allein auch auf diesen wollte die Forschung bisher nicht recht vorwärts kommen; mag dies nun in der natürlichen Beschaffenheit, den riesigen ungesunden Flachlandstrecken, Stromhindernissen rc. liegen, oder, wie unterrichtete Männer annehmen, nur an mangelhaft unterstützter Pionierarbeit.

Feindliche Stämme und noch mehr die Menschenleere

in der endlosen Wildnis, die den Mangel an Zufuhr von Subsistenzmitteln bedeutet, mögen ein übriges dazu beitragen, die Durchforschung zu erschweren.

Kurz und gut, in der Zeit seit 1885, wo die Neu-Guinea-Kompagnie hier zu schalten und zu walten begann, ist wenig in Aufschluß und Besiedelung dieses, wohl mit Grund, durch die Jahrhunderte ziemlich unbeachtet gelassenen Landes geleistet worden.

Unter der seit Ende 1899 definitiv aus den Händen der Kompagnie in die des Deutschen Reiches übergegangenen Regierung wird manches besser werden; allein über die Hauptschwierigkeiten, die in der physischen Beschaffenheit unserer Kolonie, ihrem Klima, ihrem Mangel an Arbeitskräften liegen, wird auch die neue Ära nur unter vielen Opfern und erst für späte Enkel zu einem einigermaßen ersprießlichen Ziele gelangen.

Wäre denn der Erwerb unseres Besitzes zu bedauern, oder gar ein Aufgeben anzuraten? Mit nichten!

Die an Kolonialerfahrungen reichen Holländer haben auch ihren und zwar über doppelt so großen Guinea-Anteil, ihr Ceram, ihr Battanta u. s. w., und denken nicht daran, diese einstweilen nutzlosen Gebiete aufzugeben. Sie kennen sehr wohl das ungeheure Kapital, das in dem einst sicher aufgeschlossenen vegetativen Reichtum steckt, ganz abgesehen von vermuteten mineralischen Schätzen; sie wissen auch gut genug, daß ungesunde Orte allmählich gesund gemacht werden können, und — daß sie eventuell wertvolle politische oder Verkaufs- oder Tauschobjekte in diesen Ländereien besitzen. Man sollte sich daheim auch nicht zu sehr durch abfällige Urteile von Auslandfirmen bestimmen lassen. Diese wollen zuweilen den jetzigen Zustand geringer Konkurrenz

ganz gern erhalten und lieben es daher nicht, wenn Fortschritte der Entwickelung an die große Glocke gehängt werden.

Natürlich, bequemere Kolonien wären für uns vorzuziehen gewesen; aber immerhin haben wir uns in letzter Stunde Einfluß auf Weltfragen, und unserem Vaterlande, mit Auslagen, die wir tragen können, wichtige Zukunftsobjekte gesichert. Darin beruht das bleibende Verdienst der ersten deutschen Neu-Guineaforscher, wie Finsch, und der Gründer der Neu-Guinea-Kompagnie.

Die Kompagnie soll gleich fertige Pläne für eine herrliche Hafenstadt mit Quais, Prachtstraßen, Kirchen, Plätzen rc. hinausgeschickt haben. Im Archipel wird überhaupt eine Fülle von tollen Streichen erzählt, die ihr zur Last fallen; und dabei mag von grollenden, entlassenen Beamten Wahres mit persönlich Gehässigem vermengt worden sein.

Man kann als wahr annehmen, daß ein Erkleckliches an Fehlern und Torheiten geleistet worden ist; erhält man aber erst einmal etwas Einblick in die Größe der Aufgabe der Beauftragten, bei verhältnismäßiger Geringfügigkeit der zur Verfügung gestellten Mittel, so versteht man manches, was man daheim nicht versteht.

Die Neu-Guinea-Kompagnie hat anscheinend wie ein Kaufmann gehandelt, der nur dann genügend gibt, wenn er einigermaßen rasch zu verdienen glaubt. Es ist daher nicht allein ein geringfügiges Resultat aus Mißanwendung der vorhandenen Mittel erzielt worden, sondern auch aus Zurückhaltung des Notwendigen. Heute ist sie nichts mehr als ein einfaches, wenn auch im nationalen Interesse unterstütztes Handelsunternehmen, und wenn jetzt nicht selbst die Reichsregierung die Möglichkeit und

Kraft besitzt, Versäumtes in die Tat umsetzen zu können, wird von der Kompagnie auch kaum flotter am Pionierwerke gearbeitet werden, als früher; und vom rein kaufmännischen Standpunkt aus mag ihr Verhalten zu verstehen sein.

In Summa scheint man immer zu viel reglementiert und bureaukratisch gearbeitet zu haben; in Berlin besaß man zu wenig Ahnung von den wahren Verhältnissen und hörte zu viel auf unkundige Ratschläge. Es sind aber keineswegs nur minderwertig leitende und ausführende Kräfte vorhanden gewesen, sondern neben leistungsunfähigen haben auch Männer von großer Energie, Einsicht und richtig gewonnener Erfahrung im Dienste der Kompagnie geschaltet, und solche werden wohl auch noch vorhanden sein. Was diese draußen geleistet haben, ist ihnen dort nicht vergessen worden.

Hunderte von Arbeitern, meist Chinesen, haben für diese Anfänge ihr Leben hergeben müssen. Sie sind es, die roden und den Baugrund für Häuser und Wege aufwühlen, und sie haben natürlich zuvörderst die Bodengase einzuatmen. Die ersten Anlagen bringen naturgemäß die schlimmste Bodendurchwühlung mit sich; sind sie beendigt, bessern sich die Verhältnisse von selbst. Wer fragt heute noch danach, wie viele Menschenleben der in den Sumpf hineingebaute Hafen von Batavia gekostet hat? Wir mögen dies noch so bedauern und verurteilen, dennoch wird die Pionierarbeit in den Tropen mit zwingender Notwendigkeit verrichtet werden; der Erdball wird in seinen kulturfähigen Teilen dereinst keinen jungfräulichen Boden mehr haben, und welches Volk sich bis dahin die ertragfähigsten Länder gesichert haben wird, das

wird bestehen, während die Unabhängigkeit der anderen Nationen dem Verfall geweiht ist.

Vor Stephansort war Finschhafen der Vorort der Kompagnie; allein als dort plötzlich ein großes Sterben unter den Weißen eintrat, ward schleunigst die Verlegung vorgenommen. Seit ein paar Jahren hat auch Stephansort einen harten Rückschlag erhalten, denn das Schwergewicht ward abermals nach Friedrich-Wilhelmshafen verlegt, während der kaiserliche Gouverneur für Neu-Guinea und den Archipel seine Residenz an der Blanche-Bai auf Neu-Pommern aufschlug. So wie die Verhältnisse zur Zeit lagen, schien die letzte Maßregel eine verständige zu sein.

Im ganzen Gouvernementsbezirk waren für die Pflanzungen rund 2000 Arbeiter angestellt.

Mit der billigen und genügenden Beschaffung von Arbeitskräften steht und fällt der Plantagenbau. Auch in dieser Beziehung scheint die Kompagnie manches versehen zu haben.

China ist die Menschenquelle, auf die immer wieder zurückgegriffen werden muß. Dazu treten Malaien, namentlich Javaner. Innerhalb Neu-Guineas werden sich die Arbeitskräfte vermutlich nie genügend finden, selbst wenn es gelingen sollte, die Eingeborenen an Arbeit zu gewöhnen, denn die Bevölkerung ist zu dünn. Die Inseln des Archipels werden den Bedarf ebenfalls nicht decken. Dort behilft man sich noch mit Rekrutierungen auf den Inseln selbst; aber das reicht kaum für den eigenen Bedarf. — Neuerdings erhoffte man viel von dem australischen Arbeitergesetz, das die Einführung farbiger Arbeiter in das britische Australien verbietet. — Ob die Hoffnung berechtigt ist, mag dahingestellt bleiben.

Der deutsche und holländische Besitz erschien nicht überall genau abgegrenzt; der Bougainville-Berg, südlich der holländischen Humboldt-Bai, fand sich z. B. in holländischen Karten auf niederländischem, in deutschen auf deutschem Gebiet.

Die Holländer sind ihrem Neu-Guinea-Anteil noch garnicht zu Leibe gerückt; erst nachdem die Deutschen gekommen sind, haben sie einen kleinen Beamten an einen Küstenpunkt gesetzt.

Von Leuten, die Englisch Neu-Guinea, das unseren Anteil über ein Viertel an Größe übertrifft, besucht hatten, wurde versichert, daß so viel Plantagenbau wie im deutschen Teil auch dort noch nicht zu finden wäre. Hingegen sei an Schaffung von Wegen in diesem ohnehin zugänglicheren Gebiet unendlich mehr geleistet, was man den Scharen von Goldsuchern verdankt. Die Goldausfuhr nach Sydney ward als gar nicht unbeträchtlich angegeben; man hörte auch, die Goldsucher machten einen Teil ihrer Funde auf deutschem Gebiete. Von einem bergmännischen Abbau schien dabei noch nicht die Rede zu sein.

Goldgraben kostet auch viel Gold; ein Hauptwert liegt immer darin, daß dadurch eine Zugänglichkeit des wilden Landes erzielt wird, und nach dem Verschwinden der Desperados manches Kulturelement haften bleibt. Freilich wird bei dem tropischen Neu-Guinea-Klima niemals die Ansiedlerzahl sich einfinden wie in Australien. Immerhin wird der englische Teil sich weit rascher der Kultur als der deutsche erschließen, denn das tätige englische Australien liegt relativ nahe, während unsere Interessen stets die Riesenentfernung vom Mutterlande zu überwinden haben werden.

Der englische Teil hatte in der Person des damals gerade abberufenen Herrn Mac Gregor einen außerordentlich rührigen Gouverneur gehabt. Mac Gregor hatte sein Gebiet aufs eingehendste, unter größten Mühen, selbst durchforscht und seine Erfahrungen in einem umfassenden und fesselnden Werke niedergelegt.

Wir würden wohl kaum die Mittel aufwenden, welche auch unserem Gouverneur gestatten, sich so frei zu bewegen und solche Kosten wagen zu dürfen!

* *
*

Über der Kimm hatten wir einen ansteuernden Dampfer ausgemacht, der seltsamerweise nur einen Mast hinter dem Schornstein zeigte; dann verschwand er hinter den Inseln. Als wir Friedrich-Wilhelmshafen erreicht, sahen wir ein weißes Fahrzeug hineingehen, das wir als den „Cormoran" erkannten; sofort liefen wir, statt nach Stephansort, zunächst nach Friedrich-Wilhelmshafen.

Friedrich-Wilhelmshafen ist ein geschütztes Becken mit gutem Ankergrund bei ausreichender Tiefe. Freilich liegt es sumpfig; die Mangrove beherrscht die vorliegenden Korallen-Eilande. Jedoch hoffte man, hier allmählich einen erträglichen Ort erzielen zu können, während die der Seebrise ausgesetzten davorliegenden Inseln schon jetzt als gesunder gelten.

Die Einfahrt zwischen den Inseln, unter anderem an Siar vorbei, wo eine Missionsstation sich befindet, ist recht hübsch; von üppiger Vegetation umgrünte, gelegentlich von Tauben überflatterte Wasserstraßen; graue, bankartige Korallenufer, an denen die weiße Brandung leckt, deren Rand gestürzte nackte Bäume, Mangroven,

Palmen — darunter einzelne Kronen der wie ein Pfaurad gespreizten Madagaskarpalme — und unordentlicher Busch säumen; dahinter immer ein Gebirgshintergrund, wie eine Phantasie-Landschaft — so liegt sie vor uns. Dann zeigen sich hier und da weiße Gebäude, direkt auf dem grünen Plan oder auf hohen Pfählen: Lager- und Diensthäuser der Station. Wir sehen auf einer Hausgalerie eine junge Frau mit ihren zwei kleinen Mädchen uns winkend begrüßen, eine Gallionfigur als Gartenstatue, und dann den wohlbekannten kaiserlichen Adler und die Reichsflagge am Flaggenmast — wir sind ja daheim, sind im deutschen Lande!

Und dort liegt der „Cormoran" am Kohlendepot. Aber was ist das? Er hat nur einen Mast hinter dem Schornstein und sieht ganz seltsam verändert, fast wrackartig aus. Also er war das ansteuernde Schiff gewesen, das wir gesehen; eine schwere Katastrophe mußte unsere lieben Kameraden und Reisegefährten ereilt haben!

Und in der Tat! Auf einem zulässig erschienenen nördlichen Kurs war er während der Fahrt von Friedrich-Wilhelmshafen nach Matupi, circa 180 Meilen weit in See, nachts auf das „Wirbelwind-Riff" geraten. Der Kommandant, Korvettenkapitän E. hatte, immer noch Vorsicht empfehlend, sich eben nach unten begeben gehabt, da laut der Navigierung das Riff bereits passiert worden war. Allein nachher ergab sich eine Stromversetzung von 12 Seemeilen und damit die Erklärung für den verhängnisvollen Irrtum. Übrigens sind die Südseekarten lückenhaft und häufig ungenau; bei den zahllosen Riffen zeigen sich immer wieder unvermessene, und jeder Schiffer in diesen Gewässern muß darauf vorbereitet sein, und

ist es auch, daß ihn trotz äußerster Aufmerksamkeit doch einmal hier sein Geschick ereilt.

„In der Südsee fährt man bei Tage mit Vorsicht, bei Nacht mit Gottvertrauen" sagt der Seemann bezeichnenderweise. Ein Glück, daß heftige Stürme selten und die nordischen Nebel unbekannt sind!

Das Schiff war bei voller Fahrt etwa bis zu Zweidrittel seiner Länge aufgelaufen; es saß vorn ganz auf, dann kam eine Höhlung, und hiernach unter dem Kiele, unterhalb der Maschine, eine feste Korallenumklammerung wie ein Lager; achtern war es tief, ich glaube etwa 100 Meter. Dann geschah alles, was in solcher Situation zu geschehen pflegt: Klarmachen der Boote, Loten, Peilen, Abschleppungsversuche mit eigener Maschinenkraft, ausgebrachten Ankern, Verteilung der Lasten u. s. w. Stahltrossen rieben sich glühend in den Klüsen, Kette ging verloren — nichts half! Ein Armeeoffizier, der die Reise des „Cormoran" mitmachte, erzählte mir, die Ruhe und Ordnung, das Vertrauen zu der Führung sei an Bord eine geradezu bewundernswürdige gewesen. Als man sah, daß das Abkommen schwierig sein würde, wurde die Dampfpinaß mit einer Jolle voll Kohlen im Schlepp nach Neu-Guinea, wo der Lloyddampfer „Stettin" angekommen sein mußte, zurückgeschickt, um Hülfe zu holen. Die Seereise war für die darin befindlichen, gegen Sonne und Regen schlecht beschützten Leute, die bei der Dünung auch nicht kochen konnten, höchst beschwerlich und mit Lebensgefahr verbunden. Die Mission gelang aber! Inzwischen gab es auf dem „Cormoran" sorgenvolle Stunden. Man wußte nicht, ob man das Schiff und das Leben retten würde, ob je Hilfe zu erwarten sei. Aber die Hoffnung richtete sich schlimmsten Falls auf die „Möwe",

die sich ja auf der Fahrt nach Neu-Guinea befand. Ein geeigneter Plan zur Rettung der Mannschaften in Flößen und Booten wurde entworfen, Regenwasser aufgefangen, u. s. w. Dann hieß es, das Schiff zu erleichtern und es soweit zu krängen, daß der Kiel in eine höhere Lage gebracht werden konnte. Alles, was nicht unbedingt zur späteren Navigierung, zur Verteidigung und zur Existenz nötig erschien, mußte über Bord geworfen werden. Groß- und Fockmast wurden gekappt, Nagelbänke, Rüsten, Toppen, Gestelle und Regale, Tauwerk, Geländer, Kleider, Portieren, Bücher und Papiere, — dann die Dampfsteuerung, Revolvergeschütze, die Torpedo-Armierung, überflüssige Munition und Salzfleischproviant — kurz eigentlich alles, was nicht eisern fest und nicht unbedingt erhalten bleiben mußte, flog in die See. Nur die Maschine und ihre Nahrung, die Kohlen, und die eigentliche Armatur nebst Handwaffen wurden noch behalten. Drei Tage hat das arme Schiff in dieser traurigen Lage verbracht. Die Dünung schleuderte den Rumpf, sie stampfte ihn auf das Riff und dann schurrte, ächzte und dröhnte er, daß jeder sich fragte: wie lange wird er das aushalten? Wie sich hernach in Sydney zeigte, ist er auch teilweise durch die Korallen nahezu durchgerieben worden; der solide Bau schützte ihn vor Schlimmerem.

Das Betragen der Leute scheint in der Tat des höchsten Lobes würdig gewesen zu sein. Tags in glühendem Sonnenbrand und nachts trotz völliger Erschöpfung haben sie ununterbrochen und willig Kohlen umgestaut, die Geschütze transportiert und überhaupt mit guter Laune alles ausgeführt, was verlangt wurde; für den schwergeprüften Kommandanten ist das ein wahrer Lichtblick in dieser trüben Zeit gewesen.

Das Günstigbleiben der Witterung ward zur Rettung! — Gerade als die „Stettin", deren Kapitän noch unlängst als Reserveoffizier unter dem jetzigen Kommandanten des „Cormoran" eine Dienstleistung abgelegt, zur Hilfe herbeieilte, wurde der durch das Krängen mit dem Kiel losgekommene „Cormoran" von einer Dünung gehoben, ging achteraus und war durch eigene Kraft frei! Nach innen fast ein Wrack, aber doch ein Schiff, das dampfen und kämpfen konnte.

Das war es, was wir von den an Bord gekommenen Offizieren des „Cormoran" hörten, die namentlich erfreut schienen, bei uns geeistes Getränk zu finden. Unser von Amboina mitgenommenes Eis hielt sich nämlich vorzüglich an Deck unter Palmenzweigen. Aber, ich erwähnte es schon, man schläft nicht ungestraft unter Palmen! d. h. den Kabinenbewohnern darunter sickerte mancher Tropfen geschmolzenen Eises durch das Deck in die Koje hinein.

Zunächst brachten wir dem tapferen „Cormoran" drei Hurras und dann dampften wir nach Stephansort, um unseren Schwerkranken von Bord zu geben.

Während dies geschah, kreuzte die „Möwe", ohne zu ankern, und einige Herren benutzten die kurze Zeit, um sich etwas an Land umzusehen. Zum ersten Male umfing mich die Treibhausluft unseres übelbeleumundeten Neu-Guinea-Bodens. Es war mir ein eigenes Gefühl; und als unser Kranker, verdeckt in der Sonnenglut, bei uns vorbeigetragen wurde, dachte ich: Armer Kerl, Du wirst die Heimat auch nicht wiedersehen! — Er ist aber wieder gesund geworden, ebenso wie der in Amboin ausgeschiffte Mann.

Auf großem, möglichst entholztem, sauberem, zwar,

wie mir schien, nicht sumpffreiem Plan lagen einzelne Europäerhäuser im Grün: Holzbauten auf Pfählen mit Veranden, Wellblechdach, und von der Überwucherung möglichst frei gehaltene Gärten. Das Barmer Rheinische Missionshaus, Spitäler, das Haus des Landeshauptmannes gehörten dazu. Manche werden heute einem anderen Zwecke dienen oder ganz verschwunden sein. Die einzige Hauptstraße — die anderen waren Graswege — zeigte sich teilweise recht gut gehalten, natürlich ländlich, nicht gepflastert. Sie endigte vorläufig in einem durch Anlagen verschönten Rondel. Aus dem Hause des Landeshauptmannes hatte man wundervolle Blicke. Chinesische und eingeborene Arbeiter besserten hier fleißig die Wege und grüßten respektvoll.

Ausgezeichnet schien das Europäer-Hospital zu sein. In der Kühle — soweit man bei der lastenden feuchten Hitze von Kühle reden konnte — genossen wir dort in Gesellschaft des dirigierenden Arztes und der aus ihrer afrikanischen Tätigkeit bekannten Schwester Auguste guten Kaffee und vorzügliches Spritzgebackenes. Zwei fieberkranke Pflanzer lagen in ihren Stühlen auf der Veranda. — Das Hospital ist inzwischen längst verlegt worden.

Daneben versteckten sich tiefer im Busche die Hütten der Eingeborenen und dahinter schlossen sich die Plantagen an; freilich nicht viele, doch sollten bei einigen schon ganz hübsche Resultate erzielt werden.

So ungefähr sah Stephansort aus, das mit dem ebenfalls an der Küste gelegenen Erima durch eine von Ochsen gezogene Spurbahn verbunden ward. Die Ansteuerungsmarke für Erima bildet ein großes, weißes Holzkreuz mit einem weißen Holzgerüst in dessen Nähe; in einer

gewissen Entfernung deckt sich beides von See aus und bietet so täuschend das Bild eines von Palmen beschatteten Grabmales. Wahrlich, ein wenig ermutigendes Symbol!

Einige Herren besuchten das Grab des leider so früh dahingeschiedenen Kurt von Hagen, der bekanntlich auf der Verfolgung des Mörders von Otto Ehlers ebenfalls dessen Kugel zum Opfer fiel.

Ein Deutscher, Mitglied einer den Ottilienfluß befahrenden Expedition, der schon Jahre drüben gewesen ist, sagte mir, er sei entzückt von dem Lande. Er meinte, er fühle sich so wohlauf wie nur je in Europa; ein bißchen Fieber im Leibe schade nicht. Darüber kann man ja nun verschiedener Ansicht sein.

Derselbe Herr erzählte von Kämpfen mit den Eingeborenen; so von einem Gefechte, wo eine Bakujunge, der 20 Patronen besaß, mit 15 je einen der Angreifer getötet habe. Derartige Geschichten hörte man hier viel, und im allgemeinen scheinen sie geglaubt zu werden. Auf dem „Cormoran" fand ein deutscher Händler Aufnahme, der 18 Monate von den Insulanern auf Long Island gefangen gehalten wurde. Seine schwarzen Begleiter sind ermordet und vor seinen Augen verzehrt worden. Ihn wagte man nicht zu töten, hat ihn aber schwer gequält. Während einer Festlichkeit seiner Peiniger entfloh er und gelangte glücklich über See nach Friedrich-Wilhelmshafen. Ich sprach selbst mit dem Manne, der einen glaubwürdigen Eindruck machte. Seine etwas abenteuerlich klingenden Angaben haben sich später bestätigt.

Die Anwohner der Astrolabe-Bai machen einen wil-

deren Eindruck als die Eingeborenen, die wir bisher kennen lernten. Zum ersten Male sahen wir die reiche Tätowierung, die rotbeschmierten Gesichter, die entstellenden Zierate durch die Nase. Die Weiber tragen Baströcke bis zu den Knieen, die an der Seite etwas offen sind. Eine Witwe zeichnet sich durch einen eigentümlichen schabrackenartigen Schleier aus. Alles Weibliche lief fort, wenn wir uns zwischen den armseligen Hütten zeigten, um welche zahlreiche Schweine und Hunde umherlungerten. Freundlich wird man nicht angesehen, höchstens scheu und stumpfsinnig.

Im Gebäude der Rheinischen Mission fanden wir liebenswürdigen Empfang. Zwei junge Frauen waren soeben mit der „Stettin" aus Europa angekommen und schienen noch etwas beklommen die Eindrücke der neuen, urwüchsigen Umgebung in sich aufzunehmen. Die männlichen Missionare zeigten mehr oder weniger den Fieberstempel.

Am Karfreitag Morgen frühstückten der Kommandant und ich bei dem „Cormoran"-Kommandanten, der während der Katastrophe eine ausgezeichnete Ruhe und Umsicht gezeigt hatte, jetzt aber begreiflicherweise sehr niedergeschlagen war. Dann besichtigten wir den „Cormoran" in seinem Innern; die vollkommene Leere in Verbindung mit den freiwilligen Zerstörungen gewährten einen trostlosen Eindruck.

An demselben Tage nahmen die beiden Schiffe Abschied voneinander. Flott liefen wir der engen Ausfahrt zu; die Wellen bespritzten die Korallen zwischen den niederen Mangroven. Der „Cormoran", ein schönes Fahrzeug, aber ohne Schlingerkiele ein Schlingerschiff ersten

Ranges, gelangte später wohlbehalten nach Sydney, wo er sein altes Aussehen wieder gewonnen hat. Sein Kommandant durfte dann mit ihm den damals noch ungeahnten historischen Akt deutscher Besitzergreifung der Hauptgruppe Samoas vollziehen.

Wir hatten uns schon heimlich darauf gespitzt, als Ersatz für den „Cormoran" nach Samoa geschickt zu werden; allein unser bescheidenes Spezialschiff sollte es bei seiner weniger stolzen Mission bewenden lassen. Immerhin war das, was ich in den kommenden Wochen auf der „Möwe" oder dank ihr sonst erlebte, überaus fesselnd.

Wir machten auf der zweitägigen Reise nach Matupi gute Fahrt; zuweilen 11 Seemeilen über Grund mit dem Strom. Auf der seidenglatten See schwamm viel Treibholz; ein gewaltiger Baumstamm veranlaßte uns zum Herandampfen, da wir ihn für einen Mast des „Cormoran" hielten. Nachts gingen wir an Long Island vorbei; ich flüchtete vor dem Regen in meine Kammer, wo mich während des Schlafes etwas in den Kopf zwickte. In der Meinung, es sei eine Ratte, griff ich darnach und hielt einen herkulischen „Kukeruz" in der Hand.

Es war zu Beginn des Aprils. Unser Gespräch drehte sich um Samoa. Der Kommandant erwog nämlich noch immer, ob er auf eigene Verantwortung wegen der kritischen Verhältnisse dorthin fahren sollte. Leider, aber wohl richtigerweise, entschied er sich endlich dahin, diese selbständige Handlung zu unterlassen. Ich benutzte das Datum des ersten Aprils, indem ich die unten Speisenden durch die Nachricht alarmierte, die „Kaiserin Augusta" sei in Sicht, mit Signal für die „Möwe" nach

Samoa zu gehen. Der schlaue Navigationsoffizier entdeckte aber nach der ersten Freude sofort den Scherz, so daß dieser unter Heiterkeit vorzeitig als solcher entlarvt wurde. — Der Stabsarzt litt an diesem Tage unter einem heftigen Fieberanfall. — Wir hatten die Willaumez-Bai, mit einem Kegelberg, auf Neu-Pommern nachmittags querab, und nachts eine Stromversetzung von 12 Seemeilen nach Land zu; wir merkten es aber.

Am Ostersonntage langten wir in der Blanche-Bai auf der Gazellen-Halbinsel in Neu-Pommern an.

Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg mit Neu-Lauenburg und Neu-Hannover bilden nebst der näher nördlich an Neu-Guinea liegenden Gruppe der Admiralitäts-Inseln die größten insularen Landmassen des Archipels. Neu-Pommern ist mit seinen fast 25 000 Quadrat-Kilometern nicht viel kleiner als die Provinz Pommern und, obgleich der Zentralsitz der Regierung von Kaiser Wilhelmsland und allen unseren Inselgruppen in der Australien benachbarten Südsee, noch ganz überwiegend unbekannt. Nur auf der Gazellen-Halbinsel besteht eine größere Siedlung. Man könnte die Insel also, um ein Bild der Entwicklung zu bekommen, etwa mit der Provinz Pommern vergleichen, in der nur das verkleinerte Hafenstädtchen Stolp existierte, und sonst nicht viel mehr als unbekannte Waldungen.

Der deutsche Verkehr wird durch neuerdings verdoppelte Reisen eines Lloyddampfers der Route Singapore-Sydney aufrecht erhalten, sowie durch Anlaufen des Dampfers der Jaluit-Gesellschaft, der zwischen Hongkong und Sydney verkehrt. Damals existierte außer einer mangelhaften australischen Verbindung Matupi-Sydney nur

Frauen und Mädchen auf Neupommern



die Lloydlinie Singapore-Matupi. Acht Wochen mußte jede Insel, falls sich nicht zufällige Gelegenheit fand, auf Briefantwort von der anderen warten. Man sieht aber, daß der Archipel mit seinen verstreuten Inselgruppen auch heute noch nicht in großer Beschleunigung regiert werden kann.

Die Blanche-Bai nun ist das Herz unseres kompakteren Südsee-Organismus.

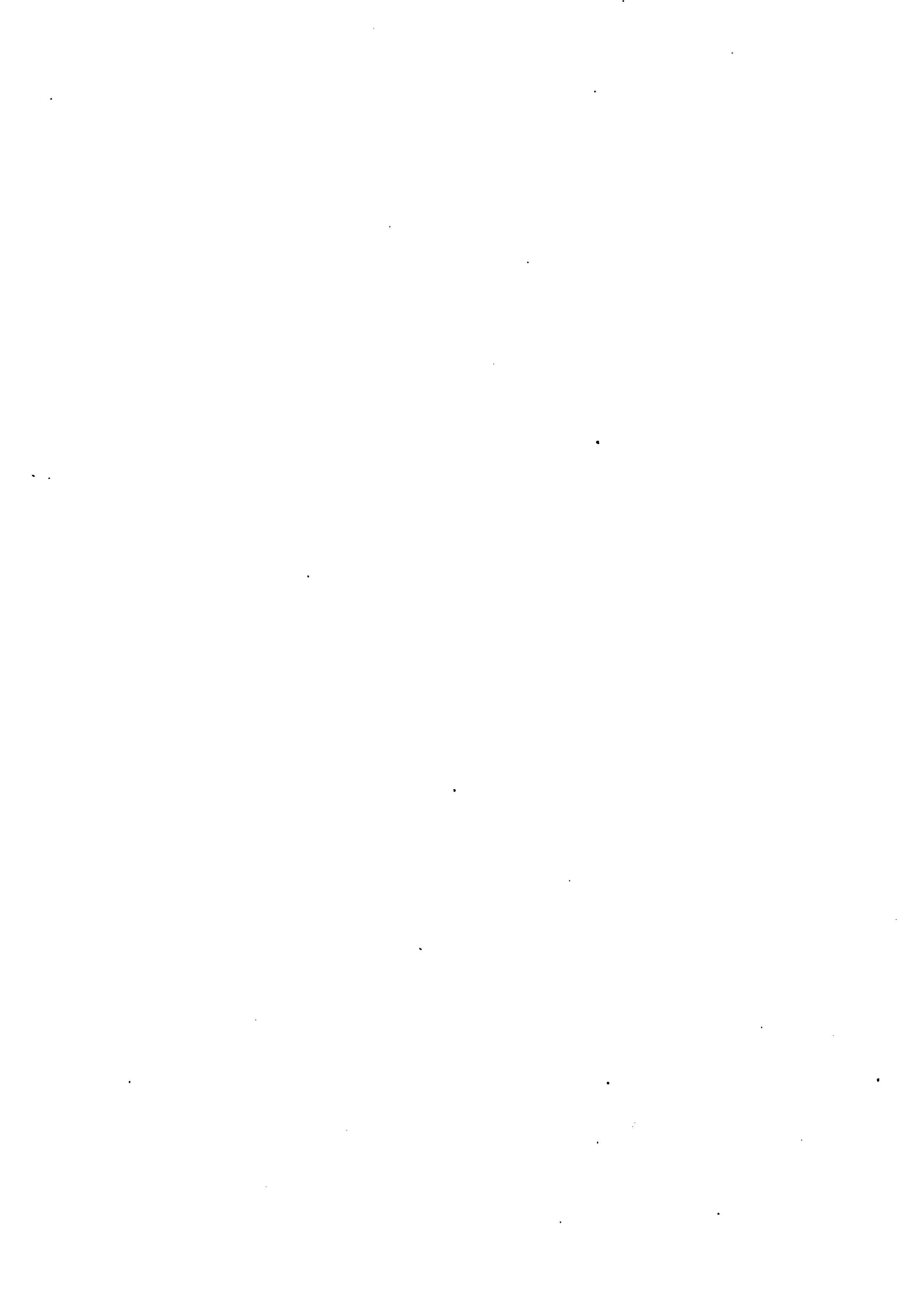


3. Kapitel.

Im Bismarck-Archipel und auf den Salomon-Inseln.

Einfahrt nach Herbertshöhe und Matupi. — Die Hernsheimsche Niederlassung. — Verschiedene amüsante Bekanntschaften. — Taubenjagd. — In Herbertshöhe. — Die Queen Emma und Verwandte. — Gesellschaftliches von der Blanche-Bai. — Die Familie P. — Ein „Stettin"-Abschied. — Auf der „Archer" nach Neu-Mecklenburg. — Traderleben in der Wildnis. — Stationen Nusa und Nouan. — Wohnungen und Sitten der Neu-Mecklenburger. — Stationen Kableman, Putput, Kapsu und Lamu. — Ein Sing-Sing bei einem Halfcast-Trader. — Auf der Gardener-Insel; Station Soa. — Zur Vischer- und zur Derry-Dennis-Insel. — Stationen Nahang und Mattundo auf Neu-Mecklenburg. — Im Tropenwald. — Im Atoll auf den Fead-Inseln oder Nugaria; Wohnort und Schicksal einer Traderfamilie der Akani-Station. — Die Großmutter Leuteu. — Unsere Gäste auf der „Archer"-Heimfahrt. — Die „Möwe" geht zur Straf-Expedition nach den Salomoninseln — Unsere Polizeijungen. — Der „Seaghost"-Ueberfall. — Die Entdeckung der Mörder. — Abfahrt von Herbertshöhe. — Anlaufen der Sir Charles Hardy-Inseln oder Nissam-Gruppe. — Der Nachtangriff gegen Timbuz auf Bougainville. — Meine Erlebnisse bei der Polizeitruppe. — Niederbrennung der Dörfer. — Der abgeschnittene Kopf. — Die Kriegslist. — Strafzug hinter Cap Lavardie. — Sieben Kanaken getötet. — Station Faist an der Bougainville-Straße. — Eine Gerichtssitzung. — Chief Ferguson. — Maschinenschaden der „Möwe"; Choiseul aufgegeben. — Landung in der Kaiserin Augusta-Bucht. — West-Bougainvilles Landschaften. — Zurück nach Herbertshöhe. — Meine Niederlassung bei der Familie P. in Maulaupau. — Noch Einiges von Frau P. — Die Villa „Möwe". — Erdbeben. — Inspizierung der Schulen der Herz-Jesu-Niederlassung. — Nützt dem Kanaken die Kultur? — Deutsche Kolonialpolitik. — Leben in Villa „Möwe". Herr P. — Ein Sing-Sing auf der Herz Jesu-Station Kokopo. — Überraschung bei der Familie P. — Kabakaul und eine Erinnerung an Frau Wolff. — Eine Reitpartie nach dem Varzin. — Das erste Bismarck-Denkmal. — Mich packt das Fieber. — Krisis in Villa „Möwe". — Übersiedelung ins Familienhaus. — Kasuarbraten und Taufe. — Erste Briefe aus der Heimat — Letzte Tage in Maulaupau. — Abschied von der „Möwe"-Messe. — Als Rekonvaleszent auf der „Stettin" zurück nach Neu-Guinea.







Vom Georgskanal aus, die hochgezackte Küste Neu-Mecklenburgs zur Rechten, liefen wir in die 20 Seemeilen nach Südosten sich öffnende Bai. Sie bot ein überraschendes Bild, sowohl was landschaftliche Schönheit, als auch Fortschritte in der Kultur betraf. So majestätische Gebirgszüge wie an der Astrolabe-Bai fehlen allerdings; was wir sahen, erschien aber lieblich. Wir erblickten zur Linken, zum Teil von mäßig hoher, steilwandiger Plateauküste unterbrochene, rings ansteigende, reich begrünte Höhen, die von einzelnen höheren Kuppen im Binnenlande, namentlich dem „Varzin" überragt werden. Diese Höhen boten auf weite Strecken ihres sanften Abfalls das Gepräge der Ordnung. Die Kokospalme beherrschte die Pflanzungen; die gleichen Abstände der Pflänzlinge der Baumwoll-Kulturen gewährten den Eindruck eines sauberen tropischen Ackerbaues. Hier und dort bemerkten wir die Wellblechdächer der Lagerhäuser am Strande, Anlegebrücken und ankernde Schiffe. Von den Höhen grüßte vereinzelt aus dem Wipfelkranz eine Anzahl von Veranden umgebener Wohnsitze der Europäer mit der wehenden, schwarzweißroten Flagge am Flaggen-

mast davor. Besonders war es die doppeltürmige, weiße Kirche der Mission vom Herzen Jesu, die von der Rasenfläche eines Plateaus aus, ich möchte sagen, ans Herz griff, denn sie zauberte das trauliche Bild der fernen Heimat vor.

Die hohen Waldbäume des „Busches" gaben Seitenkulissen und Hintergrund des welligen Küstenlandes ab.

Wir ließen Herbertshöhe an Backbord achteraus; im Hintergrunde vor uns sahen wir schon die Häuser von Matupi im Grün.

Hafenartig vertieft und verzweigt sich die Blanche-Bai. Ihren östlichen Abschluß bildet eine Halbinsel, die in bis 600 Meter hohen, vulkanischen Gebilden vorspringt. Es sind die ganz moosgrünen, dabei im oberen Teil baumlosen Kegel der „Mutter", mit „Nord"- und „Süd-Tochter"; zu deren Füßen öffnet sich am Innenrande der tätige Krater Ghain, in dessen schwarzgelben, oft merkbaren Schwefeldunst verbreitenden Schoß wir — wenn ein nicht schönes, aber treffendes Bild gestattet ist — wie in einen hohlen Zahn hineinsehen. In den siebziger Jahren brach er aus, ließ ein Inselchen in der Bai emporsteigen und bedeckte das Meer weithin mit einer dichten Bimssteinschicht. Der heiße Boden und heiße Wasserläufe in seiner Umgebung künden noch jetzt von der fortwährenden Arbeit im Erdenschoße. Möge diese freundliche deutsche Ansiedelung nie ein ähnliches Geschick wie St. Pierre auf Martinique erleiden!

Die innere Blanche-Bai in zwei Häfen teilend, liegt hier, mit schönem Ausblick auf die nahen, üppig bewaldeten Seitenwände ehemaliger Krater und auf die genannte Familie und die ins Land laufenden Bergzüge, die Insel Matupi, hinter der säulenartig zwei Felsgebilde, etwa



Die Hernsheimsche Niederlassung in Makupi



wie Böcklin sie darzustellen liebte, die „Bienenkörbe" genannt, sich aus dem Wasser heben.

Das dann noch ziemlich weit ins Land sich windende, waldumschlossene Buchtende heißt die Simpson-Bai.

Ein Europäerhaus lugte an Backbord von der Anhöhe, dann verschwand es; wir bogen um ein mit Fischerhütten der Eingeborenen besetztes Landzünglein Matupis, indem wir dicht rechts die Vulkane hatten, und befanden uns nun in dem kleinen, aber recht tiefen, sicher umschlossenen Hafen.

Vor dem Palmenhintergrund zogen sich die Gebäude einer geräumigen Faktorei das Ufer hinan, an die sich zu beiden Seiten einige Wohnstätten der Insulaner schlossen. Davor ein Landungsplatz, „Wharf" oder Werft genannt, mit Anlegebrücken. Einige weiße Handelsschooner und sonstige kleine Fahrzeuge und Boote ankerten auf dem klaren Grün. Es war die Niederlassung der Firma Hernsheim und Co., die Südseehandel- und Plantagengeschäfte betreibt und außerdem eine Kohlenniederlage in besonderer Verpflichtung für die kaiserlichen Schiffe unterhält.

Auf dem Platze vor dem, den Mittelpunkt bildenden, erhöhten Verandenhaus, wo die Flagge an ihrem Maste geheißt war, herrschte bei unserer Ankunft sonntägliche Stille; endlich nahte sich ein Boot mit einem jungen Mann, der uns in Abwesenheit anderer Herren willkommen hieß. Im Laufe des Vormittags traf auch die „Stettin" ein und vertaute sich mit dem Heck an der Wharf. Herr W., der junge, derzeitige Stellvertreter, des nach Sydney gereisten Chefs, und andere Herren der Firma waren herbeigeeilt; ein freudiges Besuchen und Begrüßen entwickelte sich.

Wie immer beim Ankern, regte sich gleich der lebhafte Drang, an Land zu kommen. Herr W. nahm mehrere von uns mit sich. Zunächst machten wir einen Besuch auf der „Stettin", deren weißer 2000 Tons-Rumpf die kleine „Möwe" beträchtlich überragte.

Rückwärts von der Station schritten wir durch einen Kokospalmenhain zu dem Europäerhaus, das uns zuerst von der anderen Buchtseite begrüßt hatte: die Hernsheimsche Privatbesitzung Raule. Der Weg durch den Hain war breit und sehr gut gehalten; es säumten ihn Büschel des wohlriechenden Citronengrases. Zu den Seiten lagen Hütten der Eingeborenen, immer eine kleine Gruppe um einen reinlich gehaltenen Platz und hinter einem geflochtenen Zaun fast völlig versteckt. Hingestreckte, dunkelnackte, bärtige Männer, welkhäutige Alte, irgend eine cylinderbusige Schöne, mit gekalktem Wollhaar, die Pfeife im Munde, sahen uns träge nach. Alle prangten im leuchtenden Sonntags-Hüfttuche, der roten Lava-Lava.

Die Palmenwedel warfen durchbrochene Schatten über den Weg und über das Kautschgras, ein eingeführtes, bläulichgrünes, verästeltes und teppichdickes Gras. Oben unter den Kronen schimmerten die reifen, gelben Nüsse; darüber spannte sich der tiefblaue Himmel. — Wenn der Sturm durch die Palmen geht, stürzen die reifen Nüsse auch von selbst, und dann kann ein Mensch wohl von ihnen erschlagen werden.

Raule war ebenfalls ganz umfenzt. Innerhalb der Umfenzung sahen wir hübsche Rasenflächen, Gartenanlagen und außer den Palmen auch prächtige Laubbäume. Darunter standen vereinzelt die hellgestrichenen Gebäude; einige auf Pfählen, von Veranden umgeben: das Wohnhaus, das Billardhaus, das Logierhaus, das Gesinde-

und Badehaus. Alles aus Holz. Unter die nicht unmittelbar aufliegenden Dächer kann die Luft hineinstreichen. Diese zerstreute, leichte Bauart empfiehlt sich der häufigen Erdbeben und der Wärme halber.

Das Wohnhaus enthielt einen großen Salon mit Instrument, erfreulich reichhaltigem Büchervorrat und allerlei Bequemlichkeiten; dann ein schönes Schlafzimmer, Speisezimmer und entsprechenden Wirtschaftsraum. Vom Salon trat man auf eine breite Veranda und genoß über ein Blumengärtchen und die Fischerhütten unten am Strande weg eine reizende Aussicht über die weitblauende Bai, die links von der vulkanischen Familie begrenzt wird, während man rechts die ganze Küste der Blanche-Bai bis nach Herbertshöhe verfolgen und alle die kleinen Siedlungen mittels des großen auf der Veranda befindlichen Drehfernrohrs beobachten konnte.

Hier feierten wir einen sehr vergnügten Abend. Unter der größeren Anzahl der Herren befand sich auch ein Trader der Firma, Herr Str. Ich gebrauche die übliche englische Bezeichnung anstatt des weniger bestimmten „Händler". Herr Str., ein dunkler und vom Fieber gezeichneter Badenser, der früher einmal daheim ein Vermögen verloren hatte, war ein Original, schweigsam und tüchtig. Die Firma besaß die Station Kabaira am Weberhafen an der Nordseite der Gazellenhalbinsel, die früher so unsicher war, daß dort zwölf oder dreizehn Trader nacheinander von Eingeborenen erschlagen wurden und man diese Station schon eingehen lassen wollte. Da erbot sich unser Badenser, sein Heil zu versuchen; durch Tapferkeit und Klugheit gelang es ihm auch, den gefährlichen Posten zwei Jahre zu halten und ihn dadurch dauernd zu sichern. Dann ward ihm ein besserer Platz

zugewiesen, wo er jetzt saß und mehrere Unter-Trader beschäftigte. Bekanntlich sind unsere melanesischen Archipel-Landsleute noch durch die Bank Liebhaber von Menschenfleisch, und über Herrn Str. ward nun folgendes erzählt: Er sei eines Tages ganz niedergeschlagen in das Hernsheimsche Kontor gekommen. „Na, Str., was fehlt Ihnen denn?“ hieß es teilnehmend. „Ach was,“ sagte der wackere Trader und kratzte sich verdrießlich den Kopf, „es ist nichts mehr mit dem Geschäft; jetzt haben sie mir wieder meine besten Kunden weggefressen!“

Er bildete den denkbar größten Gegensatz zum Stabsarzt. Wenn dieser in seiner lebhaften Art sprach, sah Herr Str. den Landsmann immer in schweigender Bewunderung von der Seite an.

So zu zweit konnte Herr Str. aber auch ganz unterhaltsam sein; er erzählte mir von seinen Jagden mit der Krokodils-Falle und von einem Kriegszug, den die Europäer mit der Polizeitruppe erst kürzlich gegen feindliche Eingeborene gemacht hätten. Dabei habe ein halbwüchsiges Mädchen aus einem zerstörten Dorf hartnäckig den Europäern sich angeschlossen, statt ihren Landsleuten, und sei mitten im Feuer mit langen Sprüngen ihnen stets zur Seite geblieben. Ihm wäre es nicht möglich gewesen, das Geschöpfchen zu vertreiben, bis es dann ebenso plötzlich wieder verschwunden gewesen sei.

Ein Teil der Gesellschaft begab sich ins Billardhaus hinüber, wo eifrig der Ball gestoßen wurde. Eine auserlesene, wundervolle Sammlung von Südsee-Gegenständen schmückte die Wände des luftigen Raums: herrliche Bukaspeere und Pfeile mit Widerhaken, Bogen, Keulen, Tanzmasken, Holztrommeln, polierte Schildpattschalen, Muschelstickereien, von Haifischzähnen besetzte Holzdolche,

mit denen eifersüchtige Weiber einander zu zerfleischen pflegen, und eine Fülle sonstiger interessanter Dinge — alles ausgesuchte Stücke.

In die nächsten Tage fiel ein Besuch der der Firma gehörenden Farm, die, Matupi benachbart, auf der Halbinsel lag, und ein Jagdausflug nach der Credner-Insel. Die Farm erstreckte sich von der inneren Bai landein, auf flachem, fruchtbarem Vorland. Pflanzungen, Haus und Gartenanlagen waren gut gehalten; Mr. G., der englische Verwalter, schien ein tüchtiger Mann zu sein. Auch sein reichliches, prächtig gedeihendes Federvieh machte Eindruck. Der zarte Mann hauste hier allein, und sah sehr nach Fieberanfällen aus. Er nahm sie nicht so tragisch, wie niemand dort, obwohl sie fast den täglichen Gesprächsgegenstand bilden. Das Neu-Guinea-Fieber sei viel bösartiger. Das mag stimmen; immerhin ist die Gleichgültigkeit mit auf Gewöhnung und auf das erklärliche Bestreben zurückzuführen, die Scholle, an die man sich gebunden, sich und anderen als möglichst gesund einzubilden.

Manche blieben auch ziemlich frei, und überwiegend fühlen sich die Europäer tatsächlich körperlich wohl.

In der Nähe der Farm befanden sich Abflüsse heißer Schwefelquellen. Die Wassernähe bedingt Nachbarschaft von Krokodilen. Herr G. erzählte, wie einer der Saurier sich ein Ferkel geholt habe, das ihm aber durch einen tapferen, kleinen Kanakenjungen wieder abgejagt sei. Der Junge hätte mit einem kleinen Stecken so lange auf das fliehende Untier losgehauen, bis es das Schweinchen richtig aus dem Rachen fahren ließ.

Kutschieren im leichten Buggy und Reiten bilden die Hauptgenüsse. Auf der Farm standen die Pferde der Firma. Zum erstenmal probte auch ich hier wieder meine

Reitkünste — wie wir wohl alle, nicht ohne Schmerzen und doch mit opferfreudigster Reiterlust. Große über Sydney eingeführte Australier und kleine über Singapore kommende Ponies werden auf der Insel benutzt und halten sich gut.

Nach der Credner-Insel — gebräuchlicherweise Pigeon-Island genannt — dampften der Kommandant und ich eines Morgens in aller Herrgottsfrühe, ohne in der Eile etwas Ordentliches in den Magen bekommen zu haben. Als Führer hatten wir „Moses" mitgenommen, einen alten, schwarzen Burschen, der sich mit derlei angenehmeren Arbeiten das bißchen verdiente, was er zum Leben brauchte. Bei hochgehender See mußten wir ziemlich weit in die große Bai hinausdampfen; die Pinaß schlingerte ganz hübsch. Es war noch unsichtig; wir verfehlten die Richtung, und erst als der Kommandant dem eine andere andeutenden Moses Glauben schenkte, kamen wir auf den richtigen Kurs. Die Eingeborenen kennen die deutschen Namen: Credner-Insel, Breusing-Insel u. s. w. noch gar nicht; sie behalten ihre eigenen Bezeichnungen. Die angesessenen Europäer — die Deutschen eingeschlossen — bedienen sich nach wie vor der englischen Namen: New-Britain statt Neu-Pommern, New-Ireland statt Neu-Mecklenburg. Die deutschen Bezeichnungen sind vielfach Namen von Marine-Offizieren, die zuerst hierherkamen. Die „Gazellen-Halbinsel" hat nichts mit Gazellen zu tun, die es hier nicht gibt; sondern S. M. Korvette „Gazelle" unter dem damaligen Kapitän z. S. von Schleinitz machte die ersten deutschen Forschungen im Archipel.

Wir landeten an einer flachen, sandigen Stelle; in der Nähe rollte die Brandung über ein Riff, das zu

einem Nachbar-Inselchen führte. Am Buschrande sah man ein Kanoe und ein paar nackte Kerle, wie man sich richtige Kannibalen denkt, mit Federn im Wollhaar: Der eine zeichnete sich durch einen grotesken, langen, rötlich gefärbten Ziegenbart aus. Zum erstenmal schlich ich „still und wild“ mit gespanntem Feuerrohr in den „Busch“, den Wald der Südsee, dessen Boden hier den Eindruck machte, als ob er gelegentlich unter Hochwasser stünde. Das Waldgewirr der recht ansehnlichen, durch Schlinggewächs verflochtenen Bäume und des wuchernden Unterholzes war ziemlich dicht; man konnte aber meist auf schmalem Kanakenpfade gehen. Bald hörte man Taubengurren, und im Jagdeifer kamen wir auseinander, wobei einer der unbekannten wilden Burschen sich mir anschloß.

Die Taubenjagd ist schwierig und anstrengend. Die Tiere besitzen die besonders für Amateur-Jäger verdrießliche Eigenschaft, sich in die höchsten Wipfel zu verstecken.

Gurr! Gurr! Gurr! — Aha, dort! Den Finger am Abzuge suche ich das Rohr der Fingerrichtung des Kanaken anzupassen. Im Jagdfieber halte ich den Kolben zu hoch. Bums! Der Schuß kracht; ich erhalte eine mächtige Ohrfeige, und oben aus den Blättern entwischt der flatternde Braten. Zum zweiten Male! Nun glaubte ich den Vogel zu sehen, traue aber meiner Kurzsichtigkeit nicht und hole das Doppelglas heraus. Richtig, da sitzt er auf höchstem Ast und dreht spöttisch den Kopf. Gurr! Gurr! — Das Gewehr an die Backe! Leider aber kann ich nicht gleichzeitig das Opernglas gebrauchen. Donnerwetter, wo war die Stelle? Aha, dort bewegt er sich! Der Finger zittert — bums! kracht der Schuß abermals, und abermals entfleucht mein Braten, während von anderer Stelle einige Blätter, deren Spielen im Winde

mich getäuscht hatte, durch die Äste rieseln. So ging es verschiedene Male weiter. In der Ferne, immer weiter ab, hörte ich den Büchsenknall meines von Moses begleiteten Gefährten; das machte mich erst recht nervös, denn ich malte mir seinen Hohn und seine glänzende Jagdbeute aus. Einmal hätte ich aber meinen Erfolg beeidigen mögen, und der Kanake verschwand in dem Busch, wie ich stolzklopfenden Herzens wähnte, um mir meine Taube zu holen. In Wirklichkeit verschwand er aber überhaupt; wahrscheinlich war ihm die Sache langweilig geworden. Nun kam ich mir ganz verlassen vor, sah überhaupt keine Taube mehr und ärgerte mich schändlich. Zudem begannen Hunger und Durst zu nagen; ich suchte also den Weg zum Boote zurück, fand auch die Stelle glücklich, aber — leider kein Boot.

Im Waldesschatten vermochte ich mich nicht zu setzen, weil der Boden nicht dafür geeignet war; am Strande davor brannte die Sonne. Ich suchte mich halbwegs ameisensicher auf die Korallen zu plazieren, das Gewehr immer zur Hand, denn die speerbewaffneten wilden Kerle, die ich vergeblich nach dem Verbleib des Bootes ausgeforscht hatte, lagen nicht weit ab, und ich hatte meinen Neulingskopf noch ziemlich voll von allen den Überfallsgeschichten, die die Trader uns erzählt. Für einen etwaigen Kampf auf Leben und Tod konnte ich nur noch ein paar elende Schrotpatronen verwenden.

So saß ich denn, einem Odysseus gleichend, einsam am Strande einer einsamen Insel im Weltmeer und schaute verlangend nach dem fernen Neu-Pommern hinüber, wo kein Mensch mich entdecken konnte. Alles war lautlos; nur die Brandung rauschte, und gelegentlich stach ein Moskito. Stunde auf Stunde verging; die Mittagssonne kam,

die Kanaken waren verschwunden. Ich hatte keinen Happen für den leeren Magen, keinen Tropfen Wasser. Ein netter Jagdausflug! Was meine fürsorgliche Frau wohl gesagt haben würde, wenn sie mich in dieser Robinson-Situation hätte erblicken können! Und was sich mein Gefährte wohl eigentlich gedacht hatte? Daß er mich vollends verhungern und verdursten lassen würde, war ja wohl nicht anzunehmen. — — Endlich, endlich! Da ist er — wie ich wütend sehe, mit Beute beladen; auch hat er Kokosnüsse erworben. Meine Jagdeifersucht beruhigt sich etwas durch die Mitteilung, daß die nie fehlende Büchse von Moses erheblich an dem Jagdglück beteiligt gewesen ist, und ich erfahre, daß das Boot der Flutverhältnisse wegen inzwischen nach einer anderen Liegestelle geschickt worden war, die ich nicht entdeckt hatte.

Nun, jedenfalls war ich mit das Opfer meiner eigenen Fehler, und schließlich fand ich es klüger, gute Miene zu machen und kühle Kokosmilch statt weiteren Ärger zu genießen.

Nachmittags dampfte ich auf der „Stettin" nach dem etwa acht Seemeilen entfernten Herbertshöhe. Es lag nun anmutig und sehr nahe vor mir; auf der Reede befanden sich ziemlich viel kleine Fahrzeuge, darunter ein größerer Dampfer und eine norwegische, Copra ladende Bark. Man würde in Deutschland erstaunt sein, wenn man diese freundlich bewohnte Küste sehen könnte und gewiß nicht an den Zivilisationsmangel ringsum glauben. Hier läßt es sich in der Tat besser wohnen, als irgendwo sonst in der Neu-Guinea-Sphäre. Schade, daß nur offene Reede vorhanden ist! Man liegt hier viel kühler als im eingeschlossenen Matupihafen und näher dem

Mittelpunkt der Geselligkeit. Ersteres wollten die Matupileute freilich nicht recht zugeben.

In dem klaren Wasser unter dem Schiff entdeckte man mancherlei Fische, die mit Angel oder Gewehr erlegt wurden.

Unter anderen Deutschen war Herr K. an Bord gekommen, der zweite oder dritte Gatte der „Queen Emma", die zuvor an einen Engländer Mr. F. verheiratet gewesen war, der größten Privatbesitzerin im Archipel. Freundlich lud er mich ein, auf ihrem Wohnsitz Gunantambu die Nacht zuzubringen. Jeder Europäer hat hier natürlich sein Boot mit einer schwarzen Crew. Die gut eingeschulten Boys ruderten uns rasch hinüber. Auf der Reede ist ein durch Bake und Leuchtboje bezeichnetes Riff; ebenso liegen der Küste vielfach Riffs vor, durch die es dann „Passagen" zu den Landungsplätzen gibt.

Vom Landungsplatze hatten wir ziemlich hoch auf das Plateau zu steigen, auf dem das Wohnhaus sich frei ausbreitet. Von einer geräumigen Veranda aus traten wir in das große, beleuchtete Mittelzimmer, dem ein Speisezimmer und noch einige Seitenräume sich anfügten. Die Ausstattung ließ auf Wohlhabenheit schließen; an den Wänden sah ich einige ganz herrlich polierte, etwa metergroße Schildkrötenpanzer; auf dem Tische längst von mir vermißte deutsche und englische Zeitschriften.

Mrs. K. erhob sich aus ihrem Schaukelstuhl und begrüßte gastfreundlich den etwas späten und wohl unerwarteten Gast. Sie war eine sehr starke, untersetzte, doch gut konservierte Dame, deren samoanische Hautfarbe sich dunkel von dem langen taillenlosen, weißen, samoanischen Gewand abhob. Man kann sie als den vieljährigen Mittel-

punkt des Gesellschaftslebens an der Blanche-Bai bezeichnen, und überhaupt als eine bemerkenswerte Frau. Von Samoa eingewandert, hatte sie unter manchen Wechselfällen ihr großes Besitztum — zumal die Ralum-Pflanzungen —, das jetzt durch die Firma E. E. Forsayth repräsentiert wird, zusammengebracht. Dazu gehörten auch Pflanzungen auf anderen Inselgruppen. Die Landkäufe von den Häuptlingen mochten allerdings in etwas ursprünglicher Weise zustande gekommen sein; neuerdings geht das nicht mehr so, und manches Vorangegangene ward der Revision durch das Gouvernement unterworfen. Die „Queen" und ihre samoanische Verwandtschaft, „half-casts", die mehr oder weniger Europäerblut in sich hatten, saßen um die ganze Bai, und man konnte sagen, nicht zum Nachteil der Entwicklung. Ich bekam den höchsten Respekt vor der samoanischen Rasse, die turmhoch über den Melanesiern und Papuas der westlichen Südsee steht. Diese Familien hatten auch hier ihre Heimatscholle gefunden, zu der sie mit Kind und Kindeskind gehören wollen; während der Europäer die Südsee-Inseln doch nur als Glücksetappe zur späteren Heimkehr in das nordische Vaterland ansieht. Die Eingeborenen, soweit sie sich im Pidchin-Englisch (business-english) auszudrücken vermochten, nannten Mrs. K. nicht die „Queen", sondern „big fellow missis" und hegten große Scheu vor ihr. — Inzwischen hat die Firma Forsayth Anstrengungen gemacht, ihr Besitztum auf Neu-Pommern zu veräußern. Ob es ihr gelungen ist, und zwar, wie man zum Nachteil des Deutschtums befürchtete, an eine englisch-australische Firma, vermag ich zur Zeit nicht zu sagen.

An jenem Abend gab es ein Essen ganz im europäischen Stil, an dem auch eine braune Nichte, die später

ebenfalls einen Deutschen geheiratet hat, teilnahm, ein liebenswürdiges und kluges Mädchen.

Wir fuhren dann noch nach dem nahgelegenen Billardhaus der Familie. Frau K. nahm mich in ihrem eleganten Buggy auf und kutschierte ungeachtet der Dunkelheit mit großer Schneidigkeit und Sicherheit über grasige Wege, die sich zwischen Hecken hinzogen.

Hier machte ich mehrere, z. T. eigenartige Bekanntschaften, so die des Sohnes Queen Emmas, des jungen Mr. F. mit seiner Gattin, ebenfalls Samoanerin und zwar einer von hoher, schlanker Figur. Sonst traf ich wieder die Schooner-Kapitäne, die sehr „eingeboren" aussehende, lebhafte Frau eines abwesenden Kapitäns, die erklärte, daß sie „Londonerin" sei, und einige deutsche und englische Angestellte der Firma und Offiziere der „Stettin". Die Herren gehen immer vom Kopf bis zu Fuß in Weiß. Das ist sehr bequem. In der Südsee geniert man sich nicht; die englische Kleidervorschrift hat hier keine Geltung. Übrigens sollen die Damen unter dem günstigen Samoaner-Obergewande es sich auch erheblich leichter machen, als es in Europa Stil ist.

Nach diesem unterhaltenden Abend, bei dem die Damen sich am Billardspiel beteiligten, kehrten wir ins Haupthaus zurück. Mein Bett ward einfach im Salon aufgeschlagen. Irgendwelche Umständlichkeiten schien man hier draußen gar nicht zu kennen; die Gastfreundschaft war fast als unbeschränkt zu bezeichnen. Mir wurde gesagt, ich solle nicht erschrecken, wenn ich in der Nacht ein Wälzen über mir höre. Dies verursachten ein paar große Python-Schlangen, die unter dem Dach ihr Heim hätten und nachts auf die Rattenjagd gingen. Ins Zimmer aber könnten die übrigens harmlosen Tiere nicht kommen, da die unter

der Decke um die Wände laufenden Ventilationslöcher zu eng seien. Ich schlief also recht sanft, wenn ich gelegentlich auch in der Tat das einem Fallgeräusch ähnelnde Ringeln der schweren Körper oben vernahm.

„Gunantambu“ (Tabu?) heißt soviel wie „Verbotener Ort“, ein Name, der von der Familie in humoristischer Ironie gewählt wurde, weil die ehemalige Neu-Guinea-Gesellschaft der „Queen“ hatte wehren wollen, an diesem Platze sich anzubauen. Wie überall vom Lande, war die Aussicht von dem Hause über die Bai mit deren grünen Buchten und Vorsprüngen und auf das jenseit mit hohen, langgestreckten Bergrücken im Ferndust blauende Neu-Mecklenburg ganz entzückend.

Am nächsten Morgen fanden Vorbereitungen zu einer Abendgesellschaft statt. Diese Vorbereitungen waren großartig. Ein Dutzend eingeborener Mädchen beschäftigte sich damit, die Holzpfeiler der Veranda mit Palmenzweigen und Blumen zu umwinden. Die Beobachtung des Schaltens dieser dunklen Hausmädchen macht viel Spaß; freilich weiß ich nicht, ob ich vom Standpunkte der europäischen Hausfrau aus es ebenfalls nur von der heiteren Seite auffassen würde. Da stehen z. B. zwei, eine auf der Leiter bindend, die andere ihr die Zweige reichend; beide schwatzen, lachen und haben unendlich viel Zeit übrig. Die eine zeigt einen kurz geschorenen „Tituskopf“, allerdings etwas wulstigen Profils, die andere dickes, mit Muschelkalk gelbblond gefärbtes Wollhaar; diese trägt ein blaues Glasperlen-Halsband, jene eine Art Amulett, eine geschliffene Muschelschale um den Hals und von buntem Bast geflochtene Armbänder um den vollen Oberarm. In dem einen Armband steckt ein Tabakspfeifchen. Beide haben Betellippen; natürlich darf der

rote Speichel nicht auf die Veranda gespritzt werden. Ein drittes Mädchen hat sich eine dunkelrote Hibiscusblüte hinter das Ohr gesteckt, was ihr einen niedlichen, koketten Anstrich gibt. Mittels eines stiellosen Piassavabesens, den sie gebückt in beiden Händen führt, kehrt sie die Blätter und Blumenreste weg, schmaucht dabei ihr Kalkpfeifchen und nimmt an dem Schwatzen teil, bis das Geräusch des nahenden Gewandes der Herrin sie zur phlegmatischen Fortsetzung der unterbrochenen Arbeit veranlaßt. — Hinten im Hof und in der Nähe des Küchenhauses geht es lebhafter zu. Geflügel, große Hunde und Kinder wimmeln da herum; die tüchtigen Damen des Hauses, der chinesische Koch und einige „Boys“ und „Girls“ sind fleißig beim Schlachten, Sengen, Rupfen, Schmoren und Braten.

Herr K. gab mir zu meiner Unterhaltung ein Reitpferd. Wir gingen dabei über die grasigen Plätze zu den Ställen, Jungen- und Coprahäusern und der mit Wellblech gedeckten Fabrik, deren Dampfkraft die geerntete Baumwolle zum Versand präparierte. — Der starke Grauschimmel warf sich zunächst, vielleicht weil der Boy zu scharf gesattelt hatte, auf den Boden und schlug mit allen Vieren um sich. — Das kann ja niedlich werden! dachte ich, indem ich mich todesmutig in den Sattel schwang. Vor jedem Palmenzweig oder Baumblatt im Wege scheute das Tier; sonst aber vertrugen wir uns recht gut.

Der ganze Küstenstrich bestand hier aus Kokos-Plantagen. Es reitet oder fährt sich wundervoll auf den breiten, weichen Wegen der schattigen und doch von vielen Lichtern durchhuschten, hallenartigen Palmenhaine, die sich über das stark wellige Terrain hinziehen. Höher hinauf gelangte ich an dunkeln Kaffeepflanzungen vorüber, aus

denen Arbeiterköpfe hier und da auftauchten, in den Wald, der dünner oder dichter stand und manche prächtige Partien von berankten, mächtigen Baumriesen über einem dichten Unterholz aufwies. Außer großen, bunten Schmetterlingen, einigen Raben oder Kakadus sah ich wenig vom Tierleben. Schließlich ritt ich durch ein hübsches Tal, das mit den großen, gelben Blüten der regelmäßigen Baumwollenstauden prangte, wieder nach Gunantambu zurück.

Die Copra ist und wird das Hauptprodukt des Archipels vermutlich bleiben. Alles andere ist bisher nebensächlich; so auch die Baumwolle, die nur ein Drittel der Kosten der jungen Kokosanpflanzungen deckt. Neuerdings hat man in Neu-Pommern Züchtungsversuche mit Seidenraupen gemacht. Auf Neu-Mecklenburg sollen hoffnungsvolle Spuren von Steinkohle gefunden sein. —

Abends war also die große Gesellschaft; sie bestand aus den schon genannten Personen und vielen dazu: „Möwe"-Offizieren, dem stellvertretenden Gouverneur, dem Arzt und einigen Beamten der Neu-Guinea-Gesellschaft, Frau P., einer jüngeren Schwester der Queen, nebst ihren Töchtern und noch ein paar anderen. Ich hätte nicht gedacht, eine solche zahlreiche und amüsante Versammlung an der Blanche-Bai vorzufinden. Draußen stampften die Reitpferde den Rasen oder fuhren leichte Wägelchen vor; manche Besucher kamen auch zu Fuß vom nahen Herbertshöhe, andere von weiter her zu Wasser in Dampfpinassen oder Ruderbooten.

Es ging nicht anders her als bei uns zu Hause in derartigen Gesellschaften, nur um einige Grade ungezwungener. Die dunklere Färbung der meisten Damen, die samoanische Gewandung der älteren unter diesen,

brachte allein etwas Fremdartiges in das Bild. Die braunen, lebhaften Augen glänzten nicht minder als die durchweg prächtigen Zähne. Als eigentümlich hätte man noch den reizenden Blumenschmuck bezeichnen können, in dem die im europäischen Stil gedeckte Tafel und auch einzelne bevorzugte Herren prangten, denen Sträußchen gewunden oder Kränze aufgesetzt worden waren. Zu letzteren benutzt man die mit ihrem Duft halb an Jasmin, halb an Tuberosen erinnernden weißen Blüten der Frangipani, die dem Samoaner eine Freudenblume, nicht die der Trauer zu sein scheint. Außer dem kleinen, buntgekleideten Chinesen der Herrin warteten ein paar Boys ernsten Gesichts auf, nur das rote Hüfttuch, die Lava-Lava um die schöne, schwärzliche Haut, und mit etwas Hals- und Armschmuck wie die Mädchen; dann mehrere dieser, sehr herausgeputzt, doch mit bloßen Füßen.

Am meisten interessierte mich die Familie P. Die älteren Töchter hatten eine Zeitlang eine deutsche Erziehung gehabt, sonst aber ihre Hauptschulzeit in Sydney durchgemacht; sie waren trotz des deutschen Vaters, eines Nordschleswigers, zumal die Mutter in englischer Sprache erzogen ist, mehr Engländerinnen geblieben. Sydney galt gewissermaßen als Hauptstadt für den Archipel. Die Reise dahin gleicht fast der von Europa nach Amerika, aber es bleibt eben der nächste Ort, an dem alles beschafft werden kann. Dies ist ein Übelstand für die Germanisierung unserer Besitzungen. Gegen die natürlichen Bedingungen läßt sich nun einmal nicht ankämpfen; wir müssen nur allmählich, rücksichtsvoll aber stetig unsere eigene Kultur wirken lassen. Lernen die Kinder von vornherein Deutsch, wird ihnen von klein auf ein nationales Interesse sympathisch gemacht, so wird die Umgangs-

sprache, jetzt noch überwiegend englisch, von selbst ins Deutsche hinübergleiten. Von einem Zusammenhang mit dem geistigen Leben Deutschlands war, wenn man von den verdienstlichen forschungswissenschaftlichen Bestrebungen des Herrn P. absah, noch kaum die Rede. Die Damen P. gehörten, der Mutter folgend, der katholischen Religion an. Frau P. genoß im ganzen Archipel ein besonderes Ansehen bei Weißen und Eingeborenen. Unähnlich der Queen, war sie von stattlicher Figur, die viele der Männer überragte. Dagegen besaß sie nicht den Herrscherzug, der ihrer Schwester deren Namen eintrug. Ihr dunkler samoanischer Typus zeigte noch heute viel Anziehendes; vor allem fesselte ihr kluges Auge und die sichere, ruhig-heitere Art ihres Wesens. Kurzum, sie imponierte, und wenn ich später von dem Wohnsitze der Ps. von Maulapau rede, habe ich noch einiges über sie zu sagen.

Ohne Gesang und Tanz ging es bei diesen Zusammenkünften nie ab. Auch Gesellschaftsspiele waren beliebt, und bei älteren Herrschaften ein Kartenspielchen, Whist oder dergleichen. Das jüngere Volk umstand, mit Kränzen geschmückt, das Klavier, an dem sich überwiegend Frau P. opferte, und sang im Chorus, unter allerlei Ausbrüchen des Übermuts, amerikanische, englische oder deutsche Lieblingskompositionen und deutsche Volkslieder. In der Musik triumphiert schließlich doch überall deutsches Tongebilde. Die jungen Damen rauchten wenig oder garnicht, die älteren zum Teil samoanische Zigaretten. — Bier, Wein, Bowle, Sekt, — alles ward reichlich geboten und dankbar genossen. Ungern trennte man sich; zu Wagen, zu Roß, zu Fuß, im Boot ging es wieder heim nach Herbertshöhe, nach Matupi, oder auf die Schiffe.

Was nicht nach Hause kam — bei Wasserwegen ereignete sich dies öfter — wurde eben zwanglos einquartiert. — Das war eine typische Gesellschaft, wie ich nachher noch viele und eigentlich immer mit Vergnügen erleben sollte.

Diese Geselligkeit und Gastlichkeit, die natürlich bei Anwesenheit eines Kriegsschiffes und der „Stettin" ihren Höhepunkt erreichte, mußte viel Geld kosten; man durfte also annehmen, daß Geld vorhanden war und die Lage von Handel und Plantagenbau nicht die übelste sein konnte. Außer der bedeutenden Pflanzung Ralum der Firma Forsayth befanden sich auf Neu-Pommern noch die der Neu-Guinea-Kompagnie, der Südsee- und Plantagen-Gesellschaft, die eines Franzosen, dann die Kulturen der Brüder vom Herzen Jesu, und, im bescheidensten Maße, die der Wesleyaner Mission in Betrieb. (Der Franzose war der Sohn eines Mitgliedes der so grausig geendeten, schwindelhaften Ansiedelungsexpedition des Marquis de Rée, deren Schicksal vor Jahrzehnten allgemein empörte und ihren Urheber vor die Gerichte führte.) Die ältere Firma Hernsheim und Co. in Matupi, die Nachfolgerin Godeffroys, hatte früher mehr Wert auf Ausdehnung ihres Handels als ihrer Pflanzungen gelegt, wodurch die Queen an Boden gewann. Übrigens merkte man im privaten Verkehr nichts von Geschäfts-Rivalitäten.

Zu Ralum gehörten mehrere Stationen längs der Küste, auf denen Verwandte der Queen saßen, namentlich die Familie C. Diese samoanische Halfcast-Familie schien sich mehr als amerikanische wie als englische zu betrachten. Den deutschesten Zug hatten durch ihre Beziehungen noch immer die Ps.

Ich fuhr an jenem Abend bei schwerer See und Regen in einer Dampfpinaß wieder mit nach Matupi zurück und tags darauf abermals nach Herbertshöhe, da es den Abschied der „Stettin" galt. Mancher Bekannte reiste mit, unter ihnen auch Herr Mencke und der stellvertretende Landeshauptmann der Neu-Guinea-Kompagnie, Herr Sc.

Herr B. Mencke hat dann bekanntlich später seine eigene Südsee-Expedition nach dem Bismarck-Archipel ausgerüstet, bei welcher er durch die Eingeborenen der St. Matthiasinsel seinen Tod fand. Dieser Totschlag ist mit Recht schwer bestraft worden, denn mag auch Schuld der Weißen vorliegen, so erfordert die Sicherheit der anderen Europäer dennoch das statuierte Beispiel. Es ist gerecht, auch die Wilden gegen Weiße zu schützen; andererseits darf man hierbei nicht in Sentimentalität verfallen. Nach heute allgemein auf der Erde notwendigen Ansprüchen verwirkt ein Volk, das nicht arbeiten mag, seine Bodenrechte. Der Richter, Assessor Dr. Sch., der übrigens erst von einem Strafzuge mit der Polizeitruppe zurückgekehrt war, hatte die Regierungsgeschäfte als stellvertretender Gouverneur übernommen. Später ist er dann auf den Karolinen und Samoa tätig gewesen. Er war mir mit seinem feinen Wesen, seiner umfassenden Bildung und wohlwollenden Art gegen Europäer und Eingeborene eine der angenehmsten Bekanntschaften, die ich draußen gemacht habe.

So ein „Stettin"-Abschied mutete außerordentlich charakteristisch an; so ziemlich alles erschien an Bord, was europäisch oder halbeuropäisch und abkömmlich war: Männlein, Weiblein und Kindlein. Der beliebte Kapitän Kr. hatte zahlreiche Händedrücke auszutauschen und gewiß

einen starken Ausgabenposten auf sein Privatkonto zu übernehmen. Der Sekt floß reichlich, gelegentlich auch ein Tränchen. Aber diese Anhänglichkeit und Teilnahme war doch sehr hübsch. Ehe sich das große Schiff in Bewegung setzte, hielten sämtliche Boote, im Schlepp einer Steamlaunch es umfahrend, unter allseitigem Tücherschwenken einen Korso ab; dann ein dreimaliges Hurra, und langsam, wie fast immer mit starker Schlagseite, d. h. seitwärts überliegend, glitt der weiße Landsmann mit seiner flatternden Heckflagge, ferner und ferner zusammenschrumpfend, zur Bai hinaus. Nun war ich acht Wochen im Archipel festgenagelt; hier aber war es heimatlich; mir fehlte nur eines — Briefe!

Bei der Heimfahrt nach Matupi setzten wir uns in der Dunkelheit auf ein Riff. Glücklicherweise stand keine See, und nach und nach kamen wir durch die eigene Maschinenkraft unseres Bootes wieder herunter. Auf dem Wasser bemerkte man seltsam leuchtende Flecke, und in der Luft ziemlich starken Geruch nach schwefliger Säure. Beides rührte von dem arbeitenden Vulkan her.

Der nächste Tag, der 7. April, war ein großer Tag für mich. Es handelte sich um den Antritt einer Rundfahrt auf einem Copra-Schiffe um ganz Neu-Mecklenburg. Mit Freuden hatte ich die Gelegenheit zu dieser selbst noch vielen Archipelleuten unbekannten Reise ergriffen.

Ein ebenso schöner wie heißer und scharfer Ritt brachte Herrn W., Leutnant K. von der „Möwe" und mich über den Gebirgssattel von der Farm der Firma Hernsheim nach der Trader-Station Kurakaul an der Nordküste. Hier hauste Herr Str., der Badenser. Leider hatte er gerade seinen Fiebertag. Kommt das Fieber, so legt

man sich allenfalls ins Bett und schwitzt und trinkt sein Püllchen Sekt — nota bene — wenn man es hat. Sonst sind einige Kognaks auch als Medizin geschätzt. Ich halte dies freilich mehr für Junggesellenkuren; das Hauptmittel bleibt immer: Chinin; nebst gelegentlicher Anwendung von „Castoroil“ — Rizinusöl. — Der arme Str. ist auch, bald nachdem ich wieder in Europa war, der Malaria erlegen. In jüngeren Jahren hatte er in Deutschland ein eigenes Bankgeschäft gehabt, bis, wie schon erwähnt, das Unglück ihn verfolgte. Welches Schicksal dann, auf so traurige Weise als Südsee-Trader zu enden!

Zum Transport unserer relativ geringen Ausrüstung hatten wir, da alles auf der Schulter getragen werden mußte, etwa 30 Kanaken bedurft. Schmerzlicherweise fehlten schließlich einige Kerle mit der Sodawasserkiste und einem Deckstuhl. Warten durften wir aber nicht länger, denn die von Herbertshöhe aus vorangegangene „Archer“ aus Sydney, ein ungefähr 700 Tons großer Dampfer, machte uns ungeduldige Signale mit der Dampfpfeife, daß wir uns beeilen möchten.

Also eingeschifft! Der junge Herr F. und Herr Sch. von Mioko befanden sich bereits an Bord. Der Kapitän, ein Mustertypus eines alten Seefahrers, war von der Kieler Föhrde gebürtig, aber längst zum Australier geworden, der kein Deutsch mehr verstand. Ein hebräisch aussehender Superkargo aus Melbourne machte die Honneurs bei Tisch und hatte überhaupt die Passage- und Ladungsangelegenheiten in der Hand. Der meist in aufgekrempelten Hemdsärmeln bedienende Steward war Elsässer, bezeichnete sich aber als Franzose. Dazu kam die Dienerschaft. Herr F., der ein Boot mitführte, hatte eine ganze Krew mit sich, darunter seinen Leibdiener Nante,

einen ernsthaften, fast pechrabenschwarzen Bukajungen; Herr W. den halbwüchsigen, ebenso ernsthaften Gambeggo und seinen Waschjungen Domani; Herr Sch. den besonders ehrenwerten Hans, mit gelbgekalktem Wollhaar und bravbürgerlichem Backenbart. Bis auf die rote Lava-Lava — gewöhnlich sagt man hier Lava-Lap — besteht die Livree dieser Herren Diener aus dem Adamskostüm. Daran stoßen sich die Damen im Archipel auch nicht; ihre Augen müssen zuweilen Ärgeres vertragen können.

Das erste Abendessen schmeckte ganz versprechend; das tut es gewöhnlich immer an Bord; namentlich wenn man den Koch noch nicht gesehen hat.

An Sauberkeit ließ die alte „Archer" überhaupt allerlei zu wünschen übrig, wie man dies von einem Lastdampfer, der nur nebenbei Passagiereinrichtung besitzt, nicht viel anders erwarten kann. Daß überall zwei Zoll lange Kakerlaken, sonstiges Ungezіefer nicht gerechnet, umherhuschten, war weiter keine auffallende Sache. Diese Tierchen gehören ja, wie die Ratten, zum eisernen Bestande eines jeden Schiffes im Süden.

An ein Schlafen unter Deck war noch weniger als auf der „Möwe" zu denken. In den Kabinen verging einem selbst bei offenem Bullehe der Atem. Bei zunehmender Copra-Ladung — Copra ist bekanntlich der zerschnittene und getrocknete Kern der Kokosnuß, der Haupthandelsartikel in der Südsee — erschien die Luft sogar gefährlich. Nur in der ersten Nacht gelang es mir, unten Schlummer zu finden. Kaum hatte ich mir nämlich mein Lager an Deck möglichst behaglich eingerichtet, so begann es wie aus Mulden zu gießen. Stark angefeuchtet, flüchtete ich mich nach unten, wo ich mir den noch leeren Salontisch eroberte, auf dem ich mit Hilfe eines

Regenschirms leidlich trocken und luftig unter dem Skylight lag. Ein späterer Versuch aber endete mit starkem Kopfweh.

Am nächsten Tage gingen wir zwischen der niedrigen, grünen Nordwest-Küste Neu-Mecklenburgs und der Sandwich-Insel hindurch und am Kap Jäschke vorbei durch den Gazellen-Kanal, zwischen der Mausoleum-Insel und Baudissin-Insel nach der Station Nusaum.

Die Mausoleum-Insel zeichnet sich durch eine sarkophagähnliche Hügelgestaltung vor den umliegenden flachen Inseln aus. Die Wasserfärbungen zwischen diesen sind oft sehr schön, da auf den Korallen und Sandbänken das tiefblaue Wasser bis ins hellste Grün sich lichtet. Zwischen solchem farbigen Wasser liegt das ganz mit Kokospalmen bestandene Inselchen Nusaum. In zehn Minuten ist es umschritten. Man freut sich dabei über malerische Korallenklippen, die von der spritzenden, weißen Brandung mächtig übergossen werden. Gelegentlich bricht ein weißer Strandvogel vor uns auf; sonst gewahrt man bis auf die überall huschenden kleinen Eidechschen und den rings den Strand und seine Umgebung bekriechenden Einsiedlerkrebs zunächst wenig Tierleben. Der Einsiedlerkrebs ist ein merkwürdiger Geselle; er haust in Muscheln von allerlei Färbung und spiralförmiger Gestalt. Man kann ihn mit seinem weichen engerlingartigen Körper ganz herausholen und ihn laufen lassen, worauf er sofort seine oder eine andere leere Muschel zur Behausung wieder aufsucht.

Niemand denke, daß auf einer solchen Palmeninsel angenehmer Grasboden sei; im Gegenteil, alles erscheint sehr struppig und holprig. Man stößt sich an harten Korallen, stolpert über modrige Palmenzweige,

oder alte gelbbraune Nüsse, oder verwickelt sich in dies oder jenes Gestrüpp.

Man marschiert schon lieber am weißen Sandstrand, obwohl man einsinkt, leicht ermüdet und außerdem den Sonnenstrahlen mehr ausgesetzt ist. Wo das Traderhaus am Ufer steht, zeigt sich der Boden glatter. Mehr oder weniger eifrig betriebene Versuche zu Gartenanlagen sind gemacht, die manchmal zwischen sandbestreuten Wegen und in einem dichten Rahmen aus Kautschgras nicht schlecht aussehen. Dahinter steht das Traderhaus auf kurzen Pfählen, mit einer Veranda, zu der eine Holztreppe hinaufführt. Das Haus enthält nur wenige Räume; alles ist aus Holz oder Wellblech, aus letzterem meist das Dach. Vor der Veranda springt noch oft ein Schutzdach auf Trägern vor. Waren genügende Mittel vorhanden, wurde das Wellblech nach innen verschalt; manchmal aber sind auch nur Blätter der Sagopalme, der Pandanus- oder der Kokospalme zum Decken benutzt. Beim europäischen oder Halfcast-Trader stehen gewöhnlich einer oder mehrere der beliebten Korb-Longchairs, auf denen man sichs in der Pyjama bequem macht, auch wohl nachts darauf schläft, wenn die Moskitos dies gestatten. Von der Veranda tritt man in ein Zimmer, das in Ausstattung, Schmuck und der Fläschlein-Sammlung verschiedener angenehmer Alkohole unverkennbar nach Junggesellenbude aussieht. Ein Ständer mit Gewehren verschiedener Konstruktion fehlt nie im Wohn- oder Schlafzimmer. Der Trader muß immer einmal auf einen Überfall gefaßt sein; auch darf er viele Handelsfahrten nicht unternehmen, ohne sich und seine Boys zu bewaffnen. Zu letzteren wählt er Jungen, die er auf anderen Punkten anwirbt; dann halten sie meist zu ihm,

wenn die Nachbarschaft rebellisch wird. Als Boy — Junge — wird übrigens hier jeder Eingeborene bezeichnet, der dient und arbeitet.

Aus der „guten Stube" des Traders gelangt man in die Schlafstube, oft nur ein abgekleideter Raum, in dem das mit Moskitonetz umkleidete, eiserne Bett steht. Die Abkleidung besteht zuweilen aus den bräunlichen Rippen des Sagopalmenblattes; namentlich poliert, machen diese einen sehr sauberen Eindruck. Zuweilen logiert hier auch die zeitweilige eingeborene Gattin des Traders mit; beim europäischen Trader aber wohl nur auf der Matte am Fußboden.

Die kleine Bibliothek enthält in billigen Ausgaben moderne, leichte Sachen, schlechte Übersetzungen, Zola u. s. w.; aber auch wohl Klassiker, denn mancher der Trader, zumal solche, die noch andere Stationen unter sich haben, sind kaufmännisch geschulte Gentleman-Trader aus gebildeter Familie. Ihrer Nationalität nach findet man meist Deutsche, dann Engländer und Skandinavier sowie Halfcasts aus samoanischem Blute, die aber auch ganz manierliche Leute sein können. Auf kleinen Stationen hausen ehemalige Matrosen, Chinesen oder gar Eingeborene.

Küche und Badevorrichtung liegen in gesonderten Häuschen. Dazu treten Bootschuppen, Coprahäuser, Copratrockenschuppen u. s. w., so daß eine Traderstation einen ganzen Komplex von kleinen Gebäuden umfaßt, wozu noch die Hütten für die auf der Station beschäftigten Eingeborenen kommen. Das Wichtigste aber bleibt das Storehouse, das Magazin der Tauschwaren und zugleich Laden, das sich gewöhnlich dicht am Haupthause befindet. Hier lagern alle Artikel, die der Eingeborene gebraucht:

Rote Baumwollzeug-Ballen für Lava-Lavas, dunkler amerikanischer Stangentabak, Messer, Beile, Nadeln, Zwirn, Segeltuch (calico), Perlen und dergleichen.

Der Trader erhält seine Waren in der Regel auf Kredit von seiner Firma; er bezahlt sie mit Copra, die er durch die Tauschwaren von den Eingeborenen bezieht. Dabei muß er nun sein Geschäft machen, um existieren zu können. Über wachsende Konkurrenz und schlechte Geschäfte wird sehr geklagt; auf manchen kleinen Stationen mögen sie in der Tat viel zu wünschen übrig lassen.

Verdient der Trader, so führt er ein nie gefahrloses, aber freies Leben und erklärt oft, daß er es gegen kein anderes vertauschen möchte. Erwirbt er sich selbst eine kleine Insel mit Kokospalmen, so kann er gewiß gut existieren; doch dazu sollen es nicht viele bringen. Das Leben kostet auch hier Geld!

Vor dem Hause unterhalb des Riffs ankert der Kutter, der nicht nur zu Geschäftszwecken, sondern ebenfalls zu freundnachbarlichen Besuchen benutzt wird. Die Gastfreundschaft ist dann groß, und die Getränke schwinden schnell. Zeitweilig kommt wohl ein weitnachbarlicher „Erholungsausflug" nach Sydney, von hier aus eine noch umständlichere Reise, als von Deutschland nach Amerika, hinzu, wo einige tausend sauer verdiente Mark angenehm und rasch unterzubringen sind. Man kann dies aber dem Trader nicht verdenken, der manchmal jahraus jahrein keine andere Abwechselung hat als den im Zeitraum von Monaten wiederkehrenden Copra-Schoner!

Selten kommt es vor, daß ein Dampfer statt des Segelschoners erscheint. An einzelnen Punkten war die

„Archer“ der erste Dampfer, der überhaupt dort ansteuerte.

In Nusaum trafen wir Herrn R., den Trader und Inseleigentümer nicht an; ohne weiteres wurde sein verschlossenes Coprahaus geöffnet und mitgenommen, was vorhanden war. Das erschien ganz in Ordnung; machte mir aber klar, wie es Bully Hayes, dem letzten Seeräuber und „modern buccaneer“ der Südsee möglich gewesen ist, seine berühmten oder berüchtigten Raubzüge verhältnismäßig leicht bewerkstelligen zu können. Zum ersten Male sah ich hier die sich später stets wiederholende Tracht der Weiber, die in nichts besteht, als in einer Bastschnur um die Hüfte, von der vorn und hinten einige Fransen herunterhängen. Manchmal sind es nur Blätter, manchmal einige rote Strähnen, welche die Bedeckung ausmachen. Am wichtigsten ist die hintere, die öfter aus einem starken schwanzartigen Büschel einer weißen Faserpflanze besteht, der in Neu-Hannover verfertigt wird. Neu-Hannover scheint überhaupt das Paris der schwarzen Damen dieser Gegend zu sein, der Konfektionsmarkt, woher sie ihre Toiletten beziehen. Zu letzterer gehört häufig noch ein Basthelm, sowie ein Regenmantel aus demselben Stoff, der etwa wie ein an einer Seite aufgeschnittener Sack geformt ist. Tätowierungen sieht man bei Männern und Weibern nur wenig, besonders keine farbigen, höchstens einmal einige blaue Muster, meist im Gesicht; dagegen sehr viele „Verzierungen“ des Körpers durch knopfartige Hauterhöhungen, die ebenfalls bestimmte Muster bilden. —

Nach eingenommener Copra-Ladung fuhren wir nach der Nusa-Insel weiter. Der Station Nusa gegenüber liegt auf Neu-Mecklenburg die Station Nouan. In der Wasserstraße zwischen beiden ankerten wir. Flüchtig be-

sahen wir noch Nusa, wo der Trader, Herr D., ebenfalls nicht anwesend war. Dann kam die Nacht. Ich versuchte noch einmal in der Kabine zu schlafen, aber außer der Hitze vertrieb mich bald der Kopfweh verursachende Geruch der Copra; an Deck hatte man freilich den Genuß, die Eingeborenen an beiden Seiten die ganze Nacht hindurch besonders deutlich trommeln und schreien zu hören; wahrscheinlich feierten sie die Ankunft unseres Schiffes und sangen schmeichelhafte Lieder auf uns.

Nusa, von der Firma Hernsheim und Co., führte die deutsche Flagge; das der Firma Forsayth auf Neu-Pommern gehörende, von einem Engländer geführte Nouan hatte die englische Flagge gehißt.

Am nächsten Morgen ging ich mit ein paar Herren bei Nouan in den Busch. Unter „Busch" versteht man die mehr oder weniger verwickelte und verfilzte Vegetation, die auch hier die ganze Insel bedeckt; sie besteht aus dichtem Urwald, oder aus einzelnen Bäumen aller Art, oft von riesiger Höhe, oft niedrig, unterbrochen durch hohes Alang-Alang-Gras, Mangrovensumpf ꝛc. Schmarotzer wuchern auf den Bäumen, Lianen ranken sich, überall Fallstricke legend, und Dornen tragende Gewächse drohen mit Verwundungen. Die Bäume sind teils Palmen, teils wölben sich darüber die hohen Laubkronen des Brotfruchtbaumes, der Banianen, des wilden Mangos, des Kanari-Baumes, oder riesenhafter Individuen, deren jedes aus einer Menge von Bäumen mit Luftwurzeln zusammengesetzt zu sein scheint und das nichts ist als ein von dem „Pflanzenwürger" überwucherter anderer Baum. Im Busch kommt man nur auf den Kanakapfaden vorwärts. (Das Wort Kanaka hat sich aus dem Hawaiischen hier eingebürgert und heißt „Mensch".) Diese

Pfade sind oft trügerisch, laufen im Kreise, hören plötzlich auf oder verwirren sich sonstwie. Meist gelangt man auf ihnen zu Dörfern oder „towns“, die man erst im letzten Augenblick zu sehen pflegt, wenn sie nicht gerade hart am Strande liegen. Sanft zu begehen sind auch diese Pfade nicht. Korallenblöcke und Wurzelwerk ragen aus ihnen hervor; auf sumpfigen Strecken gibt es kaum Steine, und über Bäche nichts von Überbrückung, als höchstens einen gefallenen Baumstamm.

Von einem Tierleben bemerkt man wenig; ich habe nie eine Schlange, ein Opossum oder ein Leguan erblickt. Nur das Gurren der wilden Tauben hört man überall, und gelegentlich sieht man einen Papagei flattern oder irgend ein Raubzeug seine Luftkreise ziehen. Eidechsen, Insekten, namentlich Moskitos, Ameisen, Sandflöhe, graue Tausendfüßler, Schmetterlinge u. s. w. gibt es freilich zum Beobachten oder unangenehmen Fühlen genug. Verhältnismäßig selten gewahrt man auch Blumen, am meisten noch schöngefärbte Orchideen.

Gewöhnlich schlossen sich unseren Exkursionen in den Busch dienstwillige Kanaken an, natürlich auch mit der Absicht, belohnt zu werden. Manchmal machten sie einen selbstlos hilfsbereiten, gutmütigen Eindruck. Jedoch darf man sich nie über sie täuschen. Ein zuverlässiger Revolver in der Tasche bleibt immer wünschenswert. Dicht bei der Rouan-Station stand ein Baum, der über und über mit den Nestern des Webervogels bedeckt war.

Die Humusschicht des Bodens scheint nicht sehr tief zu gehen; überall tritt die Koralle zu Tage. Im Innern mag es besser aussehen; dies besteht aus Urgesteinen. Die Hüttendörfer landeinwärts im Busch sehen meist recht sauber aus. Sie liegen unter Palmen- und

Bananenstauden auf freien, gut gehaltenen Plätzen, öfter leicht abgezäunt und ringsum umgeben von nebeneinandergelegten, keimenden Kokosnüssen, die wieder zum Auspflanzen benutzt zu werden scheinen.

Für einige Tabakstangen konnte man leicht Schmucksachen, wie geschliffene Muscheln mit darauf befestigten kammradähnlichen Verzierungen aus Schildpatt, Armringe aus Muscheln geschnitten, und dergleichen erlangen. Speere und Keulen, sowie Tanzmasken waren schon schwerer zu bekommen, da die Trader sie aufkaufen. Die Leute, Melanesier von dunklerem oder hellerem Braun, waren ganz zutraulich; die Weiber und Kinder liefen zwar zuerst in den Busch, näherten sich aber wieder auf Zureden der Männer; nur die jüngeren, hübscheren Mädchen — hübsch nach Südseegeschmack — hielten sich fast alle versteckt. Doch herrscht in Neu-Mecklenburg nicht die absolute Zurückhaltung der Weiber dem fremden weißen Mann gegenüber, wie auf der Gazellen-Halbinsel Neu-Pommerns. Kichernd und sich anstoßend, etwa so ungeschickt wie bei uns Bauernmädchen, kommen die nackenden Gestalten aus dem Gebüsch, machen auch wohl bedenkliche Anspielungen und wollen sich tot darüber lachen. Weder die welken noch die strotzenden Busen sind reizvoll; die den roten Bettelsaft ausspeienden Münder mit den schwarzen Zähnen sind es erst recht nicht. Dazu treten noch die absichtlichen Entstellungen: die knopfartige Tätowierung, die schlingenartig herunterhängenden Ohrläppchen, die Beschmierung mit Ruß zum Zeichen einer Familientrauer u. s. w. Furchtbar erscheint die Verheerung durch allerlei Krankheiten, darunter häufig die durch den Ringwurm ringförmig zerfressene Haut. Das Photographiertwerden scheinen sie an der Küste schon

etwas gewohnt zu sein. Sie stellen sich zur Verzweiflung der ausübenden Künstler stocksteif nebeneinander wie Grenadiere, die Hände an der Stelle herunterhängend, wo bei dem Soldaten der kleine Finger vorschriftsmäßig an die Hosennaht gebracht werden muß. Die Kinder, namentlich die Mädchen, suchen angstvoll hinter der Front zu bleiben und erheben auch wohl ein Schreckensgeschrei.

Die Hütten sind meist sehr ärmlich mit Blättern gedeckt. Die Dächer gehen oft bis auf den Boden; manchmal sind die Wände mit Matten bekleidet. Häufig findet man auf Neu-Mecklenburg einen vorderen und hinteren Anbau an der Hütte. Später sahen wir auch polychrome Verzierungen an den Außenwänden, Nachbildungen von Kanoes, oder arabeskenartige Malerei.

Manchmal schlafen die Menschen auf der nackten Erde, sonst auf einer Kokosblättermatte oder zuweilen auf niedrigen, pritschenartigen Bänken. Die lochartigen Eingänge sind nur durch Matten zu verhängen. Der Rauch der Feuerstelle zieht schwer ab, weshalb die Waffen, die mit der Hand erreichbar, unter dem niederen Dachfirst liegen, bisweilen stark eingeräuchert sind. Die Leute leben besonders von Taro, Yams, Bananen, Kokosnüssen und Fischen. Gelegentlich wird auch eines der schwarzborstigen kleinen Schweine verzehrt. Salz kennen sie nicht; doch wird, soweit nicht gebacken und geröstet wird, auch mit Seewasser gekocht, und die Buschleute holen sich ein paarmal wöchentlich Seewasser von der Küste, wofür sie dem Küstenstamme bezahlen müssen. Überhaupt verstehen sie sich untereinander sehr gut aufs Geschäft und geben nichts umsonst. Der reichste Mann ist der angesehenste und meist Häuptling, zumal wenn er gut reden kann. Fürsten gibt es nicht; das Verhältnis der Untertänigkeit zu

den Häuptlingen ist auch ein sehr loses. Dagegen werden gewisse Sachen strenge durchgeführt, wie das „Tabu", das von Häuptlingen oder von anderer Seite verhängt wird. Was Tabu ist — übrigens wird auch das Muschelgeld Tabu genannt —, darf nicht berührt werden; eine Bastschnur um eine Pflanzung, Ringe von Blättern um eine Kokospalme sind genügende Zeichen. Wer das Tabu verletzt, wird totgeschlagen, kann auch wohl in geringeren Fällen mit einer Entschädigungszahlung davonkommen. Ich habe gesehen, wie die Leute ein Stück Strand, dessen Abgrenzung durch Baststricke kaum angedeutet war, sorgfältigst umgingen und durchs Wasser schritten. Das Tabu hat oft den Sinn, Bäumen und dergleichen eine Schonzeit angedeihen zu lassen; manchmal mögen auch Gründe des Aberglaubens oder Übergriffe gegen die Schwächeren dabei im Spiele sein. Ich glaube, die Liebe zum Besitz ist die Triebfeder zur strengen Innehaltung solcher Sitten; ja, die meisten Sitten, vor allem die Unantastbarkeit der verheirateten Weiber und damit die strenge Achtung vor der Ehe, die überwiegend herrscht, läßt sich schließlich auf dieses Motiv zurückführen. Das untreue Weib wird ebenfalls einfach totgeschlagen; was sie dagegen vor der Ehe macht, ist einerlei. Seltsam streng sind unter den Eingeborenen des Archipels die Vorschriften über Blutsbande; keine Familie darf unter sich heiraten, und oft darf im ganzen Stamm nicht unter sich geheiratet werden. Die Familien- und Stammbenennung der Descendenz richtet sich, nebenbei bemerkt, nach der Mutter. So kommt es denn vor, daß dem Stamme heiratbare Weiber gelegentlich fehlen, und wenn sie nicht durch Kauf von anderen Stämmen zu erlangen sind, durch kriegerische Überfälle erworben werden müssen.

Auch aus Habsuchts- oder Nahrungsgründen mögen die fortwährenden Kämpfe der Stämme herrühren. Es sind immer „Dorfkeilereien“, aber oft recht blutige. Kanibalismus ist in der Nähe der Stationen teilweise verschwunden, obwohl auch hier alte Eingeborene gar kein Hehl aus ihrer Liebhaberei machen. Sonst herrscht er noch in den meisten Distrikten. Sind reichlich Leichen vorhanden, werden sie, wie mir erzählt wurde, direkt auf den Markt gebracht und wie Schlachtvieh zerteilt, verkauft. Natürlich handelt es sich dabei nur um Erschlagene, und zwar aus anderem Stamm. Stammesgenossen verspeist man nicht. Auch Weiße sind nur ausnahmsweise gegessen worden — wie z. B. nach meiner Abreise ein Traderkapitän auf den Admiralitätsinseln —, da ihr Fleisch bekanntlich für zu salzig erklärt wird.

Eigentümlicherweise bestehen in Neu-Mecklenburg, wie auch auf anderen Inseln, auffallend starke Sprachverschiedenheiten; ein Stamm versteht oft den gar nicht sehr entfernt wohnenden Nachbarstamm nicht. Dies zeugt von großer Abgeschiedenheit und erklärt mir die stetigen Feindseligkeiten von Inseln oder von Stämmen auf derselben Insel untereinander. In den Küstendörfern, wo viele Eingeborene wohnen, die Arbeiter auf Plantagen waren, oder sonstwie mit Europäern in Berührung und Beziehung kamen, verständigt man sich in dem einfachen und oft höchst komischen Pidgin-Englisch der Südsee. Sogar die Eingeborenen verschiedener Stämme benutzen dies unter sich als ein besseres Verständigungsmittel als ihre eigenen Sprachen.

Eine Religion in unserem Sinne existiert nicht. Man glaubt vielfach an ein Herumspuken der Verstorbenen, und vor allem an „Tomboran“, den Teufel, vor dem

nachts alles einen Heidenrespekt hat. Götzenbilder habe ich nicht gesehen; die roh geschnitzten, bunten, gemalten Figuren, die ich in besonders versteckten, an primitive Tempel erinnernden, abgelegenen Hütten fand, sollen Ahnenbilder sein. Vielleicht deckt sich das aber. Für einige Stangen Tabak konnte man ohne Schwierigkeiten einen „Ahnen" erwerben; die zuweilen römischen Helmen ähnelnden Tanzmasken erforderten meist höhere Bezahlung.

Außer in Tauschartikeln ward mit Diwarra (Neu-Pommern) oder Tapsoka (Neu-Mecklenburg) bezahlt. Dies sind aufgereihte weiße und rote Muschelplättchen, der Faden im Wert von 1,25 bis 1,50 Mark. Es sollte Häuptlinge geben, die ihre Schatzkammer ganz mit solchen Geldbündeln gefüllt hätten. Seit einiger Zeit ist aber im Archipel allgemein, also auch im Verkehr mit den Eingeborenen, das deutsche Geld eingeführt worden. Dieser Fortschritt wird den Herren Muschelkapitalisten außerordentlich gegen den Strich gehen.

Die zeitweilige Gattin des Traders pflegt eine Häuptlingstochter zu sein, die ihrem Papa abgekauft wurde. Sie erhält auch meist eine Monatsgage in Tabak und Zeug; bei ihrem „Abgange" wird ihr ihr Verdienst gewöhnlich in Summa ausgezahlt; natürlich ebenfalls in Ware. Zuweilen erhielten einige als glänzende Besoldung eine Nähmaschine, die nun inmitten aller Unkultur der Buschhütte ihr modernes Schnurren ertönen ließ. Sie diente dann zum Säumen der Lavas-Lavas und dergleichen „Herrenartikel", während die Weiber die Maschine für sich weniger gebrauchen sollen, da sie sich bald wieder ihrer als Tradergattin getragenen Garderobe, die auch nicht viel über Jacke und Lava-Lava hinausging, ent-

wöhnen. Ich fürchte übrigens, daß die Maschinen im Busch nicht lange gebrauchsfähig bleiben.

Falls die Väter nicht väterlich beanlagt sind, wird die etwaige Nachkommenschaft vermutlich „verkanakern". Besonders, wenn sie noch klein der Mutter verbleibt. Es ist anzunehmen, daß diese Frage inzwischen ihre vernunftgemäße Regelung gefunden hat.

Wir logierten uns in der Nacht ganz ungeniert im Hause des abwesenden Traders ein. Die Gastfreundschaft, selbst in absentia des Wirts, ist eine grenzenlose. Sie erstreckt sich auf sein Bett, seine Leibwäsche, Pyjamas, Getränke, Mundvorräte, kurz alles, was sein ist. Nur die Damen und Mägde des Hauses sind zurückhaltend und werden strenger respektiert, als es beim Hereinbrechen einer übermütigen Schar zum Teil noch junger und sich als absolute Herren fühlender Männer in Kulturländern der Fall sein würde. Auch für sie macht sich das rigorose Eigentumsrecht der Eingeborenen geltend. Dies bleibt das Entscheidende, nicht die Moral.

Am nächsten Tage, es war ein sehr heißer, hatten sich die nicht zu Hause angetroffenen Trader bei uns eingefunden; beide ganz gebildete, sympathische Männer. Der eine, der mexikanisches Blut in sich hat, war der Sohn eines einst bedeutenden deutschen Südsee-Kaufmannes, der andere ein Berliner Kind voll guten Humors. Letzterer, der leider auch mittlerweile ein Opfer des Fiebers geworden ist, begleitete uns auf unserer ferneren Fahrt. Diese ging zunächst nach Kableman an der Nordküste Neu-Mecklenburgs. Hier hauste ein deutsch sprechender Schwede, der uns ebenfalls größte Gastfreundschaft erwies. Seine eingeborene Gattin kochte und briet mit ihren Gehilfinnen, was das Zeug halten wollte. Suppen pflegen

diese dunklen Damen ganz gut zu kochen, meist von Geflügel — auch Taro, Yams und sonstige Gemüse, an die ich mich nie gewöhnt habe; aber das Fleisch war fast immer hart und schlecht zubereitet. Als besondere Auszeichnung wurde mir „Sack-Sack“ vorgesetzt, ein gebackener, heißer Brei aus Sago und geriebener Kokosnuß. Ich vermochte aber nur höflichkeitshalber der Gabe einigermaßen gerecht zu werden.

Am Abend hatten die Trader eine lange trinkfeste Sitzung: natürlich sprechen sie dann über das, was ihr Herz am meisten bewegt, also über Geschäft und Verdienst. Das dritte Wort war: Copra.

Ich war seltsam gebettet, nämlich im ehelichen Schlafgemach. Nur ein schmaler Gang trennte mein Bett von dem Familienlager, in dem, der Quere nach, was bei den breiten Betten sehr gut geht, die Frau mit zwei Sprößlingen lag; später kam der Gatte dann noch hinzu. Alle anderen Lagerstätten und Longchairs im Nebenzimmer und auf der Veranda wurden ebenfalls nach und nach besetzt. Bei dem lauten Gespräch war nicht an Schlaf zu denken, und nach Mitternacht ging draußen auf einmal das Tanztrommeln los. Solch eine Eingeborenentrommel, die in jedem Dorf wie ein Brunnentrog liegt, besteht aus einem an beiden Enden geschlossenen, gehöhlten Holzstamme oder Klotz, der nur eine schmale Längsspalte hat. Mit Stöcken wird dann im Takte auf ihn losgestoßen. Tanzen können die Eingeborenen zu jeder Zeit; nachts lassen sie darüber gern den Schlaf im Stich. Ich ging barfuß hinaus in den kühlen Sand. Der Tanz erschien dürftig. Eine Anzahl Kanaken, Männer und Knaben, die Arme um den Nacken des nächsten gelegt, oder Arm in Arm, hopsten, Lieder

singend, mühlenartig im Kreise herum. Die Lieder von einförmiger Melodie sollen improvisiert werden, etwa des Inhalts: Viele weiße Männer sind heute gekommen; wir haben noch nie so viele weiße Männer gesehen; wir haben sehr viel Tabak erhalten, u. s. w. Am heitersten wirkte einer der Trader, der die Gewohnheit besaß — sobald er sich seiner Ausdrucksweise nach „die Nase etwas begossen hatte“ —, kameradschaftlich mitzutanzen und zu singen. Die Eingeborenen amüsierten sich offenbar köstlich über ihn.

Später legte ich mich wieder und beobachtete, wie einer der kleinen Sprößlinge des Traders schlaftrunken zum Bettrande kroch und dann, ehe es zu hindern war, vermöge seines dicken Köpfchens das Gleichgewicht verlor und auf den Boden stürzte. Es gab einen gewaltigen Knall und dementsprechendes Gebrüll. Der Trader, ein sehr zärtlicher Vater, kam herbeigestürzt und beruhigte seinen Ältesten, während Frau Tamu, die Mutter, das Ereignis viel weniger aufregend zu finden schien und sich kaum rührte.

In der Frühe begaben wir uns wieder auf unsere „Archer“ zurück, wobei wir beim Durchfahren der Riff-Passage eine ansehnliche Sturzwelle ins Boot bekamen. Fast überall erstrecken sich nämlich Riff-Barrieren vor der Küste, durch die natürliche Passagen, oft nur von großer Enge, führen. Dahinter pflegt ruhiges Wasser zu sein, ein sicherer Hafen für die Stationsboote. Meist ist auch während stillen Wetters starke Brandung vorhanden, die bei auflandigem Winde zu lebensgefährlicher Wildheit anwachsen kann. Es gehört immer Übung dazu, die Passage in der scheinbar geschlossenen Brandung zu erkennen und dann die Boote sicher durch sie hindurch-

zusteuern. Ganz nahe rechts und links pflegt sich die gewaltige Brandungswelle zu erheben und schäumend und tosend zusammenzubrechen. Kräftig muß dann gerudert werden, um von der gefährlichen Stelle frei zu kommen. Kentert man außerhalb des Riffs, so hat man die Haifische zu fürchten; wird man aber auf die scharf zerrissenen Korallen geschleudert, so kommt man ohne Verletzung, oft schwerster Art, kaum davon. Unsere Boote, flachgehende, extra für die Brandung gebaute, starke Fahrzeuge, wurden sehr gut gesteuert, obwohl die Zahl der Coprasäcke sie oft bis zum Dollbord ins Wasser drückte. Man brauchte dann Riemen statt des Steuerruders zum Lenken. Ich sah nur einmal ein Eingeborenen-Kanoe in der Brandung über Kopf gehen. Die gewandten Burschen darin hatten es aber bald aufgerichtet und sich wieder hineingeschwungen. Die Eingeborenen rudern fast nur mit Paddeln oder Pagayen, kurzen Schaufeln von lanzettartiger Form, die zuweilen mit hübscher Malerei oder Schnitzerei verziert sind. Man sieht hier meist Kanoes mit einem Ausleger, sonst wohl auch mit einem Doppel-Ausleger, der, über das Kanoe gehend, an jeder Seite liegt. Es ist gewissermaßen ein Rahmen mit kufenartigen Schwimmern, die das schmale Fahrzeug seitlich stützen. Die Befestigung geschieht durch Bastbänder, nicht durch Nägel. Die Kanoes selbst sind, wie üblich, ausgehöhlte Stämme; auf das Gestell zwischen Kanoe und Auslegeschwimmer werden Fischspeere, Waffen, Gerätschaften oder allerlei Vorräte gelegt. Häufig können sie auch Segel führen. Die Eingeborenen wagen zuweilen weite Seefahrten auf ihnen. Es giebt auch Kanoes ohne Ausleger, wie namentlich die großen Kriegskanoes, die aus Steven und Spanten auf dem Kiel gebaut sind. Die Kriegs-

kanoes führen gern hohe Heck- und Bugverzierungen mit flatternden Fransen; sie werden bisweilen zu einem einzigen größeren Fahrzeug vereint aneinandergelegt; eine solche Vereinigung von Kriegskanoes, mit ein paar hundert Kriegern darauf und unter hohen Segeln, soll dann einen imponierenden Anblick gewähren.

Landungsbrücken fehlen meist. Die letzten Schritte beim Landen muß man sich tragen lassen. Führte man nicht eigene Jungen von Bord mit, oder war nicht einer der hellgelben, breitrückigen, großen Gilberts-Insulaner, die wir als sehr brauchbare Matrosen an Bord hatten, dazu verfügbar, so rief man einen der mehr oder weniger willigen Kanaken heran, die sich neugierig bei jedem Landen von Weißen am Ufer einfinden. Es ist nicht angenehm, sich so einem mit Fett eingeriebenen, stark ausdünstenden Rücken anzuvertrauen. Gewöhnlich belohnt ein All right! diese Dienstleistung; ist man großmütig, so opfert man eine Stange Tabak. Der Leser muß aber nicht glauben, daß die Herren Wilden durch solche Großmut sehr gerührt werden; auch diese nehmen sie ebenso selbstverständlich hin wie karge Abspeisung.

Nun ging es weiter nach der Station Putput. Ein großes Riff mit guter Einfahrt lag davor; an Land war es sehr heiß. In Putput hauste nur ein Chinese.

Diese Küstenlandschaften sind immer dieselben, nur daß auf unserer Fahrt von Nordwest nach Südost längs der östlichen Küste die Gebirge ansehnlicher sich der See nähern. Dichter Wald überdeckt alles; dazwischen sieht man Hänge gelblich-grünen Alang-Alang-Grases; hier und da den Rauch eines Feuers, das Anzeichen von Hütten der Eingeborenen. Am Strande, namentlich in der Nähe der Stationen, blickt die Kokospalme, sich hell vom dunkel-

grünen Busch abhebend, zum umbrandeten Riff hinaus. Mächtige Korallenfelsblöcke, die vom Wald aus in die See vorspringen, gefallen dem Naturfreund besser als dem Ansiedler, namentlich wenn jener im Halbdämmer der Zweige plötzlich als malerische Staffage einen speerbewaffneten, dunkelhäutigen Krieger über sich auf den Klippen stehen oder hocken sieht. In der Lagune hinter dem Riff fischen Weiber und Kinder allerlei Strandtiere, während am Riff selbst Männer mit erhobenem Fischspeer waten oder im Kanoe fahren, die im geeigneten Moment das selten sein Ziel verfehlende Werkzeug schleudern. Früher hatten sie nur Holzspeere, jetzt sieht man auch blanke Eisenspeere, die von Händlern gegen Schildpatt, Trepang oder sonstige Beute eingetauscht sind.

Wie überall, so gingen wir in Putput ebenfalls vertrauensvoll in den Busch und in die Dörfer, oft von Scharen von Eingeborenen auf verschlungenen Buschpfaden neugierig verfolgt. Natürlich hatten wir die Revolver stets in der Tasche und meist auch noch Gewehre bei uns zum Tauben- und Papageienschießen.

Die Eingeborenen waren mit Speeren oder Tomahawks oder sonst mit langen Buschmessern bewaffnet. Ich glaube nicht, daß sie an einen Überfall dachten. Andererseits kommen solche immer wieder vor, häufig veranlaßt durch die Vertrauensseligkeit der Weißen und die Gier der Wilden nach deren Schußwaffen. Sehr oft aber mögen Weiße auch durch Unkenntnis der Gebräuche der Eingeborenen, z. B. durch das Mißachten irgend einer Tabuvorschrift, oder durch Nachstellung fliehender Weiber diese Überfälle veranlaßt haben. Sicher sind dann auch oft Rachezüge gegen Eingeborene gemacht worden, während die ermordeten Weißen weit mehr schuldig waren als

die mit Recht empörten einheimischen Verteidiger ihrer Ehre und ihrer Gesetze.

Namentlich im Eifer der Taubenjagd verlor man sich oft ganz allein, ohne einen bekannten Boy, nur mit Eingeborenen in den Busch; traf man, und jetzt hatte ich mehr Glück, so freute der Kanake sich und holte den wie Blei fallenden Vogel aus dem Busch herbei. Die Tauben waren im Gefieder verschieden, oft sehr schön gefärbte, große Tiere, doch schien mir ihr vielleicht zu frisches Fleisch zu zähe zu sein.

Mehr oder weniger freiwillig tauschten die Kanaken wohl ihre Waffen oder Schmucksachen gegen Tabakstangen ein und führten uns zu Hütten, wo dergleichen zu haben war. Auch junge Kokosnüsse erwarben wir so, um unseren Durst zu löschen. Irgend ein Bursche erklimmt dann gewandt einen der hohen, schlanken Stämme, nachdem er die Fußknöchel mit Bast oder Gras zusammengebunden hat. Es ist mehr ein Rutschen und Schieben als ein Klettern nach unserer Art.

Von Putput dampften wir weiter nach Kapsu, wo eine kleine Flußmündung zu sein schien. In Kapsu saß ein Däne als Trader, der uns auch sehr freundlich empfing. Er wohnte ziemlich einfach. Hier ging noch ein blonder Skandinavier, ein ehemaliger Matrose, mit kreditierten Tradewaren von Bord, um irgendwo in der Wildnis eine Unterstation einzurichten. Eigentümliche Gefühle, vornehmlich des Mitleids, beschleichen einen, wenn man so einen Europäer in die Einsamkeit ausgesetzt werden sieht, während das Schiff weiterdampft. Namentlich der gebildete Mann, der Gentleman-Trader, muß auch sicher erst schwere innere Kämpfe, abgesehen von den äußeren, durchmachen, ehe er so ausgesöhnt mit seinem Lose sich

ausspricht, wie die weißen Herren, die wir trafen. Das Gefühl der Freiheit, neben materiellem Gewinn, gibt Entschädigung für Entbehrungen. Besonders erscheint der halbblütige Trader für das Buschleben geeignet.

Einen solchen Händler trafen wir auf der nächsten Station, Lauan. Er war Samoaner Halfcast und sprach deutsch, da er von einem deutschen Vater stammte. Auch er ward nach einer Heirat mit einer Eingeborenen glücklicher Vater und zufriedener Mann. Die Eingeborenen der Umgebung schienen ihn vollständig als ihren Häuptling zu betrachten und er beherrschte sie, da er ihre Sprache sprach. Er besaß einen Speer mit einem Menschenknochen am Schaft; er sagte, er sei bei der Tötung des unglücklichen Opfers zugegen gewesen. Solche Speere erblickte man öfter, doch haben die verkäuflichen meist Kasuar- und nicht, wie angegeben wird, Menschenbeinknochen.

Die Passage durch die Korallen nach Lauan ist eng und gewunden. Die weitere Umgebung der Station galt für unsicher. Den hinteren Abschluß der Landschaft bildet das Schleinitz-Gebirge mit dem Nasenberg. Letztere Bezeichnung kommt häufiger, auch auf Neu-Guinea, vor. Die isolierten vulkanischen Gipfel, durch seltsam überwucherte Baumgruppen gekrönt, geben wiederholt Anlaß zu nasenartigen oder sonstigen auffallenden Umrissen.

Der sehr gastfreundliche Trader veranstaltete uns zu Ehren abends ein großes „Sing-Sing“, wie es im Pidgin-Dialekt heißt, ein Tanzfest der Eingeborenen. Dieses gestaltete sich um so eigenartiger, als es im Dunkel bei Fackelbeleuchtung stattfand. Zuerst tanzten die Frauen, meist alte Weiber und unerwachsene Mädchen. Mit krummen Knien tänzeln sie vor und zurück und machen gleichmäßig sich drehende und sich dehnende Bewegungen

mit Armen und Fingern. Sie haben sich mit Blüten und Blumen geschmückt. Ein eigentlicher Tanz ist es nicht. Eine leise, näselnde Melodie in weichen Tönen wird dazu gesungen, die nicht unangenehm klingt und an den Diskant-Gesang im chinesischen Puppentheater erinnert. Bei der ewigen Wiederholung wird man aber der Vorführung bald überdrüssig. Interessanter ist der Männertanz. Männer und Frauen tanzen niemals zusammen. Das Beste brachte ein Speertanz. Der Trader hatte aber nur den ihm als zuverlässig bekannten Leuten die Speere gelassen, die übrigen mußten Stangen nehmen. Die Leute können bei solchen Tänzen aufgeregt werden, und wir waren im Halbdunkel nur ein paar unbewaffnete Weiße unter hundert und mehr Kriegern. Männer und Knaben sangen und tanzten. Sie spannten die Muskeln mächtig an, wiegten sich auf der Stelle vor- und rückwärts, das hintere Glied der Doppelaufstellung sprang durch die Lücken des vorderen vor und wieder zurück; dabei wurden die Speere taktmäßig geschwungen und geschüttelt. Die Gesichter hatten sie möglichst schreckenerregend bemalt und mit Federn und Blättern kriegerischen Schmuck hergestellt. Es war ein wildes, abenteuerliches Bild. Die Leute bekamen aber kein geistiges Getränk, nur hinterher zur Belohnung Tabak.

Noch ein anderer Tanz, mit sehr eigentümlichem Blätterschmuck um die Köpfe, erschien charakteristisch; er bedeutete eine Trauerkundgebung für einen Verstorbenen. Schließlich wurde auch ein obscöner Tanz ausgeführt, den weiße Männer selten zu sehen bekommen. Die Handlung stellte die Überraschung von Weibern beim Taropflanzen dar, die mit ihrem Raub endet. Einzelheiten zu schildern, ist unmöglich. Die sich dicht herbeidrängenden Frauen

und Kinder amüsierten sich ebenso königlich darüber wie die Männer. Die Leutchen haben sicher eine Moral, nur ist es eine ganz andere, als die unsere.

Beinahe hätten wir noch einen unbeabsichtigten Effekt gehabt. Der Kapitän unseres Dampfers wollte nämlich durch Abbrennen einiger Raketen auch das Seinige zum Vergnügen beitragen; dabei brannten ein paar rückwärts ab und überschütteten das trockene Blätterdach des Coprahauses mit Funken. Glücklicherweise gelang es ihm, die glimmenden Brandanfänge rasch zu löschen. Der alte, erschrockene Herr sprang dabei umher wie ein Wiesel.

Nachts noch ging es durch die weiß aus dem Dunkel leuchtende Brandung an Bord zurück.

Am nächsten Tage dampften wir von der Neu-Mecklenburgischen Küste zu der Gardener-Insel. Hier liegt die Station Soa, die einen kleinen, hübschen und zumal interessanten Hafen hat. Er schien vollständig durch ein langes, brandendes Riff verschlossen zu sein. Unser alter, erfahrener Südsee-Kapitän fand aber bald die schmale Passage und ging, ohne loten zu lassen, keck mit dem ziemlich tiefgehenden Schiff in den buschumschlossenen Hafen hinein. Dampfer können natürlich mehr wagen als Segelschiffe, die oft bei abgeflautem Winde den starken Stromversetzungen nicht widerstehen und rettungslos auf das Riff getrieben werden. Die Korallenbänke der Südsee haben aber auch schon zahlreichen Dampfern ein Ende bereitet; auf die Seekarten ist, wie schon gesagt, kein sicherer Verlaß; Leuchtfeuer und Seezeichen gibt es in den wilden Gegenden nicht. Am Tage bleibt das erfahrene Auge, das die Wasserfärbungen kennt, der beste Lotse, manchmal, z. B. wenn es gegen die Sonne geht, wird diesem die Orien-

tierung schwer. Das Wetter freilich ist überwiegend schön, wennschon ganz unsichtige Regennächte vorkommen.

Vor uns lagen zwei Stationen, beide durch flache Riffelder weit vom Fahrwasser getrennt, über die unsere Besucher auf Flößen und Baumstämmen heranfuhren. Die Station rechts am Eingange zeigte die deutsche Flagge, während die links im Hintergrunde nur eine Art von roter Lava-Lava über den Palmen flattern ließ. Gerade mit ersterer aber wollten wir nichts zu tun haben. Sie war Eigentum des erwähnten Franzosen, der als Knabe mit der Marquis de Ré-Expedition heraus kam, während die letztere der Firma Forsayth gehörte. Die Trader äußerten sich über die französische Station besonders mißliebig, weil ihr ein entsprungener neukaledonischer Sträfling vorstand, der allerdings als „Kollege" eine unerfreuliche Erscheinung sein mochte. Seinerzeit sind zwei solcher Sträflinge im deutschen Schutzgebiet aufgenommen worden, indem sie sich zuerst als Philippinen-Flüchtlinge ausgaben. Soviel ich weiß, hat die französische Regierung später auf eine Auslieferung verzichtet. Genug, wir traten nur mit John Chinaman in Beziehung, zu dessen primitivem Hause wir im Boot durch eine lange Passage hinter dem Riff gelangten. Der Chinese hatte sich ebenfalls eine Kanakenfrau als Ehegespons erkoren; sie trug den Sprößling dieses Bundes nach Landessitte auf ihrer Hüfte. Es war ein etwas dunkler, aber sonst unverfälschter kleiner Zopfträger, worüber der Vater bedeutenden Stolz merken ließ.

Im Busch fanden wir ein umzäuntes Dorf mit geräumigem, sauberem, freiem Platz, wo eine große Zahl müßiger Krieger zusammenhockte. Auch auf den ladentisch- oder plattformartigen Bänken, die wie schmale

Veranden unter den vorspringenden Hausdächern angebracht sind, lungerten viele Männer umher. Sie ließen uns willig ihre Schmucksachen in die Hand nehmen und ihre Speere, Keulen und Bogen betrachten. Einzelnes gaben sie auch gegen Tabak her, ebenso wie sie uns dafür Kokosnüsse zur Erfrischung herunterholten. Die Schleuder habe ich hier nicht gesehen; sie ist aber bestimmt eine wichtige Waffe der Neu-Pommern-Insulaner gewesen, die so treffsicher wie die Feuerwaffe den Feind niederstreckte.

Auch zu einem Heiligtum mit allerlei geschnitzten Figuren und Ornamenten wurden wir geführt; es stand unter einem malerischen Kalophyllbaum, und wir mußten durch enge Zaunlöcher kriechen, um zu dem freien Platz davor zu gelangen, wobei die Kerle uns wunderschön hätten totschlagen können, wenn es ihnen darum zu tun gewesen wäre.

Etwas Tauben- und Papageien-Jagd brachte nicht viel ein; wir übten uns dann ungeschickt im Speerwerfen und schossen den Eingeborenen etwas mit unseren Revolvern vor, womit wir ihnen mehr imponierten.

Als wir unsere Copra an Bord hatten, fuhren wir zur gleichfalls ganz bewaldeten Vischer-Insel hinüber, wo wir auf einem Inselchen den Busch nach Tauben durchstreiften, um uns eine Abwechselung zum Abendbrot zu verschaffen.

Es gab einen herrlichen Sonnenuntergang. Über dem violetten Wasser brannte das Abendrot zwischen den Wolken. Darunter lag das erste Mondviertel auf dem Rücken; dann traten der große Bär oder der Wagen, mit umgekehrter Deichsel, am Nordhimmel hervor, sowie der Orion, und gegenüber das südliche Kreuz und der hellstrahlende Jupiter. Heute schlief man regenlos und

herrlich an Deck. Nur ein tückisches Ventilatordrehen wurde geübt. Der Achterdecksventilator führte nämlich zu der hinteren Copraladung, der ein äußerst widerlich süßer Geruch entströmte. Jeder trachtete, die große Höhlung von sich abzudrehen. So kam es, daß in der Nacht heimlich diese oder jene nacheinander aufstanden und den Ventilator Rundreisen machen ließen.

Bei der Insel Gerrit-Dennys vorbei fuhren wir nach Rahang auf Neu-Mecklenburg, erhielten jedoch keine Copra. Hier ist eine Flußmündung. Der an Bord erschienene Trader erzählte, daß in der Nacht sein Hund von einem Krokodil geholt worden sei. — An dieser Stelle fällt mir noch eine Schlangengeschichte ein.

Die gewissen Orte pflegen auf der Station meist weit ab vom Hause, am Buschrande oder am Strande zu liegen. Die Frau Herrn Ls. in Kableman sagte, kurz ehe wir hinkamen, eines Abends erregt zu ihrem Gebieter, sie habe im Häuschen ein Rencontre mit einer Schlange gehabt. Herr L. glaubte es nicht; am Morgen fand er jedoch zwischen den Palmstäben der doppelten Wand eine mehrere Meter lange Pythonschlange.

Die Küste wurde noch gebirgiger. Die Rosselberge traten hervor. Breite Alang-Alang-Wiesen zeigten sich zwischem dem Urwald. Wir gingen vor der Chinesenstation Matatundo vor Anker.

Die letztgenannten Punkte liegen in der Gegend der Elisabeth-Bai.

Ich ließ mich abermals vertrauensvoll von Eingeborenen auf die Taubenjagd begleiten, hatte auch einigermaßen Glück dabei; jedoch meine sämtlichen Patronen waren verschossen, als ich mich bei einem ziemlich abgelegenen Dorfe befand. Da ich auch keinen Revolver

bei mir führte, machte ich Kehrt, worüber sich meine Begleiter sehr zu wundern schienen, denn sie hatten mich offenbar zu einem Platze geführt, wo die Tauben anfingen, sich erst recht zahlreich einzustellen.

In der Nähe der Station befand sich unter Mangroven eine teichartige Wasseransammlung, und daraus floß durch den Sand ein klarer, kleiner Bach. Hier gab es abends und am nächsten Morgen lustige Szenen. Wir badeten, und wer keinen Waschjungen sein eigen nannte, wusch selbst sein Zeug. Die Kamera verewigte diese Bachbilder.

Nun fuhren wir noch einmal zurück und zwar nach So-on, zwischen Rahang und Matatundo. Mit zwei Herren machte ich einen weiten Marsch ins Innere. Wir kamen zuerst durch ein Dorf, an dem uns die polychrome Bemalung verschiedener Hütten auffiel. Diese Bemalung, meist in Rot, Schwarz und Weiß, stellte Kanoes, Sonnen und allerlei Figuren nebst zum Teil recht hübschen Ornamenten dar. Letztere haben immer eine Bedeutung; sie geben öfter Nachahmungen von in der Natur beobachteten Vorgängen. Nach und nach kamen wir durch eine ganze Reihe von Dörfern, deren Bewohner herbeieilten, auch durch Rufe ihrer Landsleute herbeigelockt wurden. Nur die jungen Mädchen hielten sich wieder zurück. Sie waren scheu und trotz notdürftigster Bekleidung durch ein Büschelchen oder dergleichen, oder nur durch Beinstellung, vor den Weißen immer dezent, während die Männer meist völlig nackt gingen und selbst Krankheiten nicht verbargen. Der Weg führte durch den Busch und sonnenheiße Felder des Alang-Alang-Grases, das hier und da noch durch Feuer schwarz angesengt war. Es ging hügelauf und hügelab; trotz einiger Überblicke über Land und See hätten wir

ohne unsere einheimischen Freunde kaum wieder den rechten Pfad finden können. Diese waren zum Teil von wirklich rührender Liebenswürdigkeit, als wir zweimal ein Flüßchen zu passieren hatten, das als Wasserfall über ein natürliches Felsenwehr stürzte; übrigens ein allerliebster Punkt. Der Felsrand war so glatt, daß wir, wenigstens im aufrechten Schreiten, kaum hinüber gekommen wären. Uns bei der Hand nehmend, geleiteten uns die Kanaken hinüber, sorgfältig darauf bedacht, daß wir nicht stürzten. Ihre nackten Füße fanden besseren Halt als die unseren; wir wateten in Schuhen, da wir mit bloßen Füßen erst recht nicht gehen konnten. Mit den schönen Regeln, man müsse sich in den Tropen vor nassen Füßen hüten und dergleichen, ist es im Busch überhaupt nichts; da heißt es: entweder oder! Ich bin an diesem Tage noch durch verschiedene Wasserfälle oder vielmehr Stromschnellen gegangen, die unterhalb, nahe dem Strande, ein ganzes Stufensystem prachtvoller, waldverdunkelter Becken bildeten. Wir nahmen ein wunderbar erfrischendes Bad; aus Vorsicht einer nach dem anderen, denn so ganz trauten wir unseren zuschauenden schwarzen Freunden noch immer nicht. Es war herrlich, sich den kalten, klaren Sturz über Kopf und Rücken fließen zu lassen, der vollkommenste derartige Genuß, der uns auf der Reise zuteil ward. Später hatten wir noch lange am Strand auf ein Boot zu warten. Kokosnüsse stillten Hunger und Durst. Ich amüsierte mich mit den im Kreise mich umlagernden adamitischen Burschen, ließ sie durch mein Doppelglas sehen, was sie mit mehr Vergnügen als Erfolg taten; auch ließ ich sie Tabakstangen fangen, wobei die Männer jedoch nie ihrer zurückhaltenden Würde vergaßen. Fast alle Insulaner, die ich in der Südsee sah,

haben eine gewisse Grandezza und scheinen sich bewußt zu sein, daß sie sehr viel überflüssige Zeit haben. Die Frauen schreiten, wie ich es auch bei den Malaiinnen der Sulu-Inseln beobachtete, mit zurückgebogenen Schultern und vorstehendem Leib, was der Bewegung etwas Aufrechtes, aber auch etwas Schiebendes gibt. Die Männer umfassen mit Vorliebe auf dem Rücken den einen Unterarm mit der anderen Hand. Unter dem Oberarm eingeklemmt tragen sie ihr mittels einer Fischgräte zusammengefügtes Täschchen aus Palmenblatt, in dem sich die Bestandteile zum Betelkauen und zum Rauchen befinden. Die Frauen haben dies übrigens auch. — Der Chinese von Rahang kam hier mit einer Copra-Bootsladung an Bord und erzählte u. a., daß die Eingeborenen ihm öfter geröstetes Menschenfleisch brächten, was er natürlich nicht annehme.

Nun führte unser Kurs weitab nach Osten, dem Atoll von Nugaria zu. Es war Sonntag, als wir in die interessante Passage einliefen und vor der Station Akani, die auf einer kleinen Insel des Atolls liegt, zu Anker gingen. Ein Atoll ist bekanntlich ein kreisförmiges Riff, das einen Binnensee von zuweilen sehr großen Dimensionen bildet. Das Ganze sieht wie ein gesunkener Krater aus, dessen Ränder teilweise inselartig, mit Wald, namentlich mit Kokospalmen bewachsen, nur wenig über den Wasserspiegel ragen.

Nugaria oder Abgarris oder die Fead-Inseln bilden einen weiten Kranz. Ringsum hinter der Verbindungsperipherie sieht man den Schaum der Brandung über das Riff spritzen. Im Atoll ist stilles, grünliches Wasser. Charakteristisch, wenn auch nicht schön, waren die vielen kahlen Bäume auf einigen Inseln. Sie sind absichtlich

durch Feuer zerstört, damit sie absterben und der Palmenpflanzung Licht und Raum gewähren. Das Atoll war ehemals sehr bevölkert; jetzt ist die Bevölkerung zusammengeschmolzen und der Rest fast durchweg syphilitisch.

Akani gewährt eins der hübschesten Bilder von Südseestationen. Bewohnt und bewirtschaftet wird die Insel von einer Samoaner Halfcast-Familie C. Es sind Verwandte der Familie F., mit der sie in gemeinsamer Firma arbeiten.

Von der Werft, in deren Nähe, nebenbei bemerkt, in einem in Salzwasser erbauten Behälter Schildkröten lebend gehalten wurden, führte von den Copra- und Bootshäusern eine hübsche Allee von Kasuarinen nach den Wohnhäusern zu. Zwischen den Kasuarinen — feinen dunklen Koniferen — stehen Pandanusbüsche mit hängenden, stachligen Blättern; dazwischen blühen auf Beeten die weißen, stark duftenden Frangipani, die purpurnen Blätter des Hibiskus und andere Blumen. Der Rasen besteht aus dem gefiederten Kautschgrase. Hier und da ruft uns ein zahmer Papagei oder Kakadu von den Bäumen an. Unter den Kokospalmen sehen wir einen gravitätischen Kasuar. Enten tummeln sich auf einem kleinen Teich; Hühner und Schweinchen laufen überall herum; Tauben umflattern das Haus; Hunde und Katzen sowie ein Äffchen vervollständigen das Tierleben. Noch überraschender war der Kinderreichtum, allerdings zum Teil ein geliehener, — Kinder von Verwandten, von lichter bis ganz dunkler Schattierung. Eines oder zwei gehörten dem Bruder der jetzigen Hausfrau, der hier vor einigen Jahren als Trader saß und erschlagen wurde. Die Eingeborenen der großen Nachbarinsel im Atoll hatten Verlangen nach seinen Waffen und sonstigem Eigentum

verspürt. Unter der Maske freundschaftlicher Beziehung hatten sie ihn veranlaßt, mit einigen Bootsjungen ohne Waffen zu ihnen herüber zu kommen und ihn dann nebst den Jungen ermordet. Darauf waren sie nach Akani hinübergefahren, hatten den Besitz ausgeraubt und die eingeborene Frau des Händlers nebst den Kindern mit sich in den Busch geschleppt. Nun verstanden sie das Märchen auszusprengen, der Trader sei mit seiner Familie auf seinem Schiffe fortgefahren und untergegangen. Lange Zeit fand dies im Archipel Glauben; Frau und Kinder sind über ein Jahr in Gefangenschaft gewesen. Durch irgend einen Zufall wurde dann den Weißen des Archipels der wahre Sachverhalt bekannt. Wie die Bestrafung erfolgt ist, weiß ich nicht; den heutigen friedlichen Verhältnissen nach zu urteilen, dürfte sie indessen recht empfindlich verlaufen sein. Die eingeborene Mutter ist zu ihrer Familie zurückgekehrt, während die Kinder bei der Familie C. zur Erziehung blieben. Von derartigen tragischen Geschichten hört man in der Südsee überall, und sie werden sich noch immer wieder ereignen, bis die Macht des weißen Mannes eine unbestrittene sein wird. Über die zivilisierende Tätigkeit der Missionen vernimmt man meist recht geringschätzige Urteile; namentlich über die nicht katholischen Missionen, die fast ganz mit Wesleyanern besetzt sind. Ja, es wird ihnen sogar schädigende Arbeit vorgeworfen. Immerhin scheint es, als ob Kannibalismus und wilde Feindseligkeiten an einigen Punkten durch sie nicht ohne Erfolg bekämpft werden, und das ist doch schon recht schätzenswert.

Außer in Bo an der Ostküste, wo wesleyanische Fidji-Lehrer zu wirken versuchen, war es freilich zur Zeit den Missionen noch nicht gelungen, auf Neu-Mecklenburg

Stationen zu eröffnen. Hier wirkte zunächst nur der Trader für Erschließung des Landes; ob immer zum Besten der Eingeborenen selbst, mag dahingestellt bleiben. Die Frage, ob unsere Kultur den Eingeborenen mehr schadet oder nützt, ist überhaupt eine heikle. Tatsache scheint zu sein — falls die lokale Entstehung der Syphilis ausgeschlossen wäre —, daß alle Stammfehden und kannibalischen Gelüste die Eingeborenen nicht so dezimiert haben, wie die Folgen der Bekanntschaft mit dem weißen Mann. Allein der in diese naturwüchsige Welt eingreifende Egoismus stellt solche Fragen nicht; es ist wenigstens ein Glück, daß, soweit unsere Flagge in der Südsee weht, keine Alkoholvergiftung der Eingeborenen stattfindet.

Doch nun zurück zum Nugaria-Atoll!

Das Wohnhaus der Akani-Station ist praktischerweise noch einmal mit Pandanus oder sonstigen Palmenblättern überdacht, sodaß gewissermaßen ein Haus über das andere gebaut ist. Das gesellige Leben spielt sich auf der vorderen Veranda ab; die hintere dient als Speiseraum. Die paar Zimmer sind einfach europäisch, mit einigen fremdartigen Ergänzungen, ausgestattet; das Schönste sind wundervoll geflochtene Matten. Küche, Baderäume, Vorratsräume u. s. w. befinden sich wie üblich in Nebenhäusern. Das Leben in der Geflügel-Umzäunung hätte jeder europäischen Hausfrau, die für dergleichen Sinn besitzt, großen Spaß gemacht. Herr F. fing nachts am Riff Langusten, jene scherenlosen, wohlschmeckenden Hummern, die wir auch im Mittelländischen Meere besitzen, und sorgte dadurch für Hebung der Tafelgenüsse, die ohnehin für uns „Archer"-Reisende recht erfreuliche waren.

Zu unserer Unterhaltung wurde am nächsten Tage ein kleines Sing-Sing veranstaltet. Einzelne Tänze unterschieden sich von den in Neu-Mecklenburg gesehenen. Recht hübsch war ein Speertanz, der zum Teil an Bajonettfechten erinnerte. Im Takte schlugen die Stangen, die die Speere markierten, zusammen; Nebenmann wendet sich gegen Nebenmann, dann gegen sein vis-à-vis. Der Takt wird einfach auf Bambusstäben geschlagen. Auf Neu-Mecklenburg und Neu-Pommern sah ich sonst auch hübsche Tanztrommeln, etwa wie die konischen Gläser der Sanduhren im großen gestaltet. Die beiden Öffnungen sind mit Leguanhaut verschlossen, und Finger und Hand bearbeiteten die Membranen dann mit großer Trommelgewandtheit.

Die Tänzer waren, wie üblich, mit bunten Kroton- und anderen Blättern geschmückt; in die Wollperücken hatten sie Blumen oder Federn gesteckt. Teils tanzten Boys in der Insel, teils Insulaner der Nachbarinsel, dunkle Melanesier. Ein sich sehr eifrig beteiligender Mann fiel dadurch auf, daß er sein ganzes Gesicht vollkommen zinnoberrot eingerieben hatte. Wie mir erklärt wurde, hatte der Mann „Trauer"; sein Kind war an dem Vormittage gestorben. Bezüglich der Leichenbestattung schienen auf Neu-Mecklenburg und sonst im Archipel sehr verschiedene Sitten zu bestehen. Man begräbt vor den Hütten, verbrennt die Leichen oder versenkt sie auch ins Meer. Auf Neu-Mecklenburg wurde uns ein geschlossenes Haus gezeigt, in dem der verstorbene Besitzer schon seit einiger Zeit, umgeben von seinen Schätzen und notwendigen Lebensmitteln für die Reise ins Jenseits, aufrecht sitzen sollte. Der Zutritt war aber „Tabu" für uns.

Von Nugaria nahmen wir die halbe Zahl der der-

zeitigen, nur als Gäste anwesenden Hausbewohner mit nach Herbertshöhe zurück. Es waren dies Leutu (sprich Loto), eine Samoanerin und Großmutter einer ganzen Reihe von Familien im Archipel, eine höchst originelle alte Dame, zwei ihrer erwachsenen Enkelinnen, welche Mitglieder der jungen Damenwelt an der Blanche-Bai waren, sowie noch eine Anzahl verwandter und nicht verwandter Jungen und Mädchen. Der Affe und ein Papagei gehörten mit zur Begleitung, vor allem aber Frau Leutus große Spieldose. Da unter Deck nicht zu logieren war, so wurde ein Quartier für die Familie auf dem Großluk oberhalb der Copra aufgeschlagen, wo sie nicht nur den schönen Geruch aus erster Hand hatte, sondern auch die Tausende von Käfern, die mit der Ladung an Bord gekommen waren. Im übrigen teilte sie ihre Bordschicksale mit uns. Ritterlich wurde tagsüber auf mehrere Longchairs zu Gunsten der Damen verzichtet. Ein großer Teil der Eingeborenen kam noch einmal zum Abschiednehmen von der Familie an Bord, ganz nackte Burschen, nur — ja bekleidet kann man kaum sagen — mit einer schmalen Bastbinde, nebst sehr spärlichem Säckchen von demselben Material, um den Unterleib. Sie führten einen so wilden Tanz an Deck auf, daß man hätte glauben können, das Schiff sei in ihrer Gewalt. Ihr Abschied von den abreisenden Gästen war aber wirklich nett. Jeder nickte und winkte ihnen zutraulich mit der Hand zu, ehe er übers Fallreep ins Kanoe ging und sagte — wie mir übersetzt wurde: „Ihr reist weit — lebt wohl — kommt wieder!" und ähnliches.

Unser Kurs ging nun südlich nach der Nissam-Gruppe oder den Sir Charles Hardy-Inseln.

An Bord war es jetzt sehr amüsant; denn wo junge

Mädchen sind, da wird die Männerwelt, ob jung oder alt, mobil. Die allermobilste aber blieb Dame Leutu. Wenn sie nicht gerade, mit der Brille auf der Nase und Bast zum Hutflechten im Schoß, die Spieluhr neben sich, im Longchair lag, machte sie gern ein Solotänzchen, ein samoanisches oder seemännisches wie „pull boys, pull“, wozu die Ziehharmonika gespielt oder wenigstens mit einem Stöckchen der Takt geschlagen wurde. Auf unserer Steuerbordseite — die Backbordseite war durch einen von Herrn F. dort deponierten großen Tisch zur Gentlemen-Seite geworden — befanden sich einige Dii minorum gentium, zu deutsch: Rauhbeine. Diese trachteten jetzt eifrig, sich mit uns zu verschmelzen, während sie früher einen zurückhaltenden Stolz bekundet hatten. Es gelang ihnen auch, die unsichtbaren Schranken zu Fall zu bringen, und Backbord und Steuerbord fluteten ineinander und wurden eins. — Unter jenen rauheren Südseepassagieren befand sich ein alter, einäugiger Trader namens Bob, der über die halbe Erdkugel reiste, um sich in Sydney ein Glasauge einsetzen zu lassen. Mit ins Gesicht gedrücktem Schlapphut lief er den ganzen Tag barfuß, bolzengerade und händeschlenkernd auf und ab. Niemand von uns hatte je einen Ton von ihm gehört; der arme Mann schien stumm und tiefsinnig zu sein. Eines Tages aber hob er urplötzlich einen furchtbaren Schlachtgesang an. Dann verstummte er ebenso plötzlich und gab fortan keinen Laut mehr von sich.

Die Sir Charles Hardy-Islands machen den Eindruck eines älteren Atolls. Eine große zusammenhängende Insel umschließt das bedeutende Becken fast vollständig; in der Öffnung liegen dann noch mehrere kleinere Eilande. Die Einfahrt wird durch das Riff eng verschlossen. Die Bran-

dung leckt zu dem streckenweise ziemlich hohen Korallenplateau empor. Die Vegetation ist dicht und üppig; da wir aber keine Copra erhielten, stoppten wir nur draußen vor der Passage und gingen dann wieder weiter.

Einige große, hochgeschnäbelte, dichtbesetzte Kanoes, deren Insassen einen recht wilden Eindruck machten und, selbst ohne Gürtel und Säckchen, nackend auf den Ruderbänken hockten, kamen auf kurze Zeit längsseit.

Am 18. April näherten wir uns wieder der bergigen Südostspitze Neu-Mecklenburgs und erreichten durch den St. Georgs-Kanal am 19., nach zwölftägiger Fahrt, glücklich wieder die Reede von Herbertshöhe.

Wir empfanden die Genugtuung, durch den seltenen Zufall der Dampfergelegenheit in diesen 11 Tagen mehr gesehen zu haben, als es sonst auf den monatelangen Inselfahrten mit den die Copra sammelnden Segelschonern möglich ist.

Sofort nach meiner Rückkehr erwartete mich eine neue interessante Reise.

Auf Ansuchen des stellvertretenden Gouverneurs des Bismarck-Archipels, verließ S. M. S. „Möwe“ am 20. April nachmittags die Reede von Herbertshöhe, um an verschiedenen Punkten des Archipels behülflich zu sein, die gesetzliche Autorität geltend zu machen. Der Kommandant lud mich ein, der Expedition beizuwohnen, und ich nahm diese Aufforderung natürlich mehr als gern an.

Mit dem Gouverneur hatten sich zwanzig ausgesuchte Leute der Polizeitruppe eingeschifft, zum Teil Bukajungen, zum Teil Neu-Mecklenburger. Die braunschwärzlichen Jungen tragen mit hohem Stolz ihre rotumränderten blauen Militärmützen mit dem geraden, schwarzen Schirm, an denen die deutsche Reichskokarde prangt. Sonst sieht

man an den wollhaarigen, nicht großen, aber gut gebauten Burschen wenig, was man als Uniform bezeichnen könnte, höchstens die roten Lava-Lavas; sie sind nämlich, der Landessitte und dem Klima völlig angemessen, ganz nackt. Nur etwa eine blaue Perlenschnur um den Hals, ein Armband um den Oberarm oder ein weißes Muschelscheibchen um den Hals verschönern sie noch, wenn man nicht ein Pfeifchen dazu rechnen will, das entweder im Armband aufbewahrt wird, oder in dem einen schlingenartig lang vom Ohre herabhängenden Ohrläppchen. Das heißt, für festliche und sonst passende Gelegenheiten besaß die Truppe eine wirkliche Uniform, bestehend aus graubrauner Kaliko-Joppe und Hose; an letzterer eine rote Paspelierung der Naht und an ersterer Hornknöpfe und halbe weiße Ärmelstreifen, über welchen der Unteroffizier noch einen roten führte. Die Stiefelkammer hat freilich keine Bedeutung für sie, denn sie laufen stets barfuß. Selbstverständlich verleihen ihnen die Waffen erst den wirklichen militärischen Anstrich. Jeder Junge war mit dem Mauser-Kavallerie-Karabiner Modell 71, Patronentasche und kurzem Seitengewehr ausgerüstet. Die Leute behandeln die Waffen ganz gut, haben vom Exerzitium etwas Ahnung, schießen mäßig nach der Scheibe, aber unübertrefflich im Busch und überall, wo es gilt, auf ein lebendes Ziel zu feuern. Dann erwachen ihre wilden Instinkte, und die angeborene Begabung steigert die Treffsicherheit zur Virtuosität. Ihr Führer war zur Zeit Dr. Sch. gewöhnlich selbst. Außer der Schutztruppe hatten wir den Buka-Jungen Kumare an Bord, der das eigenartige Erlebnis genoß, beinahe einmal aufgegessen zu sein. Kumare war überhaupt der wichtigste Veranlasser unserer Expedition, deren Vorgeschichte folgende ist:

Zwischen Bougainville und Choiseul liegt im Salomon-Archipel die Insel Shortland, daran ein Inselchen „Cocoanut-Island", das einem Mr. Tindal gehörte, der dort als Trader auf der Faisi genannten Station wohnte. Herr Tindal war in letzter Zeit von allerlei Mißgeschick heimgesucht worden. Im Mai des vergangenen Jahres verlor er seinen Kutter „Seaghost" durch einen Überfall von Bukas auf der Bougainville-Insel; darauf entflohen ihm mehrere Jungen mit einem neuen Hamburger Boot, und schließlich brannten die Kanaken sein Copra-Haus nieder. Kapitän der „Seaghost" war ein etwa dreißigjähriger Deutscher, der Steuermann Kolshorn. Dieser hatte zum Zurückbringen ausgedienter Arbeiter das Dorf Timbuz, einen Hafen bei Kap Laverdie an der Nordküste von Bougainville, angelaufen und wollte gerade wieder fortgehen, als noch eine Anzahl von Kanoes das Schiff umringte, die Taro und Bananen zum Verkauf, also zum Eintausch gegen Tabak und dergleichen anboten. Kolshorn stand mit den Eingeborenen auf bestem Fuß; er mißtraute ihnen nicht, obwohl er aus vielen Vorfällen wissen konnte, daß ihnen nie zu trauen ist und besonders die Bukas böse Gesellen sind, denen vor allem daran liegt, Schußwaffen der Weißen in die Hand zu bekommen. Seine Jungen, auch Bukas, merkten, daß ihre mittlerweile an Bord gekletterten Landsleute Böses im Schilde führten. Einer, namens Missibato, der noch im Boot war, zögerte, an Bord zu kommen und sagte: „Me afraid belong Kanaka", worauf Kolshorn vertrauensvoll rief: „He good fellow belong me." In demselben Augenblick wurde er von einem der Wilden, wahrscheinlich dem Häuptling Manabor von Timbuz, von rückwärts umfaßt; ein zweiter umschlang seine Beine, und ein dritter hieb ihn

mit dem Tomahawk nieder. Viele schlugen zu, darunter auch Katjiji aus Timbuz. Der Boys bemächtigten sie sich ebenfalls; einem, Mellem, der in die Kajüte gelaufen war, um ein Gewehr zu holen, wurde, als er wieder am Luk erschien, der Hals abgeschnitten. Somit fiel der Kutter nebst Waren in ihre Gewalt, und was ihnen wohl wichtiger erschien, zehn Gewehre und drei Revolver nebst Munition! Die gefangenen Boys waren Kumare, Maro und Missibato; sie wurden an Land gebracht, um als Sklaven eine Zeitlang zu arbeiten und dann gelegentlich verzehrt zu werden. Die Leiche Mellems wurde als Festbraten dem befreundeten Stamm auf der kleinen Insel Jaup zugeschickt. Missibato gelang es zuerst, mit einem Kanoe zu entfliehen; er gab später den Hauptzeugen in dem Prozeß ab. Kurz darauf entflohen auch Kumare und Maro dem Lose, geschlachtet zu werden. Mehrere Tage hielten sie sich im Busch verborgen und wollten schon an ihrem Schicksal verzweifeln, als einer von ihnen von einer hohen Palme aus das Segel eines Hernsheimschen Traderschoners entdeckte. Darauf raubten sie ein Kanoe, erreichten glücklich das Schiff und wurden mit nach Neu-Pommern genommen. Kumare fand auf Ralum bei Herrn P. Arbeit.

Eines Abends hörte Herr P. nun einen lebhaften Streit unter seinen Bukas, und gleich darauf flüchtete Kumare zu ihm auf die Veranda und bat um Schutz gegen seine Landsleute, die ihn töten wollten. Zur Rede gestellt, erklärten diese, Kumare sei ein verrückter Mensch und mondsüchtig; er erzähle allerlei alberne Geschichten. Herrn P. aber kam die Sache verdächtig vor. Er nahm Kumare ins Gebet und erfuhr nun erst, daß dieser auf der „Seaghost“ gewesen war und einen anderen auf der

Plantage als Arbeiter angeworbenen Buka als einen der Mörder Kapitäns Kolshorn erkannt hatte. Hier sei noch nachgetragen, daß die grausamen Kerle den Kapitän, der immer gütig gegen sie gewesen war, von zahllosen Arthieben getroffen, vielleicht aber noch lebend, den ganzen Tag hatten in der glühenden Sonne liegen lassen, worauf er über Bord geworfen wurde. Auf den Salomon-Inseln fressen sie sonst gelegentlich auch die Weißen.

Kumare hatte wahrscheinlich gedroht gehabt, den Mörder anzuzeigen, und war darüber mit seinen Landsleuten in Streit geraten. Herr P. setzte sich gleich mit dem Gouverneur in Verbindung und der Mörder Katjiji ward verhaftet. Nach längerer gerichtlicher Untersuchung wurde er dann nach unserer Ankunft in Matupi hingerichtet. Eigentlich war das Hängen gesetzliche Vorschrift, da jedoch frühere Hängeprozeduren aus Mangel an geeigneten Vorrichtungen grausam und peinlich ausgefallen, ließ Dr. Sch. den armen Sünder durch die Polizeijungen erschießen. Vorher ward er auf Ersuchen des Missionsvorstehers katholisch getauft. Er war vor Angst schon halbtot, als man ihn zur Richtstätte führte; fünf Schüsse wurden gleichzeitig abgegeben und alle trafen tödlich.

Die weitere, lang aufgeschobene und im Archipel schmerzlich vermißte Sühne sollte nun durch die „Möwe" geschehen.

Es war ein wunderschöner Abend, als wir Herbertshöhe verließen. Die im weiten Bogen sich rundende, von grünen, niedrigen Bergen umgebene Blanche-Bai wich hinter uns zurück. Sie ist in der Tat sehr schön! Ich möchte jedem Deutschen dieses Bild zeigen; er würde sich herzlich darüber freuen. Selbst kolonialfeindliche Gemüter könnten sich dem starken Eindruck dieser Vereinigung von

Natur und Kultur nicht entziehen. Von den Stationen grüßten zum Abschied die schwarzweißroten Flaggen und wehten Taschentücher; ebenso grüßten der weiße Trader-Schoner und die „Archer“, während eine Copra ladende norwegische Bark die übliche Höflichkeit versagte. Die Berge von Neu-Lauenburg traten zurück, Kap Gazelle ward passiert, näher rückten die reichgeformten Bergketten von Süd-Neu-Mecklenburg mit dem Kap St. Georg. Hinter der Gazellen-Halbinsel glühte das Feuer der sinkenden Sonne und warf violetten Glanz auf die schwarzblaue See. Wir nahmen zunächst nordöstlichen Kurs nach der schon von der „Archer“ aus gesehenen Sir Charles Hardy-Gruppe. Die eigentlichen Nissam-Leute und die eingewanderten Buka-Leute kämpften viel miteinander, deshalb wollte der Gouverneur zur Sicherheit des dortigen Traders sich einmal mit seiner Polizeitruppe zeigen. Nissam bildet einen ungeheueren, wallartigen, bewaldeten Korallenring, der, an ein Atoll erinnernd, einen mächtigen Binnensee bildet. Die Durchfahrt durch die Korallenbänke ist schmal. Bei sehr starker Hitze, die, trotz des Tropenhutes, Kopfschmerzen machte, fuhren einige Herren mit der Truppe an Land. Wir gingen dort in Begleitung des mit Büchse und Revolver bewaffneten Traders durch Mangrovensumpf in den Busch, um ihn auf schmalen Kanakenpfaden zu durchkreuzen. Diese Pfade führen zu verstreuten Dörfern. Einem klugen, energischen Feinde gegenüber könnte sich hier keine europäische Truppe halten. Glücklicherweise ist das taktische Denken der Eingeborenen nur mangelhaft. Die Dörfer zeichneten sich durch eigentümliche kielartige Dächer aus; unter der vorspringenden Front lief, wie üblich, eine Bank wie ein Ladentisch, in der Mitte dahinter bildete eine kleine Öffnung

die Tür. Zuerst erschien alles wie ausgestorben; nach und nach, als sie sahen, daß wir nichts Böses im Schilde führten, erschien eine Anzahl von Männern, darunter der (künstlich) rothaarige, alte Häuptling. Einige hatten aus Scheu vor dem Europäer eine unzulängliche Lava-Lava vorgebunden; die meisten blieben, wie sie Gott geschaffen hatte.

Eine Firma im deutschen Schutzgebiet wollte ganz Nissam gekauft haben, wie es hieß, für ein Tomahawk. Der Häuptling bestritt dies und erklärte, der Kauf betreffe nur ein einziges kleineres Grundstück. Nachdem diese Tatsache durch Pidchin-Englisch und Verdolmetschung des Kanaken-Dialekts mühsam festgestellt war, und wir einige Kokosnüsse sowie einige Schmucksachen und Waffen erhandelt hatten, fuhren wir wieder auf unser Schiff zurück. Von weitem paddelte ein sehr schönes, dicht besetztes Kriegskanoe an uns vorüber.

Wir nahmen nun Kurs nach Buka, der nördlichsten der Salomon-Inseln und trafen alle Vorbereitungen für eine heimliche Landung.

Um 1 Uhr in der Nacht wurde die Mannschaft geweckt; mit abgeblendeten Lichtern näherten wir uns an der im schwachen Mondlicht ungewiß sich abhebenden dunklen Bergküste von Bougainville Timpuz (Timbutz), dem Schauplatz der Mordtat. Der Kommandant hielt eine kurze Ansprache an die achteraus gerufene Landungs-Mannschaft, in welcher er ihr den Zweck der Landung mitteilte und ihr anbefahl, auf sich nicht verteidigende Eingeborene sowie auf Frauen und Kinder kein Feuer zu geben. Dann ging die Einschiffung des bewaffneten, dem Befehl des Ersten Offiziers unterstellten Landungskorps möglichst geräuschlos vor sich. Das war nach vier Uhr; vorher hatten

die Leute noch Frühstück bekommen. Eine genaue Karte der Küste gab es nicht an Bord. Mr. G., der englische Verwalter der Farm von Hernsheim & Co., hatte es unternommen, beim Loten behilflich zu sein, und Mr. F. hatte versucht, eine Skizze der Landungsstrecke anzufertigen. Dieser einzige Anhaltspunkt aber trug zu mißverständlicher Auffassung bei, da er nur aus flüchtiger Erinnerung geschaffen worden war; daraus konnte keinem Teil ein Vorwurf erwachsen. Nach der Skizze mußte man 3 nebeneinander liegende Dörfer an wenig geschwungener Küste erwarten und hart davor ein Riff, das überschritten werden konnte. Der Plan ging nun dahin, sofort beim ersten Tagesgrauen direkt gegen die Dörfer vorzugehen, die Kanaken möglichst im Schlaf zu überraschen, während ein Buschgefecht allein der Polizeitruppe überlassen bleiben sollte.

Das Heck-Revolvergeschütz war in die eine Dampfpinaß gebracht worden, während die andere Dampfpinaß die übrigen Boote, d. h. die beiden Jollen und die Gig in Schlepp nahm. In der Gig befand sich der Stabsarzt mit der Ambulanz, in der ersten Jolle Dr. Sch. mit seiner Polizeitruppe; dieser hatte ich mich, mit Büchsflinte und Revolver bewaffnet, angeschlossen; auch mein photographischer Apparat war nicht vergessen worden, da ich den „Kriegsschauplatz" photographieren wollte. Leider kam es anders.

Als wir abgesetzt hatten, machte die „Möwe" ihre Geschütze klar zum Feuern und folgte uns langsam. Wir fuhren freilich auch nur langsam vorwärts, weil bei weiterer Annäherung an die Küste immer stärkeres Brandungsgeräusch vernehmbar ward. Da es noch ziemlich finster war, wurde der Expeditionsführer besorgt, daß

den Booten etwas zustoßen könnte; zudem erkannten wir, glaube ich, anfangs auch nicht den Landungsplatz genau, denn später schwenkten wir stark nach Backbord. Über diese Schwenkung blieb wieder die Pinaß mit dem Geschütz zurück. Zweimal brach dann eine der Schlepptrossen. So geschah es, daß die Nacht vorzeitig wich und die Röte des Sonnenaufgangs uns überraschte. Man verwünschte diese Helle; anderseits aber tat sie auch ganz wohl, denn es war ein eigenes Gefühl, so stumm und todesfeierlich einem nachtschwarzen Busch entgegenzudampfen, dessen Schwierigkeiten ich schon kennen gelernt hatte und der, abgesehen von Kanakenspeeren und Pfeilen, ungeübten Mannschaften die schönste Gelegenheit bot, sich gegenseitig anzuschießen. Mit Volldampf sausten wir nun dem immer sichtbarer werdenden Waldufer zu. Man sagte: „Donnerwetter, nun ist es zu spät!" Und so war es auch. Vor uns lag ein flaches Riff, dahinter am Buschrand zeigten sich Hütten. Wegen des Riffes wurden die Schleppleinen der Boote ziemlich frühzeitig losgeworfen. Natürlich verursachte jetzt das Anrudern erhebliches Geräusch. Aus dem Busch vor uns ertönten Aufschreie — die Herrn Kanaken waren im Entwischen begriffen; auch zeigten sich einige am Ufer entlang eilende Gestalten. Wäre die Pinaß mit dem Bootsgeschütz jetzt schon zur Stelle gewesen, hätte sie noch viele Eingeborene töten können; vielleicht war es aber besser so, denn zweifellos hätten sich sonst Frauen und Kinder unter den Opfern befunden. Während nun die Marine-Mannschaften am flachen Riff landeten und watend das Ufer erreichten, um gegen Quarunitsch (auf der Karte Coaßnitz), jenes Dorf, vorzugehen, schwenkten wir mit dem Polizeiboot rechts ab, wo sich eine kleine, ziemlich tiefe und gänzlich unerwartete

Bucht öffnete. Sie lief nach rechts in einen Vorsprung mit vorliegendem Riff und lebhafter Brandung aus. Diese war es also, die wir im Dunkel gehört hatten. Wir hielten uns in der Mitte der Bucht oder des kleinen Hafens, während rechts, von uns ab, sich noch ein Dorf zeigte, und ein zweites etwas nach der inneren Buchtseite zu. Wir wollten nun innen landen und von innen nach außen, d. h. von links nach rechts am Ufer gegen die Dörfer vorgehen. Wiederholt zeigten sich am Ufer entlang eilende Eingeborene. Die Polizeijungen waren ganz wild; die nicht rudernden lagen im Anschlage. Einer konnte sich nicht halten und feuerte. Der Gouverneur verbot aber das Feuern. Währenddessen war die armierte Pinaß von vorn her herbeigekommen und feuerte eine Reihe von Schüssen in die Richtung der Dörfer ab, die ein großartiges Echo fanden. Jetzt verschwand auch der letzte Kanake von der Bildfläche. Wir landeten nun in der Mitte der Bucht, sprangen ins Wasser, da das Boot nicht ganz heran konnte, und liefen mit schußfertigen Gewehren am Ufer entlang, den Dörfern zu; ein Durchkreuzen des Busches war eine Sache der Unmöglichkeit. Dieser trat teilweise so dicht an die Bucht, daß die Polizeijungen die Krümmung im Wasser laufend abschnitten. Lange wäre ich nicht so mitgekommen, denn die treibhausartige Luft allein ließ schon in allen Poren den Schweiß ausbrechen. Dazu in tiefem, weichem Sand laufen, über Baumstämme springen und durch knietiefes Wasser rennen, mit Waffen und Patronen beschwert, das ist auf längere Zeit kein Spaß! Die nackten Jungen aber sprangen wie die Hirsche und ihre roten Lavas-Lavas entfernten sich mehr und mehr. Der an das Klima schon gewöhntere und noch jugendliche Dr. Sch. hielt ziemlich Schritt mit ihnen.

Leider war nun auch der mir zum Tragen der Kamera zugewiesene Junge im Eifer des Gefechts mitsamt dem Apparat durchgegangen, sodaß ich schließlich ganz froh war, als die wilde Jagd an dem äußersten Dorfe etwas Halt machte. Hier wurden einige Leute zurückgelassen, während das Gros den steilen Felspfad zum oberen Dorf erklomm. Ein Blick auf die Höhe — und ich verzichtete auf weitere Lorbeeren, deren Pflücken mir denn doch zu anstrengend war. Ich blieb also mit unten „Besatzung". Dann hörte ich jedoch oben schießen und erachtete es nun für angebracht, nachzurücken. Ich forderte die Herren Polizeijungen auf, mir wenigstens teilweise zu folgen und erkletterte die Höhe. Mit meiner Armierung flog ich aber nicht gerade wie im Fahrstuhl hinauf, sondern rutschte bei jedem Schritt aus, sodaß mir auf halbem Wege bereits der Atem völlig vergangen war. Da mir nun auch kein einziger Junge gefolgt war, wozu ja keiner Veranlassung besaß, weil ich ihnen nichts zu befehlen hatte, so beschloß ich erschöpft, mich der „Besatzung" abermals anzuschließen, und kletterte wieder abwärts. Glücklicherweise habe ich auch niemand damit im Stich gelassen, denn Gegenstand der Beschießung waren, wie ich nachher erfuhr, nur einige Dorfschweine gewesen.

Mittlerweile hatten die zurückgebliebenen Jungen ihr Zerstörungswerk schon eröffnet; ich fürchtete, daß sie auch ethnographisch wertvolle Sachen vernichten könnten, und begann, die Hütten mit zu durchsuchen. Das untere Dorf war ganz von einer Schutzfenz umgeben, die sich hier früher nicht befunden haben soll. Das gesamte Dorf war Timbuz, das eigentliche Ziel unserer Expedition und Sitz des Häuptlings, der den Mord geplant und sich einem Trader gegenüber später offen seiner Beteiligung gerühmt

hatte. „Man of war come here, me belong bush,“ hatte er spottend gesagt. Allerdings war diese höhnische Zuversicht sonst berechtigt gewesen, dieses Mal aber doch nicht ganz. Zunächst gestaltete sich der Eigentumsverlust ziemlich groß; die Leute waren verhältnismäßig sehr wohlhabend. In den Hütten befand sich eine Menge von Speisevorräten, Brennmaterial u. s. w. Das Frühstück, gebackene Taros, schmorte noch in der heißen Asche, ein Beweis, wie eilig die Flucht vor sich gegangen. Unter dem niedrigen Dachfirst lagen zahlreiche Waffen aufgespeichert: lange Buka-Speere mit vielen Widerhaken, ebensolche Pfeile, mächtige Bogen, Tomahawks, schön verzierte Paddeln (kurze Ruder) u. s. w. Die Polizeijungen interessierten sich mehr für Eßwaren und europäischen Tand, wie Spiegel, Zeug und dergleichen. Die Kochtöpfe wurden zerstört, was den Eingeborenen immer besonders schmerzlich sein soll; sie können sie nicht sobald wieder beschaffen, ebensowenig wie die Kanoes, die sie sich erst wieder von einem anderen, industrielleren Inselstamm kaufen müssen. Sehr schnell wurden auch die stattlichen Hütten in Brand gesetzt, so daß man während des Brennens retten mußte. Es gelang mir, noch manches hübsche Stück herauszuholen. Inzwischen war ein Offizier mit ein paar Leuten hinzugekommen und Dr. Sch. mit seinen Soldaten zurückgekehrt. Der Rest der Kanoes ward zersplittert, die guten Fischnetze aus Brotfruchtfaser aber wurden sorgfältig mitgenommen. Die „Möwe“ befand sich jetzt dicht bei uns; sie dampfte mit großer Kühnheit und großem Geschick in dem kleinen unbekannten Hafen umher und ging später auf 15 Meter Wasser zu Anker. Eine Zeitlang blieben wir noch am Ufer und versuchten die Buka-Bogen zu spannen, was uns aber

ebensowenig glückte, als seinerzeit den Freiern mit dem Bogen des Odysseus. Wäre jetzt der Feind nicht so eingeschüchtert gewesen, hätte er günstige Gelegenheit gehabt, uns aus dem Busch von oben herab mit Pfeilen zu beschießen, aber bei der gewaltigen Macht des „man of war" getraute er sich keinen Vorstoß, zu dem die Salomon-Insulaner einem nicht allzu starken Gegner gegenüber sonst stets bereit sind. Auch das zweite Dorf Datoe (Dahri) wurde vernichtet. Ebenso drang dichter Qualm von der anderen Seite der Bucht von Quarunitsch herüber, wo der Angriff der Marine-Mannschaften stattgefunden; auch dort hatten nur einige Schweine daran glauben müssen, und die mitgenommenen eingeborenen Träger hatten ein paar armen Hunden den Garaus gemacht. Eine reiche Waffenbeute war auch dort erlangt. Leider konnte man die der „Seaghost" geraubten zehn Mauser-Gewehre nirgend entdecken; sie waren also wohl rechtzeitig mit in den Busch genommen worden; wenn sie aber dem Zustande zweier gefundener Revolver entsprachen, so konnten sie nicht mehr sehr gefährlich sein. Munition ward dagegen gefunden, ebenso die Uhr des ermordeten Kapitäns und sonstige Kleinigkeiten von der „Seaghost"; diese selbst lag als Wrackrest bei Quarunitsch.

Am Mittag waren wir alle wieder ermüdet an Bord, sämtlich heil und munter, was man am Morgen nicht so unbedingt hatte erwarten können. Die Mannschaft erhielt einen Schnaps.

Ein gewisses Ergebnis war erreicht worden, allein eine genügende Bestrafung konnte es nicht sein. Deshalb wurde es der Polizeitruppe, die ihre Kampflust schwer zu bändigen vermochte, gestattet, noch einmal an Land zu gehen, was für Europäer nach den Strapazen des

Morgens eine Sache der Unmöglichkeit schien, wenn man sich nicht Hitzschlag oder schwerem Fieber aussetzen wollte. Die Jungen wurden von ihren Unteroffizieren geführt, zwei famosen Burschen Malom und Quarter, der eine ein Buka, der andere von der Sandwich-Insel bei Neu-Mecklenburg. Quarter hatte unter anderem einmal einen durch Speerwurf schwer verwundeten Weißen aus den Händen der Eingeborenen gerettet, indem er ihn zu sich ins Boot zog, dreien der Angreifer ihre Speere entriß und drei damit durchbohrte, worauf die übrigen in den Busch flohen. Nebenbei bemerkt, ist es auffällig, daß Buka gegen Buka fechten. Der Gouverneur hatte darüber zuvor seine Jungen befragt. Sie hatten aber erklärt, sie würden fechten; nur zwei aus der Nähe von Timbuz hatten gemeint, sie würden lieber an der Expedition nicht teilnehmen, und so waren sie bei dem zu Hause verbleibenden Rest der Truppe gelassen worden.

Während des Mittagessens erschien plötzlich eine Anzahl Kanaken am Ufer; sie eilten an diesem, stolz ihre Waffen tragend, ganz ohne Deckung entlang; offenbar kannten sie noch kein Geschützfeuer und waren sicher, daß eine Gewehrkugel sie nicht zu erreichen vermochte. Der Kommandant ließ aus einem Revolvergeschütz auf 1500 Meter Feuer geben. Die Kugeln schlugen über ihnen in die Blätter, worauf sie erschreckt stutzten und in gebückter Haltung in den Busch stoben.

Gegen Abend gingen der Kommandant, Dr. Sch. und ich an Land, um uns das Gelände anzusehen und eventuell einige Tauben zu schießen. Wir trafen auf die zurückkommenden Polizeijungen. Sie zeigten uns einen im Sande zwischen Baumstämmen liegenden frisch abgeschnittenen Kanakenkopf, ihr erstes Opfer; den Körper

hatten sie weitab im Busch liegen lassen und nur dieses Beweismittel ihres Erfolges mitgenommen. Es war der Wollkopf eines jungen Kriegers mit geschlossenen Augen und etwas entblößten, zusammengebissenen Zähnen. Dr. Sch. verbot den Jungen strengstens, diesen in Buka heimischen Barbarismus zu wiederholen, wie er ihnen auch das Fällen von Fruchtbäumen untersagt hatte, wofür sie eine besondere Leidenschaft bekundeten. Als wir bei der Rückkehr an dem Kopf vorbeikamen, vermied ich es, ihn noch einmal anzusehen. Die gurrenden Tauben hielten sich weitab, zudem ward es dunkel, und so gingen wir bald wieder zurück. Im Busch knackte es fortwährend verdächtig, und bis zum letzten Augenblicke deckten die Unteroffiziere und ein paar Jungen, schußfertig in den Busch spähend, unsere Einschiffung. Unterwegs wurde noch an ein paar hochkreisenden Geiern vorbeigeschossen.

Beim Abendbrot drang plötzlich ein erschütterndes Klagegeheul vom Ufer herüber; wahrscheinlich hatten Stammesangehörige den Kopf gefunden. Später lagerten wir „Badegäste" nebst den Offizieren bei Mondschein und leidlich mit schmelzendem Salpeter gekühltem Bier auf der Fallreepstreppe, wo es eine einigermaßen angenehme Abendtemperatur gab. In solcher wilden Gegend gestattet man sich das ausnahmsweise einmal; in kultivierten Häfen nimmt man selbstverständlich wo anders Platz. Wir unterhielten uns über unser kriegerisches Abenteuer, während der Flammenschein von Timbuz und Datoe vom dunklen Busch noch immer herüberleuchtete und zeitweilig das Klagegeheul der Weiber etwas an die Nerven griff. Dieses Klagen, untermischt mit Hundegeheul, brach besonders wieder bei Sonnenaufgang los.

Mittlerweile war noch eine Kriegslist vom Komman-

danten ausgeheckt worden. Diese wurde folgendermaßen in Szene gesetzt: In der Dämmerung vor Sonnenaufgang landeten die Jungen heimlich abermals und versteckten sich im Busch, worauf die „Möwe“ nach neun Uhr den Hafen von Timbuz verließ, scheinbar also, um nach vollstreckter Strafe abzufahren.

Wir hatten eine herrliche Landschaft zur Rechten; das Kap Lavardie und die oben bewölkten, hochragenden üppigen Berge Bougainvilles dahinter. Zwischen den unermeßlichen Wäldern, welche Hänge und Schluchten bedecken, gab es strichweise ein ausgedehntes Gras-Plateau; hier und da wirbelte der blaue Rauch von Feuern der Eingeborenen auf.

Merkwürdig war die Küstenbildung. Von See aus schien sie geschlossen zu sein; dann war es, als ob sich Häfen öffneten. Beim Näherdampfen sah man, daß sich lauter Inseln, zwischen denen viele verzweigte Wasserarme führten, vorlagerten. Niedrig oder in Plateauform ragte der Korallenfels aus der brandenden See, rings von dichter Vegetation überwuchert; teils lagen auch Riffe vor, und in der Ferne wallte überall der Dampf des sich verflüchtigenden Brandungsgischtes. Nun bogen wir in einen Hafen ein, der sich ziemlich tief landein erstreckte und immer neue Seitenarme entwickelte, die wieder um Inseln herum führten; hier und da sah man ein Kanoe in der Ferne, und an Backbord, an einer Seitenstraße, ein Dorf mit malerischem Hintergrund und eine größere Zahl Eingeborener. Es war das Dorf, dem der Leichnam des bei dem Seaghost-Überfall durch Halsabschneiden ermordeten Jungen als Festbraten freundnachbarlich zugesendet worden war. Da aber gegen die Leute „sonst nichts vorlag“, hielten wir uns nicht bei

ihnen auf und dampften durch die Passage, die nahe am Ufer um ein ziemlich den inneren Hafen abschließendes, brandendes Riff führte, kühn in diesen hinein. Das Ende schien sich in lauter Mangrovensumpf zu verlieren, aus dem hier und da Kokos-Palmen und höheres Laubholz aufragten. Der Strand war an einer kleinen Flußmündung mit Treibholz bedeckt. Dies Treibholz ist für die Eingeborenen sehr wichtig zum Kanoebau, da frisches Holz aus dem Busch sich hierfür schlecht eignet. Auf unseren Karten war der Hafen nicht oder nur mangelhaft eingezeichnet und nicht benannt. Dagegen sehe ich auf einer 1892 abgeschlossenen Karte aus Langhans' deutschem Kolonial-Atlas Nr. 25 an dieser Stelle den Namen Ernst Günther-Hafen vermerkt. Während das Schiff unter Dampf blieb, wurde ein armiertes Boot unter einem Offizier zum Rekognoszieren an Land geschickt. Dr. Sch. und ich schlossen uns an. Bei fürchterlicher Hitze suchten wir Kanakenpfade im Busch auf und ließen das Boot uns draußen folgen.

Einige Lagerstätten für Fischer fanden sich, aber kein Dorf; keine bewohnte Hütte oder gar Eingeborene wurden entdeckt. Schließlich kamen wir durch Mangrovensumpf, der so recht zum Ausbrüten einiger Fieberchen geeignet schien, was er in der Folge auch getan hat, und gaben endlich das Suchen in dem scheinbar sehr wenig bewohnten Küstenstrich auf, mit dem Gefühle, vielleicht wieder die ersten Weißen gewesen zu sein, die ihren Fuß hierher gesetzt hatten.

Nun dampften wir nach Timbuz zurück. Kaum waren wir in den Hafen eingebogen, als die Polizeijungen mit großem Geschrei aus dem Busch an den Strand stürmten und dann fortwährend in den Busch zurückfeuerten. Ich muß sagen, zuerst hielt ich das nur für Komödie, die

uns über einen Mißerfolg hinwegtäuschen sollte; das war es denn doch nicht, wenn auch das Gefecht so rasch wieder beendet war, daß der Befehl zur Klarmachung eines bewaffneten Bootes und eines der Revolvergeschütze an Bord gleich wieder zurückgezogen werden konnte. Der Gouverneur fuhr allein an Land und holte seine Leute wieder ab. Diese hatten erst im Augenblick des Erscheinens der „Möwe“ auf die aus dem Busch gekommenen Kanaken feuern können oder wollen. Möglicherweise veranlaßten wir durch unser Erscheinen die sofortige Flucht der Eingeborenen, die, ohne diese gewaltige Übermacht, vielleicht den Polizeijungen Stand gehalten haben würden, worauf sich ein größeres Gefecht hätte entwickeln können. Immerhin waren sieben Kanaken gefallen, fünf unten am Strande und zwei oben im Busch, sodaß die Expedition sich schließlich doch noch erfolgreich erwies. Im ganzen hatten damit neun Kanaken (einschließlich des in Herbertshöhe Hingerichteten) die Ermordung Kapitän Kolshorns mit dem Leben bezahlen müssen; dazu kam die Zerstörung und Fortnahme ihres Besitzes. Die landeskundigen Leute nahmen an, daß diese Züchtigung genügend wäre, auf lange hin das Leben weißer Männer auf Bougainville zu schützen.

Am 23. April gingen wir durch die Bougainville-Straße, südlich zwischen dieser Insel und Choiseul, ein Gewirr von grünen Inseln und Inselchen passierend. Wir dampften auf Shortland zu und zwar nach dem erwähnten Faisi auf Cocoanut-Island, in Angelegenheiten Mr. Tindals, des Eigentümers der zerstörten „Seaghost“. Ihm war zudem, wie vorhin schon gesagt, von Kanaken aus Bougainville ein in Hamburg gebautes Boot gestohlen worden, und benachbarte Eingeborene hatten sein Copra-

haus niedergebrannt. Zur Untersuchung des letzten Falles wünschte der Gouverneur Faisi anzulaufen.

Wie ein kleines Paradies mutete uns dieser weltverlorene Fleck an, auf dem eine weiße Familie mitten in der Wildnis unter Menschen hauste, die zwar friedlicherer Natur und keine Kannibalen sind, aber doch stets unberechenbare Gefahren über die paar weißen Menschen und deren Kinder bringen konnten.

Mr. Tindal kam gleich auf die „Möwe". Den einen ihm übergebenen verrosteten Revolver erkannte er als Eigentum seiner Frau, der dem Seaghost-Kapitän zu seiner Verteidigung mitgegeben worden war. Er warf ihn zornig über Bord, ehe jemand sich die Waffe als Andenken ausbitten konnte. Das in wunderschöner Umgebung liegende Inselchen war ganz mit Kokospalmen bestanden, doch hatte es steile, kleine Anhöhen mit Bananen, Brotfrucht- und anderen Bäumen, in denen viele grüne Papageien, Kakadus und wilde Tauben umherschwärmten. Wenn man ein Riff umrundet hatte, fand man eine „Wharf" mit ganz tiefem, spiegelklarem Wasser, in dem es wie in einem Aquarium aussah. Am Ufer, vor dem ein Kutter ankerte, befanden sich Bootsschuppen, Copra- und Vorratshäuser u. s. w. Eine vorzüglich gehaltene kleine Allee leitete auf das an einem Hange liegende Wohnhaus zu, vor dem ein Bowlinggreen, — mit blühenden Büschen und einem Signalmast, an dem die schwarzweißrote Flagge hing —, zum Strande führte; jenseit des Wassers erhob sich steiler Bergwald, wie ein Kap vorspringend, auf dessen halber Höhe sich ein werdendes Holzgebäude erhob, eine neue Missionsstation von der Herz Jesu-Gesellschaft. Im Meere sah man fern hohe Inseln, während der Hafen rückwärts mit gewundenen,

in Waldpartien sich verlierenden Wasserarmen abschloß, Szenerien etwa, wie sie die Havelseen, selbstverständlich mit ganz anders gestalteter Vegetation, bieten. Dazwischen lag auf dem Wasser die kleine, weiße, zierliche „Möwe" ganz stattlich zu Anker und schien ihre Kriegsflagge mit besonderem Stolz auswehen zu lassen.

Die europäischen Wohnhäuser der westlichen Südsee haben ziemlich den gleichen Typus. In Faisi sah man ganz ausgezeichnet geordnete Waffen-Arrangements; auch befand sich dort ein sehr geräumiges Speisezimmer in einem Anbau, und in der Veranda davor waren kleine Kanoes als Behälter für Blattpflanzen und Blumen benutzt. Sehr dankbar als Blattschmuck erwiesen sich besonders die mannigfaltig gestalteten und gefärbten Kroton-Arten, während die große rote Blume des Hibiscusstrauches, wie überall, ihren Purpur leuchten ließ.

So ein Haushalt mit einer weißen Frau mutete doch ganz anders an als die vielen Trader-Heime, die ich hier draußen gesehen habe, in denen nur eine Eingeborene wirtschaftet. Mr. Tindal war der Sohn eines englischen Admirals; auch seine Frau schien aus guter Familie zu sein. Die Kinder — meist Mädchen — sahen sehr blutarm aus. Ein alter Kapitän K. genoß im Hause sein Ruhebrot; er war einer jener häufiger vorkommenden Deutschen, die jede Beziehung zu ihrem Heimatlande, selbst die Kenntnis ihrer Muttersprache verloren haben. Außerdem waren die zwei Pater vom heiligen Herzen Jesu anwesend, von denen die erwähnte Station gegründet ward.

Auf der Veranda genossen wir einen wundervollen Mondscheinabend, während die kleine, bisher noch schüch-

tern im Verborgenen strebende Bordkapelle zum ersten Mal sich achtbar hören ließ.

Am nächsten Morgen nahmen unserer mehrere ein sehr scherzhaftes Bad unter einem sogenannten „Wasserfall", dessen fingerstarke Wassermasse jeder nur einzeln genießen konnte. Gegen das Seewasser an Bord oder das glühendheiße Kondensations-Süßwasser fiel der Genuß aber immerhin ins Gewicht.

Zu unserer Betrübnis erfuhren wir, daß die geplante Ausdehnung der Rundfahrt nach Choiseul wegen eines Manteldefekts an der Maschine aufgegeben und eine schleunige Rückkehr zur Ausbesserung in Herbertshöhe ins Auge gefaßt werden mußte. Wir hatten uns schon auf einen Zusammenstoß mit den „Kopfjägern" gefreut, wilden Stämmen, die lediglich nach Kopftrophäen trachten und, meist aus dem englischen Teil der Salomons kommend, auf benachbarten, damals deutschen Inseln ihre Opfer zu jagen pflegen. Zwischen der deutschen und englischen Regierung war über diesen Punkt schon verhandelt worden. Deutsch-englische Gegensätze kommen dabei gar nicht in Frage; die starken Häuptlinge suchten sich eben nur Operationsgebiete aus, in denen schwächere Stämme hausten. Seit dem deutsch-englischen Südsee-Vertrag bezüglich Samoas haben sich ja auch die Besitzverhältnisse auf den Salomon-Inseln verschoben. Bougainville nebst Buka ist aber in unserem Besitz verblieben.

An diesem zweiten Tage — ich war noch ein wenig auf die Tauben- und Papageien-Jagd gegangen — kam das Palaver zustande, um dessen willen der Gouverneur den Besuch machte. Im Laufe des Nachmittags hatten sich die Häuptlinge des Bezirks mit ihren Leuten eingefunden. Erwartungsvoll standen diese beim Bootsschuppen

und dem neuen Copra-Hause umher, ihre zahlreichen, hochgeschnäbelten Kanoes lagen beim Anlegeplatz; es war ein malerischer Anblick. Das Verhör der drei Häuptlinge fand allein im „Store", dem Ladenhause, statt. Die Häuptlinge kauerten am Boden nieder, der eine sehr langsam und zögernd. Der angesehenste unter ihnen führte den gebildeten Namen Ferguson. Seine ganz originelle Figur war außer durch lange Lava-Lava mit einer weißen Jacke bekleidet. Auf einem fast zwergenhaften, aber sehr fleischigen, starken Rumpf, den ein paar kurze Beine, stämmig wie Eichenklötze trugen, saß ein riesenhafter Kopf mit mächtiger Wollperücke. Das große, sehr dunkle Gesicht war noch jung und klug, aus den mit rotgeadertem Weiß umgebenen Augen und dem wulstigen, roten Betel-Munde sprachen Energie, Sinnlichkeit und Grausamkeit. Wenn ich nicht irre, war er es, der einen Harem von fünfzig Weibern besaß, die in einem großen Hause nicht weit von Faisi zusammenwohnen und in künstlicher Unfruchtbarkeit erhalten wurden. Diese Sitte schien hier auch sonst zu bestehen, denn alle eingeborenen Kinder, welche man in Faisi sah, waren, wie mir gesagt wurde, von anderwärts hergebracht. Die beiden anderen schwarzen Herren erschienen weniger beachtenswert. Das Palaver oder vielmehr Verhör wurde in dem mit Eingeborenen-Worten vermengten Südsee-Pidchin-Englisch nicht ohne Schwierigkeiten geführt; zuletzt mußte auch noch ein 11jähriges Töchterchen des Mr. Tindal, die den Eingeborenen-Dialekt fertig sprach, hinzugezogen werden. Sie entledigte sich ihrer Aufgabe voller Geschick. Herr Tindal hatte schon unter der Hand erfahren, wer die Brandstifter gewesen seien; die Häuptlinge gaben zu, daß es diese wirklich getan hätten, und nannten noch einen dritten. Als Grund gaben sie

Abneigung gegen Herrn Tindal an, der aber selbst meinte, daß die ihm feindseligen Leute ihn durch Vermögensbeschädigungen zwingen wollten, von seinem Besitz fortzuziehen.

Natürlich kauten die Häuptlinge dabei ihre Betelnüsse, spritzten den roten Speichel aber nicht ins Zimmer. Nach Unterzeichnung des Protokolls mit ihrem Handkreuz — einer konnte nur zu einem Strich bewogen werden — drückten sie sich gern beiseite. Zwei der Täter befanden sich unter den gekommenen Begleitern und sollten festgenommen werden. Doch wie wir unter die Eingeborenen traten, verschwand der eine, der andere wurde von den Polizeijungen ergriffen und mußte den Speer und seine kleinen Schmucksachen abgeben. In Angesicht der bewaffneten Soldaten wurde selbstverständlich an Parteinahme und Widerstand nicht gedacht. Ferguson versprach, den entwichenen Übeltäter an Herrn Tindal zu übergeben und auf den nicht erschienenen zu fahnden. Er kam später seinem Versprechen getreulich nach. Mit staunenswerter Beredsamkeit hielt er eine lange Ansprache an seine Leute, die sichtlich wirkungsvoll war. Auch Dr. Sch. sprach; er bezeichnete Ferguson als den Mann, den die Regierung für den Ersten erkenne und dem alle zu gehorchen hätten. Inzwischen drängte man sich eines heftigen Regens wegen unter dem Bootsschuppen zusammen. Es wurde noch lebhaft gehandelt, namentlich erwarben wir einige schöne Speere. Mrs. Tindal saß mit ihren Kindern, Tabak und Pfeifen zum Eintausch im Schoß, am Boden, mitten unter den nackten, mit Federn und Nasenringen geschmückten, bewaffneten Kerlen, als ob ihnen nie etwas passieren könne; was in diesem Augenblick wenigstens zutraf.

Inzwischen war die „Möwe" ungeduldig bis hart an den Landungsplatz gedampft, und wir mußten uns einschiffen. Der Abschied der Angehörigen des Brandstifters, der zur Aburteilung in Herbertshöhe mit an Bord genommen wurde, war in der Tat nicht ohne rührende Züge. Die Tränen standen den Leuten im Auge.

Nachdem auch diese Mission in der Hauptsache erfolgreich gewesen, dampften wir an der Westküste Bougainvilles wieder nordwärts. In der ebenfalls wenig gekannten Kaiserin-Augusta-Bucht gingen wir noch einmal zu Anker. Mit einem Kanoe, dessen Insassen sehr furchtsam waren, entwickelte sich ein eigentümliches nächtliches Palaver wegen Anbordbringens von Früchten. Am nächsten Morgen kamen auch einige Kanoes mit Fruchtladung heran. Inzwischen fuhr Dr. Sch. mit den Polizeijungen — Mr. G. und ich begleiteten ihn — an Land, um eine freundschaftliche Verständigung mit den Eingeborenen zu suchen. Wir gelangten an ein sandiges Ufer ohne vorliegendes Riff. Hinter dem Sandstreifen kam ein etwa 30 Meter breites Flüßchen aus dem Innern und ergoß sich, eine Barre bildend, nicht weit von unserem Landungsort ins Meer. Hinter dem Fluß erstreckte sich ein Dorf, und am jenseitigen Ufer lagen Kanoes, bei denen jetzt Eingeborene erschienen. Wir gaben ihnen zu verstehen, daß sie uns hinüberholen sollten; statt dessen zogen sie aber ihre Kanoes die Böschung hinauf in den Busch. Vermutlich sahen sie die zu unserer Sicherheit mitgenommenen, wenn auch beim Boot zurückgelassenen Polizeijungen, und hatten sicher Furcht, daß wir „fighten" wollten. Wir zeigten ihnen Tabak und warfen solchen in den Fluß. Nur einer wagte es, sich etwas zu holen und ging dann gleich wieder durch das ziemlich tiefe Wasser zurück. Ich ließ eine rote

Lava-Lava wehen, die offenbar auf die splitterfasernackten Naturburschen tiefen Eindruck machte, denn Schreie des unverkennbaren Entzückens wurden laut; aber trotzdem beharrten sie mißtrauisch und kampfbereit, mit ihren Waffen in der Hand, in ihrer abwehrenden Stellung. Was sollten wir machen? Unser Boot konnten wir nicht in den Fluß bringen und nur mit Zeitverlust eine Umgehung versuchen. Ein Vordringen wäre vielleicht mit Pfeilschüssen und Lanzenwerfen abgewehrt worden, wahrscheinlich aber wären die Kerle, mit oder ohne Kampf, ausgerissen. Da mußten wir also den Besuch des Dorfes aufgeben, um so mehr, als wir wußten, daß die „Möwe" nicht zu warten liebte. Schade, wie verlockend wäre es gewesen, dem Flußlauf etwas nachzuspüren!

Das Vorland war nicht durch die bisher überall erblickten Strandpalmen charakterisiert, sondern erinnerte an deutsche Uferlandschaften. Die weite Umrahmung der Bai mit hohen Bergzügen und malerischen Vulkankegeln ist sehr schön, wie überhaupt gerade die Westseite Bougainvilles uns ganz prachtvolle Landschaften mit einer Fülle von Plateaus, Abstürzen, Tälern, Einschnitten und gewaltigen Gipfeln zeigte, von denen der tätige Vulkan Mount Balbi bis zu zehntausend Fuß in die Wolken steigt. Leider sahen wir ihn zur Zeit weder rauchen, noch Feuer ausstoßen. Und alles ist grün, bis zum letzten, höchsten Fleck von wahrhaft gigantischen Waldmassen bedeckt! Allerdings erzeugt dies auch wieder eine Eintönigkeit, in die erst nach einer langen, langen Reihe von Jahren durch die umsichgreifende Kultur vielleicht eine Änderung hineingetragen werden wird. Den Gedanken, den Ort an dieser Küste aufzusuchen, nach dem, wie man wußte, das Mr. Tindal gestohlene Boot verschleppt worden war, ließen

wir fallen, denn die Täter waren nicht mehr zu fassen, und selbst die Existenz des Bootes erschien sehr zweifelhaft. Zuweilen dampften wir aber so nahe an der Küste, daß wir die aus dem Busch gekommenen Kanaken deutlich erkennen konnten; einige Dörfer erschienen wiederum wie ausgestorben, weil die Bewohner sich aus Furcht vor dem vorüberziehenden Kriegsschiff versteckten. Fernab am flacheren Buka vorbei, das man vor nicht langer Zeit für einen Teil von Bougainville hielt, steuerten wir nordwestlichen Kurs auf den St. Georgs-Kanal zu. In der Küstennähe von Bougainville hatte die klare, tiefblaue Farbe der See zuweilen einem unsichtigen Graugrün Platz gemacht, was auf Flußmündungen deutet.

Am 26. April mittags liefen wir nach dieser einwöchigen Rundfahrt wieder in die reizende Blanche-Bai ein, nachdem wir beim Einfahren noch die unhöfliche, gerade absegelnde norwegische Coprabark gezwungen hatten, ihre Flagge zu zeigen.

Sofort nach dem Eintreffen vor Herbertshöhe ritt ich nach Maulaupau, um Frau P. zu bitten, mir einige Wochen am Lande Quartier zu gewähren, da ich beschlossen hatte, die „Möwe", obwohl sie mir so lieb geworden, doch endlich zu verlassen, und weil ein Hotel damals noch nicht existierte. In der üblichen Archipelgastfreundschaft verweigerte Frau P. die Festsetzung einer Pensionssumme, hieß mich zunächst willkommen und verwies im übrigen auf die Entscheidung ihres von Sydney zurückerwarteten Gatten.

Maulapau war als eines der Vorwerke der Ralumpflanzung zu betrachten. Es lag nebst anderen Siedelungen hoch an der Plateauküste bei Herbertshöhe, ein gutes Stück auf dem Wege nach Matupi, oder vielmehr nach dem

Maulaupau bei Herbertshöhe

der Insel Matupi gegenüberliegenden Teile der Gazellen-Halbinsel. Aber dieser Weg existierte zur Zeit nur in großer Unvollkommenheit, namentlich nach Matupi zu wurde er durch die an das Ufer tretenden Felsen gänzlich unterbrochen.

Diese Siedlungen, unter Kokosnußhainen am Rande des Urwaldes, in der Nachbarschaft kriegerischer Kannibalen, ausgestattet mit so viel erwünschter Behaglichkeit, hatten doch etwas höchst Eigenartiges. Die Eingeborenen der Umgebung waren nun zahmer geworden, aber mir wurde von allerlei früheren Überfällen und Kämpfen berichtet, bei denen z. B. der junge F. um sein Leben gelaufen war, und Herr P. zu Pferde seinen und seiner Frau Rückzug durch den Busch mühsam mit seiner Büchse gedeckt hatte. Auch mußte Frau P. wohl, in Abwesenheit ihres Mannes, die Flinte in der Hand, mit Hülfe ihrer Boys zur Verteidigung von Heim und Kindern schreiten. Wenn man ihre hochgewachsene, stattliche Figur im langen, weißen Schleppgewande, mit dem breiten Strohhut auf dem stolz getragenen Kopfe sah, konnte man sich vorstellen, wie sie sicher in dieser kriegerischen Rolle ein anfeuerndes Element abgegeben haben mußte. Aber auch auf die Boys, die Bukajungen, war nicht immer Verlaß gewesen. Ein Bösewicht unter ihnen hatte einst, als sie auch allein gewesen, unter nichtigem Vorwand die Arbeit verweigert und im Kreise der anderen Boys erklärt, er werde Frau P. töten, wenn sie ihm entgegentrete. Frau P. begab sich trotzdem, nur mit der Reitpeitsche in der Hand, aufs Feld. Der gefährliche Bursche schwang ein Beil, indem er rief, daß er sie augenblicklich töten werde, falls sie es wage, ihn anzurühren. Frau P. sah, daß sie bei geringstem Nachgeben verloren sein würde, und die Reitpeitsche sauste eins

über das andere nieder. Und der sonst nicht feige Buka schlug nicht zu, sondern ließ sich züchtigen und gehorchte wie ein Hund.

Das Wohnhaus von Maulapau war eines jener auf kurzen Pfählen stehenden, einstöckig von einer Veranda umgebenen Holzbauten, wie ich sie schon mehrfach geschildert habe. Lange nicht so luxuriös wie Gunamtambu, erschien es doch recht behaglich. Ein prächtiges, nach Art gelber Rosen blühendes Schlinggewächs, dessen Namen selbst der sonst so kundige Hausvater mir nicht zu nennen vermochte, umrankte die vorderen Säulenpfosten und teilweise das Dach. Im Vordergrund führten breite Holzstufen zur Veranda; seitwärts stand ein großer Tank für das aufgefangene Regenwasser, das der Süßwasserknappheit halber sorglich gesammelt werden mußte. Diese oft dumpfigen Wasserbehälter waren sicherlich geeignet, Scharen von Moskitos anzuziehen. Natürliche Wasserläufe gab es nur weiter entfernt, und an verschiedenen Stellen vor dem Ufer sprudelten nicht nutzbare Süßwasserquellen aus der See.

Bunte Krotonbüsche zierten den Verandafuß; ein malerisches, etwas welliges Rasenplateau erstreckte sich vor dem Hause, auf dem, außer einigen Palmen, die ernsten Kasuarinen und einige schöne eingeführte Baumexemplare sich erhoben oder am Rande sich über der Brandung wiegten, die etwa 30 Meter tiefer den Sandstreifen des schmalen Uferlandes bespülte. Rechts senkte sich gleich eine üppig bewachsene Schlucht, aus der, wie überall, einzelne Palmenstämme dem niedrigen Busch entragten und sich im Hintergrunde den Kokosnuß-Wäldchen und -Hainen angliederten, die landein über die Höhen und Schluchten sattelten. Rechts an das Wohnhaus reihte sich

das Speisehaus, ein einziges geräumiges Zimmer; daran, abermals einen kleinen Rasenplatz begrenzend, das Waschhaus, vor dem die schwarzen Mägde, immer eifrig im Schwatzen, die viele Wäsche bearbeiteten. Rückwärts schlossen sich dann Küche, Vorratsraum, ein wohl eingefriedigter Kräutergarten, Ställe u. s. w., links das „Store" und Warenvorratshaus an. Hier in der Ecke, vor der Seitenveranda des Wohnhauses, fand der tägliche Handel mit den Eingeborenen statt.

Ringsherum rundeten dann wieder die Palmenhaine, zur „beach" niedersteigend, in denen das Wohnhaus für die Plantagenarbeiter sich am Hange abhob. Unten am Ufer zog sich die „Wharf", die lange hölzerne Landungsbrücke, weit in das rasch tief werdende kristallklare Grün; hier ankerte das Boot, erstreckten sich zwischen grünen Hecken die Schuppen zum Trocknen der Kopra. Auch die Rinderherde strich hier gelegentlich umher, und unentwegt stand Hans, das „Seepferd von Maulapau", ein alter Australier, der sein Gnadenbrot in ungebundenster Freiheit genoß, bis zu den Knien in der See und ließ so, gekühlt von der Seebrise, und wohl geschützt gegen Moskitos, die Tropensonne stundenlang auf sein braunes Fell glühen.

Wie oft bin ich hier, unter meinem Sonnenschirm, zwischen den grünen Hecken, wo die Malven und der Hibiscus blühte, große grüne oder buntschillernde Schmetterlinge gaukelten, hinunter oder mühsam hinaufgewandelt, begierig, jedes Eckchen von Baumschatten in der Schwüle auszunutzen! Oder auch nachts, wenn die Glühwürmchen zuckten und nur die Laterne in der Hand den Pfad dürftig erhellte.

Hier unten nämlich lag meine mir zugewiesene Wald-

Behausung, die „Villa Möwe“. — Ehe man sie erreichte, weitete sich ein freierer Platz vor dem Kultur-Palmenwalde zu einem Rasenrondel, das von hohen Bäumen, namentlich einem stattlichen Brotfruchtbaum und Gebüsch gebildet und umstanden ward. Es war der Eingeborene-Markt, d. h. die Eingeborenen der Umgebung handelten hier ein paarmal wöchentlich unter sich. Ein nicht uninteressanter Anblick! Doch die Hitze stumpfte das Betrachtungsverlangen ab; die ästhetischen Eindrücke waren nicht die günstigsten. Der Geruch der Hautausdünstung hielt sich zu lange zwischen den Bäumen; das zertretene Gras wurde durch den ausgespieenen Betelsaft wie von Blutflecken bedeckt. Die Ps. erzählten mir, daß sie noch regelrecht wie Schlachtvieh zerlegtes Menschenfleisch zu Markte gebracht gesehen hätten.

Die Villa war nur ein einfaches, wellblechbedecktes Bretterhäuschen auf kurzen Pfählen. Durch die Ritzen der Fußbodenbretter sah man den stets feuchten, grasigen Erdboden. Sie enthielt drei Räume, die unter dem Dache nicht getrennt waren. Links wohnte Mr. O'M., ein Australier, ehemaliger Zeitungsbesitzer und jetzt Farm-Assistent, ein verträglicher junger Mann. Dann kam ein großer, speicherartiger Zwischenraum, das Laboratorium für Gelehrte, die hier dann und wann zu hausen pflegten. Vollgestopft war es mit alten Netzen, Schlangenkäfigen, Chemikalien, Gläsern, Büchsen u. s. w. — ein rechtes Paradies für Ratten! Daran schloß sich rechts noch ein primitiver Wohnraum, von dem eine Tür sich nach hinten zur Weg- und Bergseite, eine zweite zu einer einfachen gemeinsamen Veranda öffnete, die zwischen den Palmen durch den Blick auf die Blanche-Bai mit Mutter und Süd-Tochter und die Berge der fernen Inseln gestattete.

Meine Behausung! Ein rohrgedeckter Schuppen unterhalb der Veranda enthielt unser anspruchsloses Brausebad, während ein anderweitig nützliches Häuschen weit vom Hause lauschig im Grün, von blauen Winden überrankt, unter den Palmen, dicht am rauschenden Meere lag. Zahlreiche Eidechsen tummelten sich darin, wie ich vermutete, auch Ratten und Schlangen. Die Ratten pflegen die Palmen zum Benagen der Nüsse zu erklettern, und die Schlangen halten in den Wipfeln wiederum Rattenjagd ab.

In einer dieser Nächte — ich schlief gerade bei Dr. Sch. in Herbertshöhe — fühlte ich plötzlich, wie mein Bett stark erzitterte. Ein eigentümliches Geräusch hörend, merkte ich sofort ein ziemlich anhaltendes Erdbeben. Da sich jedoch niemand rührte, das Haus auch nicht bedroht erschien, so stand ich nicht auf, schlief auch bald wieder ein. Noch einmal erlebte ich oben im P.'schen Hause nachts ein Erdbeben, bei dem die Bäume schwankten. Wird es nicht schlimmer, so kümmern sich die Bewohner nicht um das gewohnte Naturereignis, sonst flüchten sie sich ins Freie. Soviel ich weiß, war der schlimmste den Europäern bekannte Ausbruch der bereits erwähnte, die Vulkan-Insel zu Tage fördernde, vom Jahre 1878 unterhalb der „Mutter". An der Nordwestseite Neu-Pommerns schwemmte damals gleichzeitig eine Flutwelle viele Dörfer nebst ihren Bewohnern fort, unglücklicherweise auch Mitglieder einer gerade gelandeten europäischen Forschungsexpedition.

An einem Tage spielte ich „Schulinspektor"; d. h. ich besuchte die von vielen Gebäuden bedeckte, weit ausgedehnte Missionsstation der Brüder vom Herzen Jesu, vom Sacré coeur. Da ich dem Kriegsschiff angehörte, wurde ich als Respektsperson behandelt, der alles eingehend gezeigt

ward. Die Erziehung dehnte sich zur Zeit auf ungefähr 80 Kanakenjungen und 100 Kanakenmädchen und einige Halfcasts aus. Namentlich die Schwestern, mit der leitenden Mutter Hubertine an der Spitze, erschienen mir sehr nett. Der Bischof war zur Zeit abwesend. Brüder und Schwestern, meist Franzosen und Holländer, sprachen mehr oder weniger deutsch und betonten ihre deutsche Schutzbürgerschaft stark. Der Bischof soll sogar den von ihm eingeladenen Offizieren eines französischen Kriegsschiffes von den Zöglingen die „Wacht am Rhein" haben vortragen lassen. Der Unterricht fand in deutscher Sprache und in neupommerschem Dialekt statt. Ich erstaunte über die Vorzüglichkeit der mir ohne Auswahl vorgelegten Schreibhefte. Gleichaltrige weiße Kinder schreiben nicht besser. Der Gesang der Kinder hörte sich gut an, z. B. das deutsch gesungene „Heil Dir im Siegerkranz". Sogar die Handarbeiten ließ ich mir nicht entgehen; sie bewiesen bemerkenswertes Geschick. Am meisten Spaß bereiteten mir die kleinsten Mädchen von 6—7 Jahren, die sich genau so verlegen-amüsiert benahmen, wie unsere kleinen Mädel beim Besuch eines Herrn Inspizienten getan haben würden. Die Schulklasse erinnerte in ihrer äußeren Erscheinung sonst stark an die exotischen Schilderungen der „Fliegenden Blätter".

Einen wie hohen Wert diese Kulturarbeit besitzt, wage ich nicht zu bemessen. Sie bleibt aber schätzbare Kulturarbeit, auch wenn sie nicht aus rein-deutscher Quelle kommt, auch wenn die Taufe an sich nicht schon als Gewinn zu betrachten wäre, und wenn es auf Wahrheit beruht, daß die meisten Zöglinge nach ihrer Freilassung genau wieder so zu Buschniggern werden, wie sie es vordem gewesen. Jeder Zoll

Kulturarbeit ist hier von Wert! Ob man die einheimischen Menschen damit glücklicher macht, weiß ich nicht; bezweifele es sogar, selbst das Aufhören des Kannibalismus mit in Aufschlag gebracht. Und wenn das Ziel aller Kultur nur auf Glücklichmachen beruht, so sollten wir unsere Aufgabe darin sehen, den Kanaken keine Kultur beizubringen. Allein, jede Kultur zwingt sich überall und zu allen Zeiten der schwächeren auf, ohne viel nach Ziel und Grund zu fragen. Wir gehorchen damit dem natürlichen Instinkt, der uns treibt; alles andere ist hinterher folgendes Tüfteln, Schematisieren, Phantasieren und Schönfärberei. Es ist ja aber ganz erquicklich, wenn es sich mit Idealismus verknüpft. Was ist recht? Was unrecht? Der Kampf zwischen Vorwärtsdringen und Beharren ist ein ewiger und kümmert sich um keinen Richter. Die Südsee-Inseln werden sich einmal ähnlich so zur Kultur entwickeln, wie andere Tropenländer es getan haben. Wir — die europäischen Herren — haben zunächst einen Vorteil von dieser Entwickelung zu erwarten, also je stärker wir unsere Kultur-Instinkte wirken lassen, desto nützlicher ist es für uns. Unsere Befriedigung liegt im Schaffen selbst und, sozusagen, in der Zwischennützung, denn möglicherweise wird unsere Kultur einst wieder von dem chinesischen Wesen, den wir für die Südsee-Entwickelung zu Hilfe zu rufen gezwungen sind, fortgekehrt werden.

Es soll der Kongregation nicht gestattet sein, ihren Grundbesitz stark zu vergrößern. Diese Maßnahme mag ihre Berechtigung haben. Jede Kolonie will nach ihrer Eigenart aufzufassen sein. Nur allgemein sei's gesagt: ich glaube, die Stimmen, welche im Geiste unserer Verwaltungs- und Aufsichtspolitik eines der Hindernisse für Entwickelung deutscher Kolonien sehen, haben, trotz vielfach

verfehlter und übelwollender Kritik, nicht so unrecht. Nicht auf die Ordnung kommt es in erster Linie an, sondern darauf, daß überhaupt etwas da ist, um dessentwillen sich die Ordnung lohnt. Man sollte sich frei alles entwickeln lassen, was da will, ohne wegen dessen geargwöhnter Schädlichkeit allzu besorgt zu sein. Dem pedantischen deutschen Kastengeiste erscheint z. B. alles Mögliche „unmöglich“, namentlich in sozialer Beziehung; die Bevormundungssucht spukt überall. Solange dieser Geist durch die deutschen Aufsichts- und Verwaltungsorgane, sei es auch in der besten Absicht, in die Kolonien getragen wird, wird die Entwickelung im Schneckengang beharren oder gar den Krebsgang einschlagen; und ich fürchte, daß er uns ganz bedauerlich tief im Blut steckt. — Im übrigen liegt die Langsamkeit der Entwickelung mit im natürlichen Verlauf der Dinge. Die Klimaschwierigkeiten sind einmal vorhanden, und da Zwangsarbeit auch in staatlich organisierter Form ausgeschlossen wird, so muß man eben mit winzigen Mitteln das Riesenwerk der Arbeiterbeschaffung bewältigen. Aus diesem Grunde wird vielleicht noch manches Jahrhundert über Südseewildnisse dahinrauschen. Deshalb bleibt der Besitz, wie ich schon vorhin nachzuweisen versuchte, aber doch ein wertvoller. Der Besitzer muß es nur — um einen trivialen Ausdruck zu gebrauchen — wie ein Grundstücksspekulant „aushalten“ können. —

Meine erste Einrichtung in „Villa Möwe“ enttäuschte mich etwas. Die Lampe brannte schlecht, das Moskitonetz war nicht in Ordnung u. s. w. Tags darauf, nach dem Bade und nachdem ich meine Sachen ausgeräumt und das Zimmer eingeräumt hatte, besserte die Stimmung sich etwas. Meine ganze Habe zeigte sich ziemlich feucht,

vieles verschimmelt, stockig und rostig. Ich war zu stumpf gewesen, um das Lüften regelmäßig zu betreiben. Mrs. P. teilte mir einen netten kleinen 12jährigen Boy zu, der Tometteran hieß. Mit dessen Hilfe und der des schwarzen Hausmädchens war ich bald leidlich eingerichtet.

An der Speicherholzwand stand mein Bett mit Moskitonetz. In einem einfachen Schreibtische lagen meine Sachen. Glücklicherweise schlossen die noch nicht durchgenagten Schubladen überall, was bei dem Schreibtische Mr. O'Ms. nicht der Fall war. Infolgedessen hausten die Ratten in dem seinigen und fraßen alle Papiere mit Stumpf und Stiel. Die Fenster blieben nachts weit auf, auch die Türen, falls es sich nicht genug abkühlte. Mensch und Tier konnten frei hereinkommen. Gestohlen ward nichts, obwohl dann und wann ein schlimmer Boy den Store des Vorratshauses zu erbrechen suchte. Die Eingeborenen dürfen ohne Erlaubnis das Haus eines Weißen nicht betreten, und wie es schien, wagten sie im allgemeinen auch nicht, es zu tun. Nur die Ratten tosten lebhaft umher und respektierten unter Umständen selbst das Bett nicht. Die Moskitos waren neben der Hitze die ärgsten Feinde meiner Schreibtischarbeit. Tometteran mußte sich, so viel es ging, hinter mir mit einem Fächer aufstellen. Sonst lebte ich unten höchst ungeniert und hätte ruhig in der Lava-Lava umherlaufen können. Die Mahlzeiten waren reichlich und schmackhaft; ich nahm sie oben gemeinsam mit der Familie ein. Die erwachsenen Schwestern halfen der Mutter im „Traden", um mit Tauschwaren den täglichen großen für Herrschaft und Gesinde nötigen Küchenbedarf von den Eingeborenen einzuhandeln.

Nach seiner Heimkehr brachte der stets zum Ge-

schichtenerzählen aufgelegte Hausherr mehr geistiges Leben in den Familienkreis. Er hat sich durch seine Sammlungen und Südseestudien einen Namen in weiteren Kreisen gemacht. Vielleicht war er ein Autodidakt von gelegentlich lebhafter Phantasie, dabei aber ein anregender und hilfsbereiter Mann. Ich kann seiner nur mit freundlichen Gefühlen gedenken.

Wenn die Moskitoplage bei sich erhebendem Abendwinde nachgelassen hatte, saß ich gern beim Schreiben in der „Villa Möwe". Es gab des öfteren herrliche Farbeneffekte zu beobachten. Da glitzerte die See wohl, ein drohender Wolkenturm lagerte über dem Kegel der Mutter, Neu-Mecklenburg hüllte sich in weiße Wolkenschleier, davor streckten sich in dunklen Strichen die Credner-Inseln und Neu-Lauenburg. Durch den Regen segelten Fischer-Kanoes. Bei Sonnenuntergang malte Purpur und Violett Himmel und See. Küsten und Inseln erschienen tiefblau. Mattsilbergrau bog sich das Zweiggefieder über weiße Palmenstämme; gelbliche Früchte leuchteten darunter und zwischen den Kronen düsterten die Schatten. Dumpf aus der Ferne tönendes Trommeln der Eingeborenen unterbrach die Stille, oder der kreischende Schrei des Lederkopfes.

Sehr belebend wirkte die Morgenfrische. Wenn der große Vogel Lederkopf mißtönig sein mich störendes Frühlied anhob, sprang ich gelegentlich vom Lager, griff nach der Büchse und pirschte, noch in der Nacht-Pyjama, mit bloßen Füßen, in die Nähe der Palme, auf welcher der Schreihals saß. Der aber war schlau; ein lautes Flattern — und schon ertönte sein Hohngeschrei weitab von einem anderen hohen Baum. Dann und wann hatte ich aber doch die große Genugtuung, nach dem krachenden Schuß

das Opfer vernichtet auf den Grasboden stürzen zu sehen. Tometteran pflegte mir voll gespannten Interesses zu folgen; er bekam die für Europäer ungenießbare Beute geschenkt. Auch Mr. O'M. steuerte wohl manchmal einen erlegten Raben bei. Ps. liebten dies Abschießen, besonders der Raben, nicht, da sie sie für nützliche Insektensammler hielten. Tometteran aber erzählte rühmend den anderen Boys: plenty Kaikai (Essen) now — every day pigeons!

Eines Tages veranstaltete der Gouverneur ein großes Sing-Sing (Malangene) an der Nordküste. Am nächsten Morgen ritten wir — d. h. „Möwe"-Offiziere und eine Reihe von Gästen — dorthin über den herrlichen Gebirgssattel, von dem man sowohl nach Matupi zurück, wie nach der Nordseite wundervolle Aussicht genießt. Der heiße Ritt dauerte etwa zwei Stunden. Seit kurzem war der Weg vortrefflich ausgebessert. Auf der Nordseite ging es durch Dörfer und auf schmalem Pfade durch ausgedehnte Bananenhaine. Wir waren Gäste der großen und ausgezeichnet gehaltenen Station Kokopo vom Sacré coeur. Der Vorsteher, Pater B., machte gastlich die Honneurs. Es gab ein verhältnismäßig recht üppiges Mahl, bei dem ein gebratenes Ferkel in voller Figur auf der Tafel prangte. Die auf Eingeborenenart geräucherten Bananen wollten mir weniger munden. Ich neckte den Pater mit der Bemerkung, daß es schien, als ob das Wort „unter dem Krummstabe lasse sich gut wohnen", auch auf seine Station passe. Er zeigte eine etwas besorgte Miene und meinte, ich solle aber nicht glauben, daß es alle Tage so hoch herginge.

Hunderte von Männern, Weibern und Kindern waren zu den Tänzen versammelt worden. Man sah die Gruppen

sich da und dort einzeln, im Walde oder an dem Strande ordnen und dann im Blumen- und Federschmuck stolz heranziehen. Die Tänzer hatten sich zudem mit bunten Farben beschmiert, die auch sonst Verwendung fanden; so sah ich eine rote Mutter mit einem blauen Baby. Ein Häuptling führte sein federgeschmücktes Söhnchen an der Hand, genau wie ein ehrbarer deutscher Familienvater. — Die verschiedenen Tanzplätze befanden sich auf rasigem Boden, zwischen Hecken und Bäumen, unter Palmen und Fruchtbäumen.

Zuerst tanzten die Weiber — wie gewöhnlich — ziemlich langweilig, dann die Männer. Ein Tomahawk-Tanz, bei dem bemalte Holztomahawks kriegerisch in verschiedenster Weise geschwungen wurden, würde auch in Berlin Sensation gemacht haben. Ein Häuptling kommandierte ihn. Jede Bewegung ward unter lautem Schlachtruf rhythmisch, fehlerlos gleichmäßig und mit imponierender Energie ausgeführt. Der wilde und malerische Schmuck von Pandanusblättern, die seltsame Bemalung erhöhten den Eindruck. Die Musik bestand nur im Trommeln auf Bambusrohr. Es war die schönste, kriegerischste und originellste Vorführung dieser Art, welche ich sah. Die meisten Tänze sind übrigens nicht einheimische; sie werden besonders von christlichen Fiji-Insulanern, die das Missionswerk betreiben, den Zöglingen beigebracht. Wie es scheint, ist dies der Kirche angenehm, und wahrscheinlich tut sie klug daran.

Später entwickelte sich ein Treiben genau wie auf europäischen Volksfesten, sonderlich auch was die Mischung der Gerüche betrifft. Die Eingeborenen hatten sich ihre Lebensmittel mitgebracht; familienweise lagerten sie sich

zum leckeren Mahle. Dazwischen nahm das sonstige Vergnügen seinen Verlauf.

Die Hauptsehenswürdigkeit bildeten wir selbst. So viele Weiße und Pferde hat man im Busch nicht oft auf einmal zur Augenweide.

Nach scharfem Ritt — man reitet hier gewöhnlich in Schuhen ohne Sporen — gelangten wir nach Matupi zurück, wo Mrs. P. inzwischen ziemlich unerwarteterweise eines kleinen Söhnchens genesen war. Diese glücklichen, ursprünglichen Frauennaturen! Unmittelbar vor dem Geburtsakt hatten wir fortreitende Herren, ohne ihr etwas anzumerken, der Mutter einen Besuch gemacht gehabt! Dann war es gleich losgegangen. Ein noch anwesender Herr ward mit der jüngeren Tochter fortgeschickt, doch schon nach zehn Minuten zurückgeholt. Der Junge war bereits da! Zufälligerweise befand sich gerade eine Schwester von Mrs. P. zur Stelle, sonst hätte sie nur ihre ältere Tochter als Beistand gehabt. Von Hebamme oder gar Arzt keine Rede! Das war am 30. April. Am 2. Mai kehrten wir wieder nach Maulapau zurück und fanden Mutter und Kind wohlauf, trotzdem Mrs. P. erklärte, ihr Kind sei mit Fieber behaftet geboren worden. Da Frau P. einer der besten Fieberkenner des Archipels war, konnte man ihr wohl Glauben schenken. Für den medizinischen Vertreter der Moskito-Theorie wäre dies jedenfalls eine interessante Behauptung. Schon am 3. Mai kam allerlei Besuch zu Wagen und zu Roß an, der ausnahmslos angenommen ward.

Einer der öfter ausgeführten Reitausflüge galt Kabakaul, das an der Matupi entgegengesetzten Seite von Herbertshöhe lag. Dort saß auf einfacher, doch niedlicher Farm jene hilfreiche Schwester der Mrs. P., also

auch eine Schwester der Queen. Die Damen jagten immer wie rasend hügelauf, hügelab über Stock und Stein; wohl oder übel mußte man als Herr der Schöpfung, um sich nicht zu blamieren, eben mit, obwohl man mit vollem Recht dieses Abjagen der Pferde für Unsinn erklärte. Frau Wolff, eine junge Berlinerin, die später nebst ihrem Kinde auf schreckliche Weise von Eingeborenen ermordet ward, blieb als schwere Reiterin manchmal etwas zurück; so stand ich ihr einmal bei, als ihr Pferd die eine steile Böschung zu einem Bach hinabspringen mußte und an dem anderen ebenso steilen Ufer durchaus nicht hinaufspringen wollte.

Ein junger Gelehrter, Dr. Th. aus Straßburg, war inzwischen von einer Archipelrundreise wieder in Matupi eingetroffen; er hatte einige Häuptlinge von den Admiralitäts-Inseln mitgebracht, die uns mit außerordentlicher Virtuosität ein Trommelkonzert bereiteten. Ferner machten wir eine Fahrt mit dem neuen, elektrisch betriebenen Auxiliar-Schoner „Mascotte“, der auf einer späteren Reise von einer Explosion betroffen ward.

An einem schönen Maitage brachen wir bei 33 Grad Celsius in großer Kavalkade von zwölf Herren und Damen nach dem Varzin auf. Die unfriedlichen Stämme am Varzin hatten sich wieder einmal bekriegt, weshalb Dr. Sch. es für nötig hielt, die Schutztruppe zu unserer Sicherheit mitzunehmen; vielleicht aber sollte die Schutztruppe sich zeigen, und wir benutzten diese Gelegenheit zu dem interessanten längeren Ausfluge. Wir ritten auf meist gutem Wege 3—4 Stunden durch hübsche Gegend, einige ganz manierliche Dörfer und schattige Waldungen. In den Bergen um den Varzin wird die Landschaft sogar großartig. Man schaute über die vulkanisch abwechslungs-

reich gestalteten Berge, sowohl rechts wie links, auf das Meer, in dessen tiefem Blau die fernen Inseln träumten. Dichtes, reichschattiertes Grün deckte alle Höhen und Täler. Umhockt von Eingeborenen mit aufgesperrten Augen und Mäulern — ein paar Häuptlinge befanden sich im Besitz von alten Flinten — lagerten wir uns auf einem Sattel an halber Bergeshöhe zu einem Picknick. Zuvor hatten wir noch einer, trotz Wetter und Eingeborenenkämpfe wohlerhaltenen Holztafel daneben einen ehrfurchtsvollen Besuch abgestattet, dem gutgemeinten Bismarckdenkmal des Archipels, das hoffentlich, der Absicht und dem Bemühen der Archipelbewohner gemäß, inzwischen durch ein dauerndes in Stein ersetzt worden ist.

Die meisten erklommen sodann den dichtbewaldeten, steilen Kegel des Varzingipfels. Bei glühender Sonne und zuletzt durch dichten Busch mit allen seinen Schikanen an Schlinggewächsen und Stechpflanzen war das kein Spaß. Auf dem Gipfel ward zugleich eine dienstliche Handlung vollzogen. Die mitgebrachten Leute mußten eine Lichtung hauen, in welcher eine weit über See sichtbare Vermessungsmarke errichtet ward. Der Abstieg gegestaltete sich fast noch mühseliger als der Anstieg. Zum Überfluß verliefen Dr. Sch. und ich uns noch in den eine wahre Gluthitze ausströmenden Alang-Alangfeldern. Gründlich erschöpft langte ich wieder auf unserem Lagerplatz an. Dr. N. von der „Möwe" musterte mich kritisch und meinte, er habe mich noch nie so schlecht aussehend gefunden.

Ungünstigerweise brach nun ein tropischer Regen heftigster Art los. Ein Guß folgte dem anderen; das Schuhwerk ward so schwammig, als ob man darin gewatet habe. Man jagte immer durch das spritzende Wasser;

an besonders steilen, lehmigen Hängen mußte man freilich vorsichtiger sein, da die Pferde glitschten und fast sitzend abrutschen mußten. Einige Reitgenossen „trennten sich" gelegentlich von ihren Rossen, so die junge Frau F., eine verwegene Reiterin, die bei der Karriere um eine scharfe Ecke aus dem Sattel flog und auf ein Haar noch überritten worden wäre. Sie kam ohne Beschädigung davon. In „Villa Möwe" angelangt, badete ich sofort und genoß, in Ermangelung von Sekt, einen Kognak. Ich glaubte, so auch ohne prophylaktische Chinindosis dem Fieber ein Paroli geboten zu haben. Der Regen hörte jetzt selten auf. Es war, nebenher bemerkt, um die Zeit des mysteriösen Duk-Duk-Festes der Eingeborenen. Sie sahen fast wie Kreisel aus in dem Duk-Duktänzer-Kostüm, das den Oberkörper nebst Kopf durch eine spitze Tüte verdeckt, während um die Hüften ein kurzer Gras- oder Blätterrock hängt. So erblickte man sie an der Beach umherschleichend und in Kanoes zum heimlichen Sammelplatz davonrudernd. Um sie nicht zu erregen, spürt der Europäer ihnen nicht nach.

Sechs Tage nach dem Varzinritt saß ich eines Nachmittags gegen Sonnenuntergang mit Mr. P. unter den Palmen auf rasigem Plateaurande und trank ein Glas Bier. Zum Kuckuck, es schmeckte und bekam nicht recht! Vor Hitze und Moskitos flüchteten wir in die Veranda. Auf einmal überfällt mich ein Schüttelfrost. Ich wußte sofort, was es war, und sagte melancholisch lächelnd zu Herrn P.: „Es hat mich!" — Mit 38 Grad Fiebertemperatur ward ich zu Bett gebracht und hatte eine hundselende Nacht. Herr P. verordnete zunächst castor-oil. Da die Geschichte eines solchen Malaria-Anfalls vielleicht für Ärzte Interesse haben kann, so seien hier damalige Tage-

buchnotierungen, die ich zum Teil kurz hinterher nachtrug, wiedergegeben:

17. Mai: Sehr krank. Chininnehmen wegen Fieberhöhe unmöglich. Konnte nicht schwitzen. Erhielt Antipyrin. Nutzlos. Fieber über 39 °. Schlechte Nacht.

18. Mai: Noch kränker. Über 40 °. Nachmittags kam der Stabsarzt. Hatte inzwischen 42 °. Fast besinnungslos. Wurde naß eingepackt. Erhielt Abwaschungen, kaltes Klystier u. s. w. Temperatur ging etwas zurück. Ruhigere Nacht.

19. Mai: Etwas besser. Fieber hielt sich aber immer über 39 °, sodaß ich noch kein Chinin erhalten konnte. Herr und Frau P. rührend freundlich. Alle die Tage nichts gegessen und keinen Schlaf. Schlechte Nacht. Bei vollem Bewußtsein verstrichen mir die Minuten qualvoll. Ich lag meist allein, da alle zu tun hatten. Daß der Boy mich fast gar nicht verstand, war jetzt natürlich ein doppelt übeler Umstand.

20. Mai: Mit äußerster Anstrengung (in Deckenverpackung) etwas geschwitzt. Wunderbares Gefühl, als ob ich in einen Wald voll rauschender Bäche käme: der erste Schweißtropfen! Wurde wieder sehr schlecht. Fieber stieg. Solange die Kraft reichte, blieb ich zum Schwitzen unter der Decke. Doch die Temperatur stieg immer mehr. Bis 41,2 ° konnte ich messen; wie hoch es dann noch kam, weiß ich nicht. Wie mir später mitgeteilt wurde, war es zwischen 42 ° und 43 °; die Skala des Fieberthermometers ward überstiegen! Warf die Decken von mir, da mir alles gleichgültig ward. Seltsame Fähigkeit, Figuren und Bilder zu sehen (Fratzen und abgeschnittene Köpfe). Vermengung von Wirklichem und Eingebildetem. Ganz tolle Fiebernacht vollster Qualen. Erhielt Opium eingeflößt. Ich

mußte immer reiten, ohne absteigen zu können; dann machte ich mir in meiner Phantasie eine wilde Geschichte zurecht; das Fieber sei mir eingeredet worden, und der Arzt wäre mit im Komplott u. s. w. In der Meinung, ich hätte nie Fieber gehabt, schleuderte ich gegen Morgen alles von mir, machte die Tür nach der kalten Bergseite auf, lief im Hemde umher und trank immerfort Wasser mit Rotwein. Dann warf ich mich — oder fiel ins Bett und schlief ein. Das war der Höhepunkt gewesen.

21. Mai (Pfingstsonntag): Das Fieber war gebrochen. Ich konnte bei ungefähr 38° Chinin bekommen. Fieber ging langsam zurück. Noch appetitlos und ganz schwach. Fürchte mich, länger in „Villa Möwe" zu bleiben. Tägliche mächtige Regengüsse machen die schimmelige Luft noch feuchter.

Am nächsten Tage ward ich in das Wohnhaus oben auf das Plateau getragen. Ich hatte mir vorgenommen, nicht fern der Heimat sterben zu wollen, und es war mir geglückt. Ich selbst bestand energisch auf meinem Wohnwechsel, da ich in der „Villa Möwe" an keine Genesung glaubte und der Anblick der Palmen mir unerträglich geworden war. Am 24. konnte ich zum ersten Male etwas gehen, blieb aber noch wochenlang ziemlich schwach. Die geringer werdenden Chinindosen nahm ich weiter. Ein Anfall stellte sich nicht mehr ein. Allein ich war es doch ganz zufrieden, den mir einstweilen etwas unbehaglich gewordenen Archipelboden mit der nächsten „Stettin" wieder verlassen zu können, um zur Erholung ins javanische Gebirge zu reisen. Am 28. Mai feierten wir die Taufe des Babys bei Sekt und ganz hervorragend schönem Kasuarbraten, und am 29. lief endlich die „Stettin" ein,

die mir die ersten Nachrichten von meiner Familie seit dem 16. Januar brachte. Das war ein Festtag!

Mehrfach kamen in dieser Zeit Eingeborene von der Küste und aus den Bergen und erbaten von Frau P. Rat und Hülfe. Es machte einen eigentümlichen Eindruck, so manchen, mit Speer bewaffneten, notorischen Kannibalen gütig lächelnd neben den spielenden Kindern hocken zu sehen. Einmal handelte es sich darum, die Unschuld eines Dorfgenossen zu bezeugen, der sich Ausschreitungen gegen die Frau eines Bukajungen erlaubt haben sollte. Ein andermal beschwerten sie sich über einen europäischen wesleyanischen Missionar, der in der Nähe seines Hauses zum Duck-Duck-Feste sich musikalisch Einübende ohne weiteres mit seinen Leuten überfallen haben sollte.

Am 1. Juni kühlte sich die Temperatur bei Regen angenehmerweise auf 22 Grad C. ab. Bis dahin hatten wir stets 31 bis 32° C. im Schatten gehabt, auch wohl höher, aber nicht niedriger. Nun, beim Abschied, brach die angenehme Zeit des SO-Passats an. Ich hatte just die schlimmste Jahreszeit zwischen NW- und SO-Wind im Archipel zugebracht. Am 2. Juni nahm ich Abschied von der mir lieb gewordenen „Möwe“-Messe. Der Kommandant lud mich zwar ein, wieder an Bord zu ziehen und später mit nach Sydney zu fahren, doch hielt ich es für richtiger, jetzt über Java und Siam nach China zu gehen. — Mein Kammernachfolger auf der „Möwe“, der neu hinauskommende Zahlmeister, ist nachher in Herbertshöhe, als er beim Kartenspiel auf einer Veranda saß, von einem Melanesier erschossen worden. Ob die Kugel wirklich ihm oder einem anderen gegolten, scheint nicht recht aufgeklärt worden zu sein.

Am 3. Juni gegen Dunkelheit verließ ich auf der

„Stettin" die Reede von Herbertshöhe. Es waren viele Abschiednehmende, und dementsprechend kam außer dem „Möwe"-Stabe fast die ganze Europäerschaft nebst Kind und Kegel von der Gazellen-Halbinsel, und was zu ihr Beziehungen unterhielt, an Bord. Es wurde wieder viel Sekt getrunken, mancher aufrichtige Händedruck und Wiedersehenswunsch ausgetauscht. Zum letzten Male sah ich die Kegel von „Mutter" und „Südtochter" in den düsteren Himmel ragen; dahinter stand noch das Abendrot zwischen lichtlosen Wolken.

Es war — abgesehen vom Fieber — doch ein reizender Aufenthalt mit einer Fülle von eigenartigen Eindrücken im Archipel gewesen! In meinen jüngeren Jahren hätte ich mich ganz gern hier als Pionier der Zivilisation und des Deutschtums ansiedeln mögen. —



IV. Auf der „Stettin“ über Neu-Guinea nach Batavia.

Malariakranke an Bord. — Schwester Auguste. — Erinnerung an den „Cormoran“. — In der Astrolabe-Bai. – Flußfahrt nach der Jomba-Pflanzung. — Vor der Ramu-Mündung. — Das hübsche Berlinhafen. — Durch die Pittstraße. — Von Makassar nach Java.





Die frische Seebrise tat mir unendlich wohl. Dazu hatte ich durch die Liebenswürdigkeit des Kapitäns Kr. eine ausgezeichnete Kabine bekommen. Ich war übrigens nicht der einzige Fieberkranke am Bord; im Gegenteil, die kleine Zahl der Kajütspassagiere bestand überwiegend aus Malaria-Kranken oder Erholungsbedürftigen. Von der „Möwe" gingen noch Oberleutnant Sch. und Leutnant K. zurück, beide in recht elendem Zustande. Ferner befand sich unser oft vor Fieber klappernder Freund W. von der Firma Hernsheim & Co. auf der Heimreise, sodann der ebenfalls angekränkelte Dr. Th., sowie der letzte stellvertretende Landeshauptmann der Neu-Guinea-Kompagnie, Herr Sc., einer der allerkränksten. Auch der Chef der Firma Hernsheim, der nebst seiner Gemahlin eine Zeitlang wieder draußen nach dem Rechten gesehen, fuhr mit heim. Die junge, so kräftig erscheinende Frau hat diese Reise kaum ein paar Jahre überlebt. Schwester Auguste H., die ich schon früher erwähnte, benutzte die „Stettin" zu einer ozeanischen Erholungsreise. Aber sie wollte wieder mit der „nächsten Stettin" nach Herbertshöhe zurück, wo sie sich mittlerweile, nachdem sie ihrem Schwesternberuf entsagt, angekauft hatte. Sie schien gänz-

lich mit Europa gebrochen zu haben. Sie sagte mir, es zögen sie keine Bande mehr dorthin, sie gedenke, ihre Tage im Archipel zu beschließen. Die interessante und originelle Dame, die übrigens noch keineswegs so sehr alt war, haust seitdem, nur von Eingeborenen bedient, ziemlich einsam, aber, wie es scheint, ganz zufrieden als Landwirtin in „Palaupai“, ihrem Holzhäuschen an der Blanche-Bai.

Wir dampften nördlich um die Gazellen-Halbinsel herum, Neu-Pommern südlich lassend, und steuerten zunächst die bergigen und bewaldeten Deslac-Inseln an. Bei schönem Sonnenuntergang tauchten die drei Kegel der Insel Merite auf. Die höchste Spitze beträgt 685 m. Ein an Bord kommender Händler teilte uns mit, es seien bei ihm sechs Kisten mit Patronen vom „Cormoran“, etwa einen Meter unter der Oberfläche schwimmend, angetrieben und geborgen worden.

Dann erblickten wir das von weißem Gewölk ummantelte, stolze Finisterre-Gebirge wieder und ankerten vor Erima in der Astrolabe-Bai. Die Weiterfahrt führte zunächst nach Friedrich Wilhelmshafen, wo wir unter anderem, wenn auch nur in wenig Blöcken, herrliches Kalophyllholz (sogenanntes Neuguinea-Rosenholz) übernahmen, das schwimmend längsseit gebracht ward. Wir vermieden es, über Nacht zu ankern. Da tagsüber keine Gefahr bestehen soll, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, noch einmal an Land zu gehen. Einen Fieberanfall hatte ich nicht mehr gehabt, nur erheblich unter Magenschmerzen gelitten. Der Obermaschinist und ich erhielten ein von schwarzen Jungen gerudertes Boot geliehen, in welchem wir den kleinen Jombafluß hinauf in den Busch zu der wieder eröffneten Tabak-

plantage Jomba fuhren. Dieser Weg führt zuerst durch landsee- oder sumpfartiges, breites Gewässer, in dem das verkommende Wrack eines großen Fahrzeugs lag. Dann geht es in den schmalen Flußlauf hinein. Dichter Busch, Baummangroven, Sago- und Niepapalmen, direkt aus dem bräunlichen Wasser strebend, ringsum. Ins Fahrwasser gestürzte Bäume bereiteten mir beim Steuern Schwierigkeiten. Endlich verboten sie dem Boot tieferes Eindringen. Wir setzten die Fahrt im Kanoe eines Chinesen fort, der, wohl als Fährmann, in armseligster Hütte hier mitten im fieberschwangeren Sumpf hauste. Später hatten wir noch ein Stück zu der, auf umfangreicher Rodung in etwas höherem Waldterrain gelegenen Pflanzung zu wandern. Viel zu schauen gab es dort noch nicht. Zahlreiche javanische Zimmerleute arbeiteten erst an den neuen Stationsgebäuden. Als wir die schmale, starkgewundene Strömung wieder hinabglitten, gestaltete sich das Fortkommen über die Hindernisse noch schwieriger So landschaftlich bezaubernd dieser tropische Wasserwald auch erschien, ich hätte keine Stunde außerhalb des Bootes in ihm verweilen mögen. — Später war ich noch einmal an Land, um mir auf der Poststation Marken abstempeln zu lassen, was die freundliche deutsche Postmeistersfrau besorgte. Nur im Hemdhöschen standen ihre zwei niedlichen 6—7 jährigen Töchterchen dabei. Ich freute mich für die vor Blutarmut wachsbleich aussehenden kleinen Dinger, daß ihnen die baldige Rückkehr nach Europa winkte.

Unser nächstes Ziel war die Mündung des Ramu- oder Ottilien-Flusses. Einer der Leiter der aus verschiedenen Gründen nie sehr erfolgreich gewesenen Ramu-Expeditionen befand sich bei uns an Bord. Die Landschaft um die Ramu-Mündung ist flach, nur in der Ferne ge-

wahrt man niedrige Berge. Die Mündung selbst entzog sich von unserem Ankerplatz aus den Blicken. Das grüne, in größerer Ufernähe gelbgraue Wasser opalisierte fast bei auffallendem Lichte. Brandung machte sich nicht bemerkbar. Rings in See erhoben sich Kegel-Inseln. Als vorübergehenden Gast hatten wir einen „Sprechhäuptling“ oder Kakam des Dorfes Margitsch von der Venusspitze am Ramu am Bord. Er war ein alter, dunkelhäutiger kleiner Affe, der mit blauer Bemalung unter den Augen und rotem Anstrich von Nasenrücken und Augenbrauen sowie häßlichen Zotteln im Bart ebenso komisch wie unangenehm aussah, sich aber unablässig im Kajütenspiegel bewunderte.

Von der Ramu-Mündung ab trat die niedrige Küste noch weiter zurück; das Wasser ward noch gelblicher. Wir befanden uns in der Mündungsnähe des Kaiserin Augusta-Flusses. Fern in See ragte die Vulkaninsel auf. Hinter den Schouten-Inseln fielen die Abendschatten der hohen Wolken auf die Wasserfläche. Dann berührten wir einen recht anziehenden Küstenpunkt: Berlinhafen bei der Insel Seleo. Gegenüber liegt die Insel Ali, auf der die „Möwe“ früher einmal ein Gefecht zu liefern hatte. Nun kommt die Insel Angailo, zwischen der und dem Festland von Neu-Guinea die Babelsbergstraße hindurchführt. Es war eine eigentümlich schöne Gegend. Bergkulissen, im Hintergrund von ansehnlicher Höhe, zogen sich um das grüne Vorland. Auf der Insel Seleo machten wir einen höchst unterhaltenden Spaziergang. Hier unterhielt die Neu-Guinea-Gesellschaft eine hübsche Station, deren Leiter, Herr L., ein übrigens auch von Malaria behafteter Herr, mit uns in die Heimat ging. Er kam mit chinesischen und malaiischen Tradern, die Kopra brachten, auf das

Schiff. Wir löschten dafür von Amboina hergeschafftes Dachmaterial aus dem Holz der Sagopalme. Nebenbei bemerkt: die Holländer verfrachteten sehr gern mit der „Stettin"; die holländischen Schiffe sollen weniger pünktlich sein. — Das, wie üblich, breit aufgetreppte Stationshaus lag an einem gut gehaltenen Vorgarten, in dem u. a. eine eigentümliche Blume wuchs, die mir als entarteter Heliotrop bezeichnet wurde. Eine schattige, breite Allee von herrlichen, mächtigen Kalophyllbäumen zog sich malerisch durch den Busch in der Ufernähe. Handgroße Schmetterlinge übergaukelten den Weg. Wir nahmen ein Dorf in Augenschein, dessen interessantes Zauberhaus jenen bekannten, nach oben spitz aufgebogenen Dachstil der Kultusstätten der westlichen Südsee zeigte. Zutunliche Papuas mit ungeheuren Wollperücken, dabei einige schon recht große Mädchen ohne jegliche Bekleidung, begleiteten uns.

Einen kurzen Besuch, den letzten in Neu-Guinea, stattete die „Stettin" dann noch dem nahen festländischen Tamara ab. Unter den Eingeborenen, die aufs Schiff kamen, befanden sich ein junger Häuptling und seine junge Schwester. Er arbeitete nichts; die Schwester soll ihn gänzlich erhalten. Die gutmütige Frau H. beschenkte das recht niedliche Mädchen überreich mit Putz. Dieses ließ sich dann nur schwer bewegen, sich voller Scheu zum erstenmal in ihrem Leben in einem Spiegel zu betrachten.

Immer zwischen Festland und Inseln fahrend, nahmen wir nun Kurs nach dem ziemlich bedeutenden holländischen Handelsplatz Makassar auf dem südlichen Ende von Celebes. Dabei passierten wir nach achttägiger Reise wieder die Pittstraße zwischen Battanta und Salwathi, die wir bereits mit der „Möwe" durchmessen. Steile

5—600 Meter hohe, dichtbewaldete Ufer zogen sich zu beiden Seiten der starken Strömung hin; das tiefblaue Meerkolorit war wieder dem Grün gewichen. Hier und da gewahrte man am Buschrande Eingeborenenhütten, die ganz verlassen schienen; doch sah man zuweilen wandernde Eingeborene; sie hielten sich also nicht alle versteckt. Häufig trieben Palmen und andere entwurzelte Bäume auf der spiegelglatten Oberfläche. Dann schwand die letzte Spitze des Insel-Kontinents Neu-Guinea im Fernnebel achteraus.

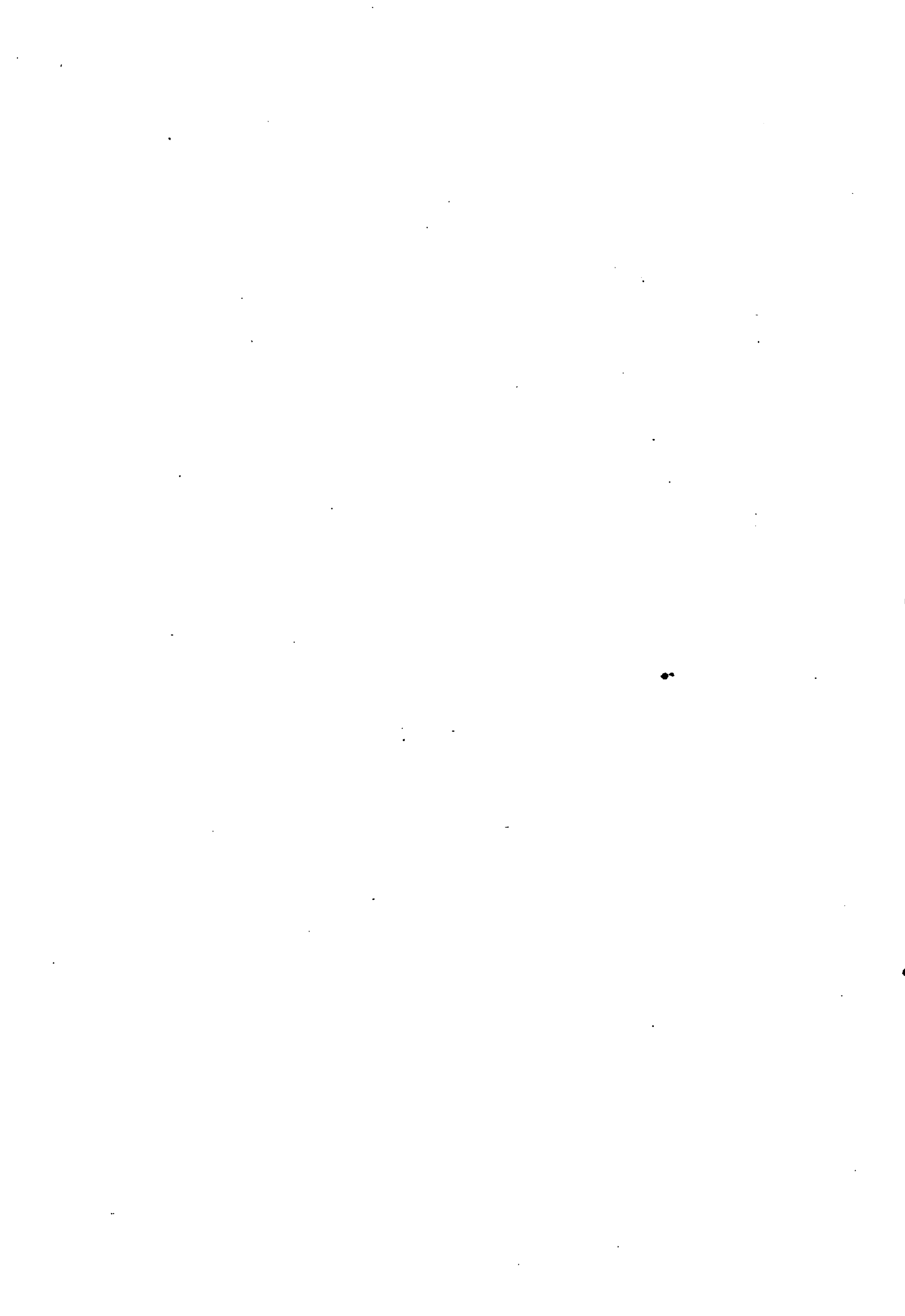
Segelnde Dhows kündeten die Nähe malaiischen Landes. Schöne Küstenlandschaften, wie die der Inseln Boeroe, Wangi-Wangi und Boeton, mit mäßig hohen Bergen, Kegeln und Plateaus folgten. Rauchartiges Gehänge lag bei Sonnenuntergang über hellen Wolkenflächen; der Reflex des roten Gewölks färbte die See an Steuerbord rot, während sie an Backbord tief blau schimmerte. Wir dampften das bißchen Wind gänzlich aus, sodaß es schwül an Bord ward. Es war hier, am 13. Juni, als mich das Fieber noch einmal, aber auch zum letztenmal packte. Bei 39,4° verbrachte ich eine recht elende Nacht. Am 14. liefen wir in Makassar ein, und am nächsten Tage fuhr ich nach besserer Nacht an Land, da ich mir Geld von der Bank holen wollte. Trotzdem ich zum Ausgange bei glühender Sonne gezwungen ward, kam ich gut davon.

Makassar ist eine ziemlich große, hübsche, echt holländische Tropenstadt. Einzelne Straßen wurden von herrlichen Tamarinden-Alleen durchzogen. Im Hafen fesselten eigentümliche Schiffssegel und Scharen von Fregattenvögeln den Blick. Von Makassar nahmen wir eine holländische Redakteursfamilie mit. Die blonde Kinderschar lief selbst bei kühlem Wind und Regen immer als

ganz kurz geschürzte Hemdenmätzchen an Bord umher, die Frau nach niederländischer Tropensitte im Nachtanzuge (freilich wird bei Tage ein frisches Exemplar getragen), d. h. in dunkelgemustertem Sarong, einer spitzenbesetzten Nachtjackenart, und in der Kabaya, dem gemusterten Kattunrock. Darunter soll nichts der Rede Wertes an Bekleidung mehr vorhanden sein. Die nackten Füße stecken in Strohpantöffelchen. Zu den Mahlzeiten erschien sie dann in grande toilette.

Bei der wundervollen Kühle, die jetzt auf See herrschte, erholte ich mich rasch und gründlich. Am 18. Juni tauchten bei herrlichem Wetter die ersehnten Berge Javas auf und bald darauf liefen wir in Tandjung Priuk, dem Hafen von Batavia, ein.





V. Erholungszeit in den Bergen Javas.

Allgemeine Erinnerungen an Java und seine Bewohner. — Herr Sc. und ich verlassen die „Stettin". — Reisegäste. — Der Hafen von Tandjung Priuk. — Gegend bis Batavia. — Batavia und die Batavier. — In Weltevreden. — Buitenzorg und sein botanischer Garten. — Wegeindrücke in West-Java. — Auf Eisenbahnen. — Das ehemalige Militärbad Sindanglaya. — Der Berggarten am Tjibodas und der Wasserfall von Tjiboreum. — In der Stadt Bandong. — Das Hochtal und Bad Garoet. — Auf den Papandajan. — Nach dem Telega-Bodas. — Maos in Mittel-Java. — Ein interessanter Sumpf. — In der Sultanstadt Djokjakarta. — Die Tempelruine von Boro-Boedoer. — Über Soera-Karta nach Soerabaya. — Eindrücke in Soerabaya und Ost-Java. — Das Tengger mit der Gesundheitsstation Tosari. — Holländische Badegäste. — Ritt nach dem Sandsee. — Besteigung des Bromo und Widodaren. — Javanische Pferde. — Nochmals nach Batavia. — Ein niederländischer Postdampfer. Singapore.







Welche bunte Reihe von Bildern ist an mir vorübergezogen! Nüchtern manchmal im Erleben, wie eine Landschaft ohne abtönenden Schatten, im grellen Mittagslicht; aber doch sehr wunderbar, doch jenen Nachgenuß bietend, der den Beweis liefert, wie tief die unbewußte Aufnahme der Eindrücke gewesen ist.

Ich sehe mich mitten nach Java hineinversetzt, nach Djokjakarta, dem alten Sultanssitz, mitten in die überwucherten, gewaltigen Trümmer der Wasserburg. Dort im Schatten hoher Mauern plätschert ein Brunnen, Treppenstufen steigen zu einem stillen Bassin hinab, das über und über begrünt ist; hier und da blinkt der braune Spiegel hindurch. Lachende dunkelbraune Kinder tummeln sich in diesem Märchenteich, einst gewiß der Lieblingsaufenthalt schöner Sultaninnen. Das Wasser glitzert auf ihrer nackten Haut oder im schwarzen Haar, das Knaben sowohl wie Mädchen lang herabhängend tragen, sodaß sie kaum voneinander zu unterscheiden sind. Ihre weißen Zähne und dunklen Augen glänzen, während sie

mir fröhlich zulachen. Es sind Kinder von Urbewohnern, von Hindus, die einst Java bevölkerten und jetzt nur noch verstreut vorkommen wie ihre Tempelruinen.

Dieses Bild tritt mir zuerst entgegen, wenn ich Javas gedenke, da es der Phantasie lieb wurde, nicht etwa, weil es bestimmend wäre. Nein, das Bestimmende liegt nicht im Romantischen, sondern in der Lieblichkeit, der Ordnung, wenn auch Seltsames nicht ausgeschlossen ist. Und wie das Romantische, so fehlt auch Gewaltiges, Wuchtiges; wenigstens zu normaler Zeit. Naturereignisse mögen gelegentlich Wechsel schaffen; denn das Feuer tobt dicht unter der Erdrinde, und das Schicksal Martiniques erscheint auch hier wohl niemals ganz ausgeschlossen.

Java ist die schönste Kolonie des Ostens. Mir, der ich direkt aus der Wildnis kam, machte das Geschaffene einen starken Eindruck, und als ich mit der Bahn den dschungelartigen Sumpf durchfuhr, der unmittelbar an das kultivierte Batavia grenzt, einen Sumpf, wie er uns in Neu-Guinea als unüberwindlich für die Anlage von lebensfähigen Orten erscheint, da sagte ich mir: Was der Holländer konnte, wird der Deutsche auch vermögen!

Freilich hat der Holländer, indem er sich obendrein gegen die Engländer in schweren Kämpfen zu wehren hatte, viel vermocht; aber doch nicht soviel, wie es landläufig erzählt wird. Man gebe uns ein Land in der Nähe großer Schiffahrtsstraßen, von günstiger Bodengestaltung, ohne zu viel Sumpf, ohne unübersteigliche Bergschranken, mit reichbewässerten Ebenen und Tälern, und vor allem mit einem alten, fügsamen Kulturvolk, das arbeitet oder zur Arbeit gebracht werden kann — und wir werden wahrscheinlich noch mehr leisten!



Kakaobohnen-Sammlerinnen in Java



Das ist für ein um soviel größeres Mutterland, wie es Deutschland gewesen wäre, keine Überhebung, zumal deutscher Fleiß und deutsche Intelligenz gerade auf Java mitgearbeitet haben und noch heute mitarbeiten in Kontoren, Pflanzungen und Fabriken, oder indirekt durch die Erzeugnisse unserer Industrie. Der indische Holländer ist im Durchschnitt indolenter und, wie mir scheint, noch weniger wirtschaftlich in seinen Privatbedürfnissen als der auch schon zu Ausgaben geneigte Deutsche des Auslandes. Seine hohen Beamten werden hoch, die niedrigen schlecht bezahlt; Bestechungen sollen nicht selten sein.

Es ist früher auch Raubbau, schlimmer vielleicht als von den Engländern in Indien, getrieben worden; Unsummen wurden aus dem Lande gezogen und in der europäischen Heimat aufgebraucht. Das wunderbare Land hat dies alles ertragen; ein anderes wäre daran zu Grunde gegangen. Heute ist das nicht mehr so; man kann nicht mehr aus dem Vollen wirtschaften und arbeitet daher verständiger und gerechter; Pessimisten aber behaupten, es sei schon zu spät. Es soll also den Holländern viel Tüchtiges in ihren indischen Leistungen nicht abgesprochen werden; der Zustand der Eingeborenen, die Bewirtschaftung des Bodens, die Bewässerungsanlagen u. s. w. legen dafür Zeugnis ab; nur das maßlose Bewundern, das die Javabesucher verkünden, kommt ihnen nicht zu. Sie bewundern uns auch nicht, wenigstens nicht laut. Sie leben noch immer in der geheimen Furcht, mitsamt ihren Kolonien von uns verschluckt zu werden, und finden uns in vieler Hinsicht höchst unsympathisch. Es herrscht etwas wie nachbarlicher Dorfhaß gegen uns, also die unbegründetste und zäheste der Abneigungsformen, wie wir sie ja auch anderwärts antreffen. Natürlich ist

Magellhaes

dies im allgemeinen gesagt. Spinnt sich der Privatverkehr auch nicht immer so ganz leicht für uns an, so macht er doch nach und nach eine Menge vortrefflicher und liebenswürdiger Leute offenbar, unter denen gerade der Deutsche zuverlässige Freunde findet.

Java macht Hollands Bedeutung im Osten aus. Aber nun ist auch Sumatra kräftig angebrochen worden und befindet sich in steigernder Entwickelung. Auch Borneo entwickelt sich, und Celebes soll energischer geöffnet werden. Notabene, in dem deutschen Geographie-Unterricht lernen wir diese Namen häufig mit falscher Betonung; es heißt: Sumátra, Celébes, Bórneo.

Man staunt jetzt schon über die vielen Bahnen, Hotels und Dampferlinien in allen Teilen dieser Länder, die wir als wilde zu bezeichnen pflegen. Dazu kommen die kolonisatorisch älteren Kulturstätten auf kleinen Inseln, wie auf den Molukken. Andererseits liegen noch riesige Gebiete jungfräulich da.

Java selbst ist ein Damenland. Das will sagen, Damen können mit absoluter Sicherheit und unter denselben Bequemlichkeiten wie zu Hause das Land bereisen, und dieses ist durch das Überwiegen lieblicher Landschaften geeignet, gerade das weibliche Gemüt zu befriedigen. Bis auf die höchsten Vulkane reitet man bis oben hinauf, oder kann sich hinauftragen lassen; irgendwelche umständliche Vorbereitungen sind ziemlich überall unnötig. Daneben gibt es, vor allem im vielbereisten Preanger-Distrikt in West-Java, Gegenden, wo der wilde Büffel, das Rhinozeros und der Tiger hausen; sie halten sich im dichten Dschungel verborgen, und der Mensch, der nicht unter großen Mühen zu ihnen hineindringt, ist so sicher vor ihnen, wie unser Publikum zu Haus vor den Tieren

im Zoologischen Garten. Die zahlreichen Reptilien fliehen den Menschen gleichfalls. Die Wahrscheinlichkeit, von einer Schlange gebissen zu werden, dürfte kaum größer sein, als etwa in ostpreußischen Wäldern sich einen Kreuzotterbiß zuzuziehen. Bei dem lebhaften und stets auch aus Deutschland zunehmenden Fremdenverkehr auf der Insel ist es erstaunlich, daß unsere bewährten Reisehandbücher sich dieser Gegend noch nicht bemächtigt haben. Ein ausreichendes holländisches Reisehandbuch existiert bis jetzt nicht.

Ungern scheidet man von der schönen Insel. Wer je Gelegenheit hat, etwa in Singapore, in ihre Nähe zu kommen, sollte nicht aus geringen Bedenken den Besuch unterlassen. Namentlich der Deutsche, der für Deutschlands überseeische Entwickelung ein warmes Herz besitzt, kann hier viel lernen. Er kann lernen an den Fehlern und Vorzügen der Holländer und wird gerade hier in seiner Ansicht befestigt werden, daß es ein kurzsichtiges Unterfangen war, welches sich in einer jetzt wohl endgültig abgeschlossenen Epoche jahrelang bemühte, dem deutschen Volke einzureden, der Nutzen von Kolonien sei ein überwundener Standpunkt. Wir sind emsig dabei, unsere Verkehrsbeziehungen nach der Inselwelt Ostasiens zu erweitern, und wir tun recht daran. Es gibt noch viel dort zu schaffen. Die Mitwirkung der deutschen Flagge, so sehr sie manchem Holländer ein Dorn im Auge sein mag, wird wiederum, wie ich schon andeutete, von den niederländischen Geschäftsleuten ihrer Zuverlässigkeit halber sehr geschätzt. Die den Verkehr zwischen Singapore und Neu-Guinea vermittelnde Reichspostlinie könnte noch viel mehr holländische Zwischenfracht haben, als ihr ohnehin anvertraut wird, wenn sie nicht in erster Linie andere

Aufgaben zu erfüllen hätte. Vielleicht liegt der Nutzen Neu-Guineas für uns nicht in letzter Linie darin, daß wir wieder aufmerksamer auf die holländisch-indische Kolonialwelt geworden und in nachbarliche Beziehungen zu ihr getreten sind. Die Holländer brauchen nicht zu befürchten, daß wir Annexionsgelüste hegen. Wir achten fremden Besitz, und wenn wir nicht so täten, würden andere es hindern, gleichwie wir eine Vergewaltigung Hollands nicht dulden könnten. Aber ein friedliches Zusammenarbeiten liegt sowohl in unserem, wie im niederländischen Interesse, denn wir brauchen Absatzgebiete, ebenso wie die Niederländer des deutschen Hinterlandes benötigen.

Doch nun wieder zu den fortlaufenden Ereignissen!

Das Scheiden von den „Stettinern" fiel nicht leicht. Einer von ihnen, Herr Sc., schiffte sich mit mir in Batavia aus. Wir waren im ganzen während der nächsten Wochen zwei treue Reisegefährten. Sehr angenehm erschien es mir, daß er gern und gut rechnete. So übernahm er denn den täglichen Finanzetat, wodurch mir mancher Augenblick zum ungestörten Beobachten frei ward, den er der Buchführung widmete. Außerdem verfügte er über einige Kenntnisse des Malaiischen, was uns hier und da zu statten kam. Wir mußten uns vor Antritt der Reise Pässe besorgen, und freuten uns dann in den Zeitungen lesen zu können: „Onder de gebruikelijke voorwaarden is aan de heeren H. S... en J. W... voor den tijd van zes maanden vergunning verleend tot reizen door Nederlandsch-Indië."

Der Hafen von Tandjung Priuk gewährt in einer gewissen Entfernung von See aus einen sehr hübschen Anblick; man sieht auf dem flachen, begrünten Lande zwar nicht viele Gebäude, auch keinen Mastenwald davor,

aber in der Ferne erheben die Berge und Vulkane West-Javas ihre wolkenumgürteten Häupter und spannen die Erwartung. Dann verschwinden sie; aus dem längst grau-grün gewordenen Wasser laufen wir in das gelbliche, zwischen zwei langen Molen, die, sich einander zubiegend, eine genügend breite Einfahrt lassen und den eigentlichen, weit hingestreckten Hafen bilden. Ein paar kleinere holländische Kreuzer, ein italienisches Kriegsschiff, etwa ein Dutzend Dampfer und einige Segelschiffe lagen verstreut hintereinander zu Anker, dann gewahrten wir einige Werft- und schwache Befestigungsanlagen und ein Schwimmdock, im ganzen kein sehr lebhaftes Bild für einen weltberühmten Port, für ein Werk, dessen Bau viele Millionen Gulden und Tausende von Menschenleben verschlang. Der Hafen hat aber dennoch seine große Bedeutung gehabt und besitzt sie noch, wennschon der Handel von Soerabaya den von Batavia überflügelte. An den Quais mit ihren bedeutenden Lager- und Kohlenschuppen liegt noch ein halbes Dutzend Dampfer von der „Koninkligen Paketvaart-Maatschappij", der „Messageries maritimes" und einigen anderen Linien. Es gehen vielleicht soviele große Schiffe im Jahre aus und ein wie in Hamburg in einem Monat.

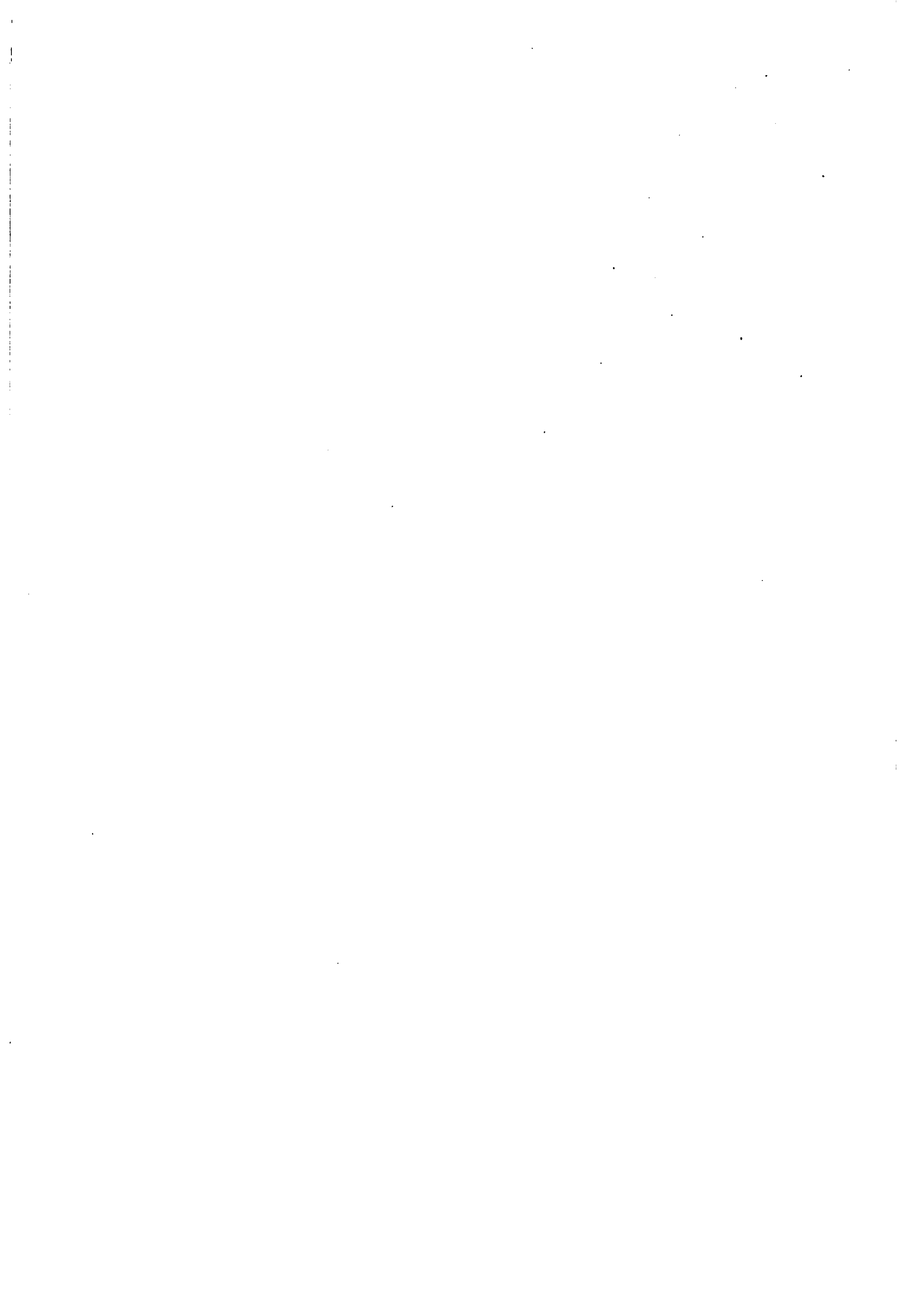
Das Erste, was mir auffiel, war der Bahnhof von Tandjung Priuk. Ganz wie bei uns, nur, daß jenseit der Geleise die Palmen stehen; das zweite war der ungeheure Sumpf, den man auf der ungefähr zwanzig Minuten langen Eisenbahnfahrt nach Batavia passiert. Da wucherte der Busch mit Sagopalmen, Alang-Alang und Sumpfpflanzen in wildester Fülle; dazwischen blinkt bräunliches Wasser. Wie gesagt, das reine Neu-Guinea! Welch hoffnungsvolle Perspektive entwickelte sich! Warum soll man

dort nicht auch einmal in den bequemen Coupés erster Klasse ein solches Schlangen- und Eidechsenparadies durchfliegen? Ich erwartete jeden Augenblick einen Tigerkopf zu sehen, der uns sehnsüchtig aus dem Dschungel nachblinzelte. Das einzig Gebildete in dieser Gegend bestand in einem Kanal, auf dem Lastkähne zivilisiert getreidelt wurden, sowie in einer von zweiräderigen Karren befahrenen Landstraße. Zuweilen steckten auch Hütten im Sumpf, und nahe der Stadt Lagerhäuser mit dicken, weißen, angegrünten Mauern, die förmlich Fieberluft auszuströmen schienen. Die Schatten abgeschiedener holländischer Kommis, die bis zu ihrem frühen Ende hier gewaltet hatten, tauchten in meiner Phantasie auf.

Nicht von vornherein hat dieser Sumpf bestanden. Vorzugsweise ward er erst am Ende des 17. Jahrhunderts durch einen Vulkanausbruch erzeugt, der die Mündung des Batavia durchfließenden Tjiliwung verschüttete. Auch die Fleete und Kanäle der damaligen Stadt, die volksreicher war als die heutige, der prächtigen „Königin des Ostens", versumpften durch das stagnierende Wasser. Sie ward ein berüchtigter Platz, bis einsichtsvolle Gouverneure die Fleete teilweise zuschütteten, eine neue, höher gelegene Wohnstadt anlegten und später die modernen Hafen- und Kanalisationsarbeiten vornehmen ließen. Die schönsten Teile der neuen Stadt sind Weltevreden und Reijswijk, die mit der Altstadt durch einen mehrere Kilometer langen Stadtteil verbunden sind. Auch oberhalb Weltevredens haben sich wieder Stadtteile gebildet, mit Außenposten von Eingeborenenorten. Überall ziehen sich Wasserläufe hindurch, nur nicht so weit verzweigte, wie in der alten, malerischen Unterstadt.

Im unteren Batavia nahm „John Chinaman" so-

Im unteren Batavia



fort alle Sinne in Beschlag: jenes Treiben vor niedrigen Häusern, mit einem Gewölbe an dem anderen, wo alles Erdenkliche gehandelt, gegessen und gerochen wird; dazwischen schmutzige Kanäle, baufällige Häuser daran, schreiende Leute auf Kähnen und braune, badende und waschende, nackte Menschen mitten im Wasser.

Die Verbindung mit der oberen Stadt ist sehr entwickelt; Eisenbahn, Dampfbahn und ein Heer von Wagen vermitteln den Verkehr, letztere überwiegend zweiräderige Kabrioletts, in denen man, mit dem Rücken gegen den Kutscher gewendet, seinen Körper nach hinten zu so angenehm unterzubringen sucht, wie es das Fußbrett zuläßt. Kürzere Beine sind dabei immer vorteilhafter, als längere. Den Erschütterungen und ihren schleudernden Folgen begegnet man am besten durch Anklammern an eine Eisenstange des Daches. Erst wenn man viele Meilen über eine frisch mit Steinen beschüttete Straße auf solchem Fahrzeug zurückgelegt hat, weiß man seine Eigentümlichkeiten voll zu würdigen! Feiner steht es natürlich dem Europäer, einen zweispännigen Wagen zu nehmen, als eine solche Karrete nebst einem mehr oder weniger hundeartigen, aber immerhin recht flinken Pferdchen. Die Wagentaxe ist nicht billig. Auch außerdem gibt es auf Java wenig Billiges; man muß mindestens rechnen, mit einem holländischen Gulden zu bezahlen, was zu Hause eine Mark kostet. Für viele Dinge stellt sich das Verhältnis noch ungünstiger.

Von starker Steigung auf der Fahrt nach Weltevreden merkt man nichts; die Höhendifferenz ist nicht sehr beträchtlich. Oben haben wir keine geschlossene Stadt und keine Chinesen mehr, wenigstens nicht in den guten Teilen. Mancher Chinese besitzt ein großes Vermögen, bewohnt

prächtige Häuser und fährt nur in der eigenen eleganten Equipage, aber wohnen darf er nicht im Europäerteil. Einzig in der alles nivellierenden Tram- und Eisenbahn schlägt der Geldstandpunkt durch; der wohlhabende Chinese und Javaner fährt nicht in der Abteilung für „Inländer", sondern zweiter oder gar erster Klasse, während mancher ärmere Europäer sich mit dem Inländer zusammenhocken muß, mit dem er außerdem nie in Berührung kommt. Das kontrastiert etwas mit dem sonstigen Bestreben, die Aristokratie des weißen Mannes aufrecht zu halten.

Wenn man den Osten kennen lernt, sieht man, daß die „gelbe Gefahr" keine eingebildete ist. Batavia besitzt unter seinen 120 000 Bewohnern nicht einmal ein Zehntel Europäer, aber über ein Drittel an Chinesen. Fast nirgends mehr wird man ohne den Chinesen fertig; vom tiefsten Süden bis zum höchsten Norden nistet er sich ein und manövriert alles aus. Europa kann vielleicht über chinesischen Boden herrschen, hüten wir uns aber, daß der chinesische Geldsack nicht einmal über Europäer herrschen wird!

Java ist mit Chinesentum schon ganz durchsetzt; die Holländer sind schwach dagegen, und mir scheint, die Engländer noch mehr. Die Fähigkeit, Kaufmann im großen Stil zu sein, wird dem Chinesen allerdings bestritten. Er könnte sie aber erwerben.

Weltevreden und die angrenzenden Teile bis Meester Cornelis sind ganz allerliebste Ortschaften. Poesie hat der materielle Niederländer doch, das beweist sein Heimatland, das beweist die Anlage seiner indischen Städte. Der europäische Teil macht immer den Eindruck einer Villen- und Gartenstadt. Die Häuser, wie ich sie schon früher bei den Molukken beschrieb, sind niedrig, mit breitem, vorn

ausladendem Pfannendach, unter dem sich die loggienartige Veranda befindet; sie liegen zurück im Garten, im Schatten schöner Bäume, an der Front oft mit einer großen Zahl glasierter Vasen oder Kübel versehen, in denen Topfgewächse blühen. Auch die Hotels und selbst die Geschäftshäuser mit ihren Läden sind in dieser Villenart an den Straßen erbaut. Diese werden meist durch wundervolle Alleen von Tamarinden oder Kanaribäumen beschattet; dazwischen stehen da und dort die sogenannten Tulpenbäume, die Flamborians, mit Kronen, aus denen große brennendrote, kelchartige Blüten hervorleuchten. Dann gibt es auch schöne Anlagen und weite grüne, von Bäumen eingefaßte Plätze, auf denen die holländischen Soldaten in ihren dunklen Uniformen eifrig exerzieren.

Von den Denkmälern will ich lieber schweigen.

Unter den Gebäuden fallen gewöhnlich die Gouverneur- und Residenten-Sitze sowie die „Societeits", die Klubgebäude, durch Stattlichkeit und ihre Gärten auf. Abends kann man häufig von der Straße aus durch die Zimmerflucht der Klubs und besseren Häuser hindurchsehen. Man gewahrt dort herrliche Marmorvestibüle, elegante, dem Klima angemessene, reichbeleuchtete Räume, Damen und Herren in hellen Toiletten, die außer Salon-Plauderei und Ruhen in Schaukel- und anderen bequemen Stühlen offenbar nicht viel zu tun haben. An den Stufen lungern eingeborene Boys in rotbesetzter, weißer Tracht. Dieselbe Gesellschaft hält vorher Korso ab in eleganten Equipagen, mit livreegeschmückten, aber barfüßigen Dienern, die hintenauf stehen.

Tagsüber arbeiten die Herrn meist in ihren Comptoiren; ich glaube, die Damen arbeiten überhaupt nicht, sie haben ja für jede Spezialleistung einen besonderen

Boy, dem sie auf malaiisch ihre Befehle erteilen. Dazu machen sie sich's in der Toilette bequem. Das der Eingeborenentracht gleichende Negligé wird sogar in den Häusern und Hotels bei der Reistafel, dem täglichen Lunch, getragen und für die Nachmittags-Siesta bis zum Ausfahren oder Diner wieder angelegt.

Die Reistafel zwingt dem Neuling ein erstauntes Lächeln und dann fortgesetzt lächelndes Erstaunen ab. Es ist Reis mit Curry, aber noch mit etwa sechs bis sechsunddreißig anderen Zutaten, da man, was sonst noch auf den Tisch kommt, hineinschneidet und durcheinander mengt: Geflügel, Frikandellen, Fisch, Fleisch, Eier, Gemüse, rohe Gurke, Ingwer — kurz alles, was da trocken und naß, süß, sauer, oder salzig ist. Hamburger Aalsuppe mag sich mit ihrer Ärmlichkeit an Ingredienzien dagegen verstecken! Dies Gemisch wird mit Löffel und Gabel verzehrt.

Selbst die Damen sind dabei von einer unheimlichen Leistungsfähigkeit. Mir saß einmal mehrere Tage ein blondzöpfiger Backfisch von vierzehn bis fünfzehn Jahren gegenüber, der, ohne Übertreibung, regelmäßig das Drei- bis Vierfache von dem, was ich zu bewältigen vermochte, verschwinden ließ. Nach der Reistafel gibt es noch einen Fleischgang, Pudding, Früchte u. s. w.

Die Diners zwischen 8 und 9 Uhr sind womöglich noch ausgiebiger.

Man kann sich nicht wundern, daß diese Lebensweise so viele korpulente, vielleicht aber blutarme Frauen zeitigt.

Die Kinder, die das Genossene durch Herumspringen gut verdauen, sehen überwiegend prächtig aus. In der häuslichen Toilette wird ihnen gar kein Zwang angetan; sie tragen wenig mehr, als das, was ihnen der Schöpfer

Wohnhaus eines holländischen Residenten



mitgab. Mit zunehmenden Jahren vermehrt sich dies ein bißchen, aber man kann Kinder herumlaufen sehen, die unverhüllt Gliedmaßen zeigen, die bei uns Erwachsenen Ehre machen würden.

Gegen den Fremden sind die Holländer steif, auch oft noch nach der Vorstellung, im Gegensatze zum Engländer. Fast alle verstehen mehr oder weniger deutsch, aber gering ist, wie gesagt, die Vorliebe für die Deutschen. Manchmal mag deutsches Wesen, das nicht immer mit dem holländischen übereinstimmt, schuld daran tragen.

Der Franzose dagegen wird nach wie vor geliebt und bewundert. Es liegt ja auch heute noch in französischer Art viel Bestechendes; aber sonst fragt man vergebens nach der Ursache dieser allgemeinen Erscheinung. Die guten Leute kennen eben fast niemals ihre Geschichte, oder verkennen sie.

Der durchschnittliche tägliche Preis für Wohnen und Speisen beträgt in ganz Java 5—6 Gulden, das ist für das Gebotene nach Landespreisen nicht zu viel. Wir fanden uns im Weltevredener Hotel recht gut untergebracht. Man haust besonders parterre in Hofzimmern, die sich zellenartig um das Hauptgebäude gruppieren. Die Veranden laufen ringsum. Vor jeder Zelle stehen bequeme Liege- oder Lungerstühle. Das gemeinschaftliche Hotelleben spielt sich also meist, bei aller Abschließung, doch ziemlich öffentlich ab. In manchen Badeorten ist das Pavillon-System beliebt. Die Gäste bewohnen hier für sich abgeschlossene, in Gärten liegende Pavillons. Nur die Mahlzeiten bleiben gemeinschaftlich. Vor den Mahlzeiten pflegt man ein „Peitje“ zu sich zu nehmen, frei zur Benutzung stehender Schnaps von ungeheuerer Schärfe. Da man zuerst die

nötige Wasserverdünnung noch nicht kennt, so verbrennt man sich an ihm leicht die Kehle.

Unser unterhaltender Konsul, Herr v. S., war recht liebenswürdig gegen uns; wir speisten oft zusammen, wobei ich manche wertvolle Aufschlüsse von ihm empfing.

Das Spazierengehen oder Spazierenfahren in den schönen, schattigen Straßen Weltevredens bereitet immer neuen Genuß. Sowohl das elegante Leben und Treiben der Europäer vor den Kaffeehäusern und Konditoreien abends ist amüsant, wie das der Eingeborenen am Tage.

Die Bildungsanstalten Batavias sind zahlreich, die Benutzung zeigt ganz europäischen Charakter. Erwähnenswert ist außer den Anlagen um die Citadelle das Museum, das am Koningsplein, einem der weiten, von Alleen eingefaßten Plätze liegt. Die Sammlungen altjavanischer Schätze und Ethnographica darin sind wertvoll, originell und gut geordnet.

Wir durchdampften nun den größten Teil Javas zweimal. Diese Strecke — von Batavia bis Soerabaya — beträgt ca. 960 Kilometer und wird, mit Unterbrechung in der Nacht, in zwei Tagen zurückgelegt. Da wir uns unterwegs erheblich aufhielten, gebrauchten wir ein paar Wochen dazu.

Zuerst wurde nach bequemer, einstündiger Eisenbahnfahrt über die allmählich steigende, wohlkultivierte Ebene Buitenzorg besucht. Die ansehnliche Stadt ist der Hauptsitz des Generalgouverneurs. Jetzt war gerade ein neuer gekommen, ein aus dem Genie-Korps hervorgegangener Soldat. Dem Herrn geht es äußerlich sehr gut; er bezieht ein enormes Gehalt und bewohnt die herrlichsten Residenzen. Sein villenartiges, weißes Schloß in Buitenzorg ist gleichsam ein Teil des Botanischen Gartens.

Ein ganz reizender Aufenthaltsort, dieses „Sorgenlos" der indischen Niederländer! Nur der Regen spielt zu gewissen Zeiten den beständigen Gast. — Der weltberühmte, noch immer im Wachsen begriffene und auch durch deutsche Tätigkeit mitgeschaffene Botanische Garten ist das Ideal jedes Hortikulturisten. Ich habe ihn nur als Naturbewunderer durchpilgert und mich namentlich über die herrlichen Abschlüsse gefreut, die die umliegenden Berge der wechselnden Bodengestaltung geben, sodaß man hinter Palmen-, Laub- oder Nadelholzgruppen, hinter lotosbedeckten Teichen und Blumenterrassen immer die imposanten Rückkulissen ins Blau oder in die niederwallenden Wolken sich erheben sieht. Blumen sind freilich in der Minderzahl. Die Bedeutung liegt in der Vollständigkeit, Schönheit und systematischen Anordnung der Blattpflanzen. Hervorragend schön ist eine von Schlinggewächs berankte, gewaltige Kanarinuß-Allee, die erst kürzlich einem geschätzten deutschen Landschafter als dankbarer Gegenstand für seinen Pinsel gedient hatte. — Die vortrefflich schmeckende Nuß müßte eigentlich ein guter Importartikel aus unseren Südseekolonien sein. Doch erinnere ich mich nicht, sie je in Europa erblickt zu haben.

Unmittelbar an diese weitgedehnte Schöpfung der Wissenschaft und Gartenkunst schließt sich das stattliche und doch wieder einfache Palais des Generalgouverneurs, hinter dem sich ein Park erstreckt, der uns durch seine von ausgesucht schönen Bäumen geschmückten großen Rasenflächen, auf denen Hunderte von Hirschen und Rehen weiden, im Geiste weit von der Tropeninsel fort nach den Herrensitzen Altenglands versetzt.

In der Nähe erblickt man auch einen ernsten Bambus-Hain, der in seinen dunklen Eingängen uns in ein

tiefes Geheimnis zu locken scheint. Es ist auch ein Geheimnis: das des Todes. Wir schreiten geräuschlos die beschatteten, völlig von Moos übergrünten Pfade entlang und sehen uns plötzlich vor einer Reihe durch Alter und Feuchtigkeit ebenfalls bemooster Grabstätten; wie die Inschriften zeigen, die letzten Ruheplätze hervorragender Familien. Ich habe selten so etwas Stimmungsvolles gesehen, wie diesen versteckten Tropenfriedhof, der mich an die Gräber der Familien v. Humboldt und v. Bülow in Tegel bei Berlin gemahnte. Aber die Vergänglichkeit, der Hauch der Verwesung bedrückte hier in der Tropenschwüle bei weitem mehr.

Auch die Umgebung Buitenzorgs ist so lieblich! Man schaut in enge, von einer üppigen Vegetation überwucherte Flußtäler, in deren Tiefe man das gelbliche Wasser dahinschäumen sieht und hört; man erblickt als Abschlüsse der landschaftlichen Einzelbilder die stolz gestalteten, überwölkten Bergmassen des Salak und des Gedeh. Von unserem Zimmerbalkon im Hotel blickten wir in das rauschende Tal des Dani, in dem Dörfer unter Palmen das laubige Ufer säumten, und das stets von badenden Gestalten belebt war.

Dieses Treiben im Wasser ist höchst originell und malerisch; man findet es durch ganz Batavia-Weltevreden in dem durch die Hauptstraßenzüge eilenden, kanalisierten Fluß; man sieht es in Soerabaya und in fast allen Gewässern, Tümpeln und Gräben des reichbewässerten Landes. Man hört dies Plätschern der Leute im Dunkeln und sieht, frostschaudernd, morgens in aller Frühe und Kälte schon die nackenden Gestalten tauchen. Das Wasser scheint nie sehr tief zu sein, oft aber stark strömend und immer von dem roten Tonboden gelblich gefärbt. Weiber, Männer



Der Danifluß bei Buitenzorg



und Kinder baden durcheinander, die Männer oft, die Weiber immer im Sarong. Häufig haben diese einen Sarong über dem anderen, oder benutzen ein ringförmig genähtes Tuch, den Sledang; sie werden niemals ein Kleidungsstück gleiten lassen, ohne sich inzwischen mit einem anderen bedeckt zu haben. Der Oberkörper wird wohl entblößt, gewöhnlich aber bleibt der Sarong über dem Busen befestigt. Sie lösen ihn dann nur im Wasser, um sich zu waschen; Kinder lassen Luft hineintreten und benutzen den geblähten Kattun wohl scherzweise als Schwimmblase. Das kleinste „Kroppzeug" ist nackt. Die kleinen Mädchen tragen häufig ein blattförmiges Schildchen an einem Kettlein um die Hüfte. Diese Schildchen aus Silber vererben sich bei den Generationen einer Familie. Man sieht sie auch anderswo im Osten. Außer dem dem Koran wohlgefälligen Baden ergibt man sich an allen Treppenstufen der Quais dem Zeugwaschen und reinigt das Eßgeschirr. Solch lebhafter Trieb zum Reinigen und Erfrischen wäre natürlich sehr sympathisch, wenn nicht gleichzeitig in aller Harmlosigkeit dabei allerlei geschähe, was einem Europäer nicht gerade appetitlich vorkommt. Man kann Szenen beobachten, über deren naiver Komik man das Widerwärtige vergißt.

Übrigens laufen auch alle Schmutzprodukte der Städte in die Gewässer hinein, und da diese nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich verwendet werden, so vermag man sich zu denken, wie eine Cholera-Epidemie oder ähnliche Krankheiten unter den Eingeborenen aufräumen müssen. Man kann aber nicht leugnen, daß diese allgemein einen sehr gesunden, gut genährten Körper zeigen. Dabei sind die Frauen klein, sehr klein oft, während man unter den Männern recht stattliche Figuren mit entwickelter Musku-

latur erblickt. Letztere bekommen durch den Sarong etwas Weibisches. Fast alle zeigen aufrechte Haltung.

Von dem in einer Höhe von 263 m gelegenen Buitenzorg geht es über den Sattel zwischen Salak und Gedeh nach dem 650 m hohen Tal von Soekaboemi („Sehnsucht der Welt") und von dort durch einen Tunnel in die Senkung von Tjandjoer (notabene: „oe" wird wie „u" ausgesprochen). Von hier fuhren wir in einer dreispännigen Karrete auf gut gehaltener Straße in einigen Stunden nach dem 1074 m überm Meer gelegenen Sindanglaja hinauf.

Man kann sich kaum etwas Sanftschöneres vorstellen, wie dieses West-Java. Man sieht lauter Ideal-Landschaften um sich. Es überkommt einen das Gefühl, in das man durch gewisse Vorberge des Harzes oder einige Strecken Thüringens versetzt wird. Höher ging es bei mir trotz oder wegen des Fremdartigen nicht. Ich sagte schon, es sei ein „Damenland", und ich liebe mehr Männerländer, wo man einmal ganz aus den Fugen gerät.

Eigentümlich gehoben, gesenkt, durch Wasserläufe zerrissen, gestaltet sich der rote Boden außerordentlich mannigfaltig. Überall steigen die wohlgedämmten Reisfelder terrassenförmig von den Höhen herab, oder schimmern aus den Revieren herauf, oder ziehen sich längs des Weges entlang. Überall rieselt das Wasser über die Lehmwälle einer der geschweift gerundeten Terrassen und Teräßchen auf die nächst tiefere. Selbst flache Felder werden so gestuft abgegraben. Da sehen wir in dem bräunlichen, lehmigen Wasser den Reis in allen Stadien: junggrüne, frische Flächen, Felder, in denen zahllose malerische Menschen bei der Ernte der halb Hafer, halb Gerste

ähnelnden reifen Rispen beschäftigt sind, und wieder andere, in denen man eben auspflanzt oder die man zur Saat bereitet. Menschen und graue Büffel wühlen in dem Lehm herum; auf den Büffelrücken reiten nackte Jungen, oder Vögel picken auf ihnen in egoistischer Freundschaft. Eine weiße, kiebitzartige Vogelart trifft man hier überall.

Hohe, kahle Kegelberge sind bis oben hin mit Kulturen bedeckt. Dann sieht man auch wieder dunkelgrünen Kaffee unter schattenden Waldbäumen, Teefelder mit ihren zierlich in Reihen gesetzten Stauden, an besonderen Stellen Indigo und Chinin. Am meisten und am malerischsten aber bestimmt der Bambus die vegetative Eigentümlichkeit der Gegend. In inselartigen Fleckchen liegt er über Berg und Tal verstreut, mächtig und edel emporsteigend und in seinem Schatten oft ganze Dörfer versteckend. Dann treten wohl die breitblättrigen Bananenarten hinzu, Palmen und stolzgeformte Laubkronen. Unter weißen Brücken und Viadukten schäumt gelegentlich ein bräunlicher Fluß über Felsbrocken zu Tal, selten ohne menschliche Staffage.

Im verstreuten Kranze blauen oder grünen, ferner oder näher, aus der Ebene die höheren Berge, die zusammenhängend launig gestaltete Zacken wie in Dolomitgebirge bilden, oder einzeln in mächtigen Kegeln aufsteigen, auf denen hier und da die Dampfsäule den vulkanischen Charakter verrät.

Öfter verhüllen die weißen Wolken den halben Berg neidisch; bisweilen tritt der Gipfel über den Wolkenkranz hinaus, und das wirkt immer imposant. Im allgemeinen aber versagt das Imponierende, zumal bei völliger Klarheit. Jene mächtigen Burschen sind grün bis oben hin,

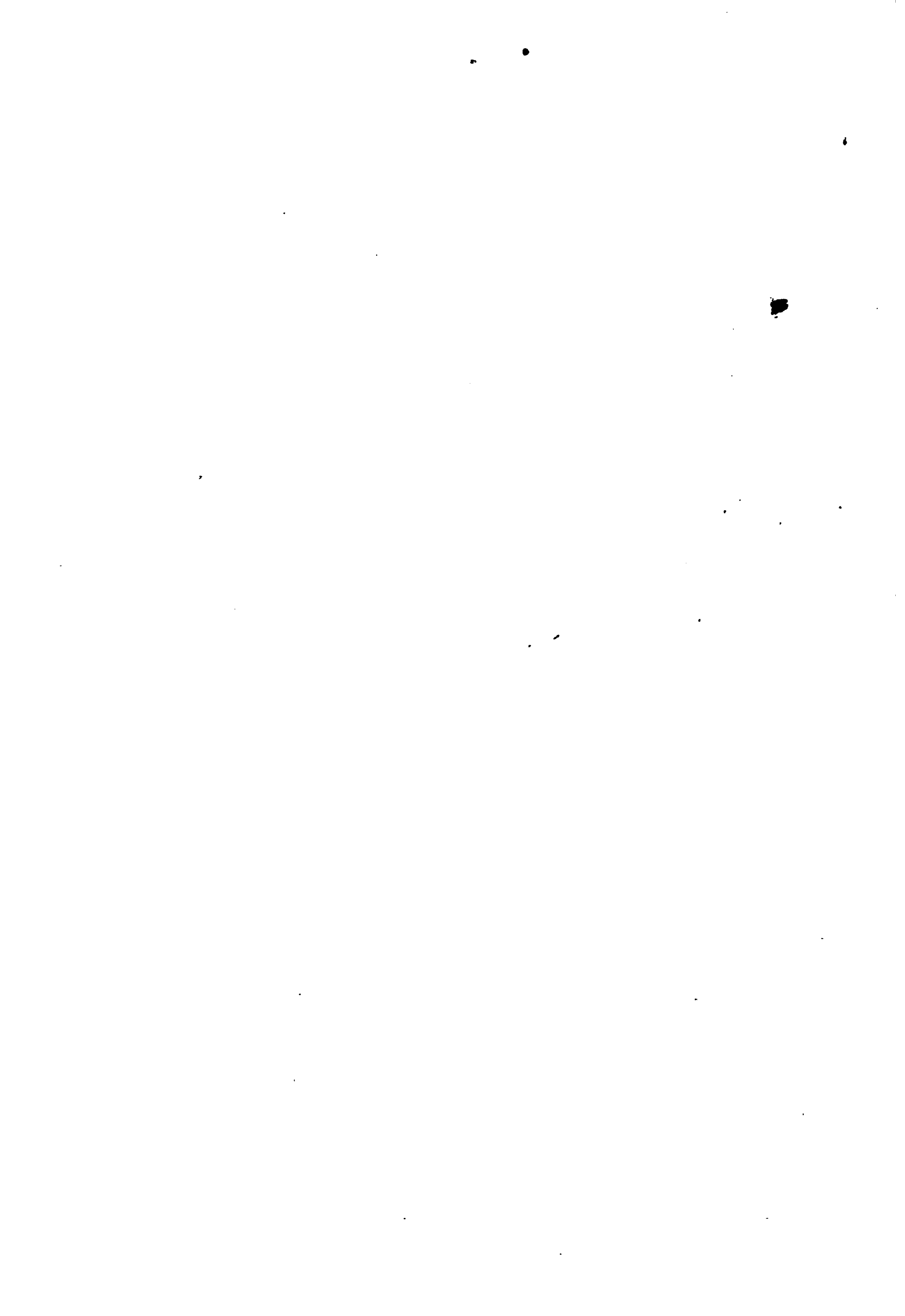
wir erkennen die Waldbäume auf den Gipfeln und sind gleichzeitig von diesen am Bergesfuße, in der Luftlinie noch Meilen und Meilen entfernt; infolgedessen wissen wir ihre Höhe von 2 bis 3000 m nicht zu schätzen und haben nirgend die Kolossal-Eindrücke, die uns das europäische Hochgebirge so vielfach gewährt.

Neben den Bahnlinien begleiten uns zuweilen Strecken von dichtem, dickem, hohem Alang-Alang-Gras, untermischt mit wilder Banane und allerlei Busch und Gestrüpp. Häufig blüht eine kleine, rot bis orangenfarbige Heckenblume und eine blaue Rispenblüte. Beide sind aber eingeführt wie die meisten Blumen Javas. Will man Blumenreichtum sehen, muß man nicht die Tropen, sondern die gemäßigten Zonen aufsuchen. Wohl gibt es einige ganz besonders prächtige Tropenblumen, aber selten wirken sie typisch. Java ist als der „Garten des Ostens" bezeichnet worden; wenn man an Blumenfülle dabei denkt, trifft also die Wahrheit dieser Bezeichnung nur im beschränkten Sinne zu, eher noch, wenn man es sich als großen Gemüsegarten, besonders aber als eine Parklandschaft vergegenwärtigt. Das Blattgewächs ist das Bestimmende — der schöne Baum! Da ist besonders der aus lauter grauen, kantigen Stämmen und Wurzeln zusammengesetzt erscheinende Waringinbaum, welcher mit seiner runden, ausladenden Krone allein einen ganzen Wiesenplan beschatten kann, der uns immer wieder fesselt.

Vögel sah ich viele, darunter herrlich blau und auch grün gefärbte Arten, die kleinen Reisvögel, Raubvögel, und unseren Spatz, der in Soerabaya genau so freundlich-frech heranhüpfte, wie in einem Berliner Restaurationsgarten. Durch den Abendhimmel strebten gelegentlich wohl — ein melancholisch-friedliches Bild — Scharen



Ein [illegible]baum in Java



auf Scharen von fliegenden Hunden, in großer Höhe, mit schwerflatternden Schwingenschlägen von den Stätten ihres Tagesaufenthaltes zu denen der Nacht.

In den Wäldern des Gedeh soll noch ein altes würdiges Rhinozerospaar hausen, friedlich wie Philemon und Baucis. Ich habe es leider nicht gesehen, wie überhaupt nur genau so herkömmliche Tiere wie daheim. Und wenn, wie ich vorhin erzählte, im Preanger, dieser gesitteten Provinz, trotz alledem noch Tiger, Rhinozerosse, wilde Büffel, Riesenschlangen und dergleichen genügend sich aufhalten, so sind sie in den westlichen Distrikten unter sich, und nur der Jägersmann, der sich viele Mühe gibt, in ihre Dickichte einzudringen, gerät mit ihnen in Konflikt. — Am meisten erfreute mich der Anblick von Enten, beinahe so groß wie Gänse, und wie diese in Herden getrieben.

Es ist unglaublich, wie die Landstraßen belebt sind, namentlich in der Nähe größerer Orte; Dorf reiht sich an Dorf, von Bambuszäunen sorglich umfriedigt, vom grünen Bambus beschattet. Die Leute ziehen vom frühsten Morgen daher, wie in Prozessionen, als ob große Kirchweih wäre. Da erblicken wir die Feldarbeiter, Männer und Frauen, die rasch trippelnden Träger, die am hinten und vorn aufgebogenen Bambusstab über der Schulter schwere Lasten transportieren, alles immer zierlich geordnet, seien es Reisbündel, Netze mit Kokosnüssen, Tongeschirr, geflochtene Körbe und Matten oder was immer. Sieht man so eine schattige, wimmelnde Straße hinab, in welcher Sonnenreflexe rote, blaue, grüne, gelbe Gewandungen, die an Festtagen oft aus Seide sind, beleuchten, so genießt man prächtigste Farbeneffekte. Auch die großen Sonnenhüte prangen in bunten Lackanstrichen. Oft, wenngleich

nicht immer, nimmt der Kuli, stets beiseite tretend, demütig den Hut ab, wenn der weißgekleidete Europäer in seinem dreispännigen Kabriolett daherrasselt. Der Gesichtsausdruck ist gewöhnlich ernst. In den Dörfern sieht man, im Gegensatz zu Europa, immer viele Bewohner. Die Tintahans, die Stätten, wo Lebens- und Erfrischungsmittel verkauft werden, sind nicht zu zählen. Unter den Vordächern reiht sich eine Ladenauslage an die andere mit Früchten aller Art, Reiskuchen, Kaffee- und Teeschankstätten. Es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, diese Tropenbewohner äßen wenig oder nur Reis, ohne Abwechselung; das Gegenteil ist der Fall! Man begreift nur nicht, wie trotz der vielen Menschen die zahllosen Läden und Wirtshäuser auf ihre Kosten kommen können. Fast jedes Dorf hat dazu seine ausgedehnten Markthallen, in deren Nähe die Fuhrwerke in langen Zügen halten. Erstaunlich war mir, nebenbei bemerkt, die Gelassenheit des Geflügels und sonstiger Haustiere, die unserm anstürmenden Fuhrwerk immer erst in der letzten Sekunde auswichen; gelegentlich wurde denn auch irgend ein so törichtes Jungvieh gerädert.

Auf den Eisenbahnstationen herrschte stets Gewimmel. Kommst du irgendwo an, stürzen gleich zahllose Kulis ins Coupé, um das Gepäck fortzuschaffen; energisch muß man ihre Zahl beschränken. Einen höchst komischen Eindruck machen die, einem verkehrt aufgesetzten, schwarzsammetenen Damenkapothut ähnelnden Kopfbedeckungen der indischen Stationsvorsteher. — Ohne Damen kann man sehr gut zweiter Klasse fahren; der Preisunterschied zwischen dieser und der ersten ist beträchtlich. Die zweite Klasse ist meist ganz bequem mit Rohrpolstern und Klapptischchen ausgerüstet. Auf der Staatslinie haben die

Wagen dreifache, beliebig zu benutzende Fenster: Holzjalousie, Gitternetz und Glas. Zwischen den Eingeborenen der dritten Klasse kann man nicht fahren. In der Regel fühlt man schon etwas Unwillen über Chinamen in der zweiten Klasse, besonders wenn sie mit Familie anrücken; man muß es ihnen aber lassen, daß sie stets in sehr saubere weiße Kabajas gekleidet sind und sich ruhig benehmen. Ein ungewöhnlich fetter Reisjüngling rührte mich sogar einmal tief durch seine Bescheidenheit; er wagte es nicht, seinen berechtigten Platz einzunehmen, weil meine Hutschachtel dort stand. Das Gegenteil erlebte ich mit einem jungen Holländer, der mir auf meine höfliche Bitte, das Drahtgitter gegen die auf mich sausenden Kohlenteilchen zu schließen, mit einem runden „Nein" antwortete. Leider haben die Chinesen alle Bahnhofs-Restaurationen in Pacht und das wenige, was sie anbieten, ist in der Regel teuer und schlecht. Die eingeborenen Fruchthändler fordern für ihre Apfelsinen ziemlich das, was man auch in Europa bezahlen müßte. Nach dem schon Gesagten ist alles, was man in Läden, namentlich in Apotheken kauft, recht teuer. Ein Photograph, der seine Photographien für einen horrenden Preis veräußerte, antwortete mir kaltblütig: „Ja, teuer sind sie, aber wir sitzen auch nicht hier in Indien, um Fliegen zu fangen." Das ist es eben: jeder Europäer will in wenigen Jahren reich werden und dann nach Hause gehen. Vielen gelingt dies auch heute noch.

Nach stundenlanger Fahrt auf der zweirädrigen Karrete, auf der man, sich anklammernd, leidliche Bequemlichkeit aufrecht zu erhalten sucht, erreicht man Sindanglaya. Die drei Pferde haben anstrengend zu ziehen gehabt, denn nun befinden wir uns über tausend Meter über dem Meere. Rosen blühen im Garten des Etablisse-

ments; blaue Winden ranken sich um dunkle Cypressen, deren häufiges Vorkommen der Gegend einen italienischen Zug zuweist. Am herrlichsten aber wirken immer wieder die Waringinbäume, diese schier übermächtig in der Krone ausladenden Riesen.

Sindanglaya liegt wunderhübsch. Das große Badeetablissement war bisher militärische Rekonvaleszenzstation; jetzt war der Kontrakt mit der Militärverwaltung aufgehoben, und die weitläufigen Baulichkeiten vereinsamten. In der Nachbarschaft besuchten wir Tjipannas, die Sommerresidenz des Generalgouverneurs; einfach, aber sehr anmutig zeigt sie sich uns in hübschen Parkanlagen. Es regnete viel, und der Gedeh und der Panorango hüllten sich in dicke Nebelgewänder. Dennoch unternahmen wir einige lohnende Partien; so nach dem Telega Warna, dem die „Farbe wechselnden" See, einer Art Uklei- oder Hertha-See, nur kleiner. Die ihn umschließenden Waldwände sind dafür um so höher, bis etwa 1000 Fuß hoch und vermutlich Kraterwände. Reizend war ein Ritt nach dem 1425 m hohen Tjibodas, einer Berggarten-Station des Botanischen Gartens in Buitenzorg. Ganz prächtige Bergszenerien und wundervolle Waldwiesen zeigten sich, daneben wohlgepflegte Anlagen mit weidenden Pferden und stimmungsvoll läutendem Hornvieh.

Dann ritten und gingen wir bis etwa 2000 m hoch zu dem Wasserfall von Tjiboreum und einer wassergefüllten Höhle in der Nähe. Der 130 m hohe Fall wirkt nicht gewaltig, aber das stäubende Wasser in dem urwüchsigen Waldkessel, in den noch zwei kleinere Fälle sich stürzen, bietet ein fein von der Natur herausgearbeitetes Landschaftsbild, das durch eine üppige Vegetation, in der zahlreiche Baumfarren sich zeigen, um so eindrucksvoller

wirkt. Der Weg war schlecht, steinig, steil und schlüpfrig. Hier, wie später, erstaunte ich über die Kletterkunst der Pferde. Solange es sich ermöglichen läßt, nehmen sie einen Abhang im Galopp, dann geht es schnaufend über Felstrümmer und Riffe und glatte Lehmhänge stoßweise weiter. Im Abstieg tasten sie sehr vorsichtig. Mit solchen Pferden kann man aber bis zum Gipfel von fast allen javanischen Vulkanen reiten.

Von Sindanglaya fuhren wir zurück und mit der Bahn nach der ansehnlichen, schönen Stadt Bandong. Man ahnt in Europa, Holland ausgenommen, nichts von von einem so zivilisierten, hervorragenden Ort mitten in Java. Die Militärmusik aus dem benachbarten Militärlager von Tjimahi rückte mit uns ein, so daß wir uns einen sehr ehrenvollen Empfang einbilden konnten.

Abends wohnten wir einem Konzert und einer Theatervorstellung von Soldaten im Klubgebäude bei. Die von einem eingeborenen oder Halfcast-Kapellmeister dirigierte Musik verdiente vollste Anerkennung. Die Vorstellung war so vorzüglich, daß man kaum glaubte, lauter Dilettanten vor sich zu haben. Zwei Komiker exzellierten, einer speziell als Primadonna. Von dem Publikum konnte man sagen, abgesehen davon, daß die Hauptschattierung viele Half- oder Viertel-casts zeigte: Ganz wie bei uns!

Von Bandong führte uns die an landschaftlichen Szenerien reiche Bahn aufwärts nach dem in Java sehr beliebten Luftkurort Garoet (sprich: Garut), das ungefähr 2—3000 Fuß über dem Meer liegen mag, und zwar ganz versteckt im Grün, auf einer weiten, im Halbkreis von hohen Vulkanen umgebenen Ebene. Die schönste Stelle der Zweigbahn nach Garoet ist dort, wo der 2000 m hohe Gontoer vor uns aufsteigt. Garoet eignet sich sehr

zum längeren Aufenthalt und um von dort aus Partien zu unternehmen; um so besser, als man gut untergebracht ist. Deutsche Landsleute fanden damals und finden vielleicht auch noch heute in dem kleinen Hotel der deutschen Frau Dr. Rupert recht befriedigende Unterkunft. Die Dame sorgte mit mütterlicher Sorgfalt und fast in zu wenig Rücksicht auf ihren eigenen Geldbeutel für ihre Landsleute. Garoet mit seinen Veilchen und Erdbeeren, mit seinen rotblühenden Tulpenbäumen wird mir immer in freundlicher Erinnerung bleiben. Man pflegt von Garoet aus den 2600 m hohen Krater des Papandajan zu besuchen, erst im Wagen, dann zu Roß bis oben hinauf. Der Weg durch tiefe, waldige Schluchten und über waldige Höhen bietet großen landschaftlichen Reiz, an die kletternden kleinen Pferden stellt er aber wieder beträchtliche Anforderungen. Zuletzt wird er immer baumloser und steiniger, bis man schließlich über die Lavatrümmer in den völlig öden, nach der Ebene zu offenen Krater hinaufklimmt. Überall steigen die Dämpfe aus den Lavafeldern auf; in der Mitte, aus den gelben Schwefelablagerungen, mit besonderem Gezisch und Geräusch. Eine hohe, Schwefelwasserstoff- und schweflige Säure ausatmende Wolke zieht von hier bis über die 270 m hohe hintere Kraterwand hinüber.

Vorsichtig kletterte ich zu Fuß weiter, über dampfende und erkaltete Lava, über Schwefelquellen und durch tiefe Risse, zu einem Punkte, der schöne Aussicht über die träumende und mit vielen Wasserläufen blinkende Ebene gewährte, und dann mühsam in einer tiefen, mit bröckelnden Blöcken besäten Ravine wieder abwärts. Und abermals ging es dann hinauf zur ragenden Rückwand auf steilem, niederträchtigstem, geröllbedecktem Pfade, der schließlich sich



Am Aradjoeno in Ost-Java

in lauter Rissen verlor, in denen man unter niedrig-buschigem Baumwuchs keuchend bis zum Gipfel klomm.

Zum Gipfel? Nicht sogleich! Oben führte der Weg immer wieder höher; die erwartete freie Aussicht zeigte sich nur in beschränktem Maße, dafür eine durch Lava-Ausbruch und -Dämpfe zerstörte Vegetation, und schließlich war ein mit kriechenden Fallstricken bewachsener Hang nur im Zickzackklettern zu nehmen. Hier hat im vorigen Jahrhundert ein Ausbruch stattgefunden, der 40 Dörfer mit 3000 Menschenleben vernichtete. Oben angelangt, war es für uns mit der großen Fernsicht nach rückwärts wieder nichts, wenn auch der eigenartige Pflanzenwuchs und hohe Bergketten das Auge erfreuten. Dafür machten mir heimische, vom Winde nach rückwärts gebogene Blaubeerensträucher mehr Vergnügen; besonders aber lohnte der Blick hinab in das graue und gelbe, kochende Centrum, in das man deutlich die weißen Schwefelrinnsale hinabfließen sah, während andere wieder abflossen. Soweit die Dampfwolke es nicht verdeckte, schaute man über die Öde und zwischen begrünten Wänden auf die ferne Ebene und auf den Holzschuppen tief unten, wo unsere Pferde und Boys warteten, und zu dem man leider wieder hinab mußte.

Das gab eine schöne Kletterei! Zuweilen sogar etwas halsbrecherisch, da alles unter den klammernden Händen riß und unter den tastenden Füßen in den Krater hinabrollte. Als ich endlich wieder unten war, warf ich mich auf den Boden und hatte eine Zeitlang von den Reizen des Papandajan völlig genug. Es wehte oben, kalt war es aber garnicht, immer noch 16 Grad R. — Speise und Trank brachten uns bald wieder auf die Beine; es folgte ein in der Tat schneidiger Ritt bergab. Auf dem vor-

züglichen Roß packte mich die Lust, den wilden Reitersmann zu spielen, wobei ich zuletzt etwas unprogrammmäßig vor Anker ging, d. h. kurz vor seinem Gehöft duckte mein rasender Gaul plötzlich den Kopf und sauste mit mir ab. Vergebens riß ich die Trense zurück. Mit einemmale waren wir im Hof und prallten blindlings gegen einen Baum, der dem Pferd den Hauptstoß versetzte, worauf wir in einem wild gegen uns mit den Vorderhufen sich verteidigenden Schimmel-Dreigespann landeten. Gott weiß, wie die Sache für meine Knochen und für meinen Geldbeutel hätte enden können, wenn nicht verschiedene Jungen in die verschiedenen Zügel gefallen wären und meinen geistesgestörten Gaul soweit beruhigt hätten, daß ich mich ehrenvoll ausschiffen konnte. Merkwürdigerweise waren wir beide ohne nennenswerte Havarie davongekommen.

Jetzt schmeckten Portwein und eine große Flasche Erlanger! Der Wirt und Pferdehalter, ein ehemaliger holländischer Major, durch und durch Gentleman und Trunkenbold, stand mit glutroter Nase und verschwommenen, hellblauen Äuglein neben einer mächtigen Flaschenbatterie und erzählte mir lallend einiges aus seiner bewegten Lebensgeschichte.

Einen zweiten, ebenso weiten Ausflug unternahmen wir nach dem über 1700 m hohen Telega-Bodas, einem Krater, den ein Schwefelsee ausfüllt. Diese Partie war durch die bezaubernden Fernsichten eigentlich noch lohnender als die Papandajan-Erklimmung. Dieses Mal ritten wir mehr Ziegen als Rosse, auf denen weder unsere Sättel noch unsere Gliedmaßen sicheren Sitz fanden. Bei heftigem Schlingern lagen wir beide wiederholt nahe

zum Kentern, wobei mein Gefährte seine langen Beine gut als Seitenschwerter gebrauchen konnte.

Der an vielen Stellen kochende See ist milchweiß, erhält aber durch den Reflex der umliegenden Berge eine grünliche Färbung.

Abwärts ging es von Garoet und weiter mit der Bahn nach Maos in Mittel-Java. Eine plötzliche Änderung der Landschaft umfängt uns hier. Eine Landschaft, phantastisch, fieberatmend. Erst der durchquerende Bahnbau hat sie eröffent. Alles erscheint wie ein riesiger Sumpf, ein Schlupfwinkel für Wassergeflügel und Reptilien, den wundervolle Berghintergründe umschließen. Man meint die Fieberluft ordentlich zu riechen. Es ist eine verworrene Üppigkeit sondergleichen. Überall blinkt braunes Wasser; aus der niederen Pflanzenverfilzung mit Bambus, Palmen und wilden Bananen ragen die über und über mit Wucherpflanzen bedeckten Kronen der höheren Bäume, zuweilen nur nackte, an der Spitze abgesplitterte Stämme, da die Wipfel unter der Last ihrer Schmarotzer niederbrachen. Abends und morgens brauen die Nebelballen darüber; das sieht dann erst recht abenteuerlich aus. Die roten, gebrochenen Sonnenlichter, die fernen Bergkulissen vollenden die wilde Schönheit der Gegend. Zumal, wenn die Nebelschwaden dazwischen wallen und das Mondlicht bleich herniederströmt, ist es ein großartiges, gespenstisches Stück Erde, so geeignet für Märchen von einem gewaltigen und gewaltsamen indischen Erlkönig wie nur möglich! Jetzt donnert der Zug hindurch, indem er eine kurze Brücke nach der andern überfliegt und eine mächtige Staubwolke hinter sich herwirbelt. Unwillkürlich schließt man nach Möglichkeit die Atmungsorgane, gleichzeitig aus Staub- wie aus Fieberscheu. Daß Leute

hier existieren können, ist kaum zu glauben, doch erblickt man zeitweilig die Pfahlhütten von Eingeborenen.

Auf der Station Maos müssen die durch Java Reisenden über Nacht bleiben, da sich der Zug hier auch über Nacht ausruht. Aus Rücksicht auf jene, namentlich um ihnen ein gesundes Unterkommen in dieser Fiebergegend zu schaffen, hat die Bahnbehörde ein großes Staats-Spoorbahn-Hotel errichtet, das von einem ziemlich kategorischen Beamten verwaltet ward. Es war ganz leidlich; man bezahlte für die Nacht fünf Gulden. Das System ebenerdiger Zellen, die in Wandelhallen münden, machte hier durch die Ausdehnung einen bedeutenden Eindruck.

In aller Herrgottsfrühe ward die Fahrt bei Nacht und Nebel fröstelnd fortgesetzt. Wir erreichten Djokjakarta, einen sehr ansehnlichen Ort, Sitz eines Sultans. Breite Straßen mit Tamarinden-Alleen, Gärten und anmutigen Heimstätten zieren auch diese Stadt; die geschäftigen Chinesengassen fehlen nicht. Der Sultan zieht sich in seinen Kraton zurück, einen mächtigen, ummauerten Gebäude- und Landkomplex, innerhalb dessen 15000 in irgend einer Beziehung zum Hofe stehende Menschen hausen. Schönes und Unschönes, Modernes und Altes, Reinliches und Unreinliches mischt sich hier durcheinander, wie überall im Orient. In der Nähe der plumpen Tigerkäfige ist es vor Gestank nicht auszuhalten; Marstall und Remisen sind elend, enthalten aber manche gute Pferde, isabellfarbene kleine Tiere, und einige schöne Wagen unter vielem Gerümpel. Der vergoldete, in Amsterdam gebaute Krönungswagen ist ein wahres Ungeheuer überladener Pracht.

Außerordentlich lohnend war ein Besuch des einstigen „Wasserkastells“, eines im Kapiteleingang erwähnten,

völlig befestigt gewesenen, großartigen Palastes, in dem gewaltige, eigenartig ornamentierte Trümmer, halb zerstörte Hallen, unterirdische Gänge, Kanäle, Tore, Treppen von der alles überwuchernden Flora immer mehr verdeckt werden.

In Djokjakarta residiert der „König", in dem weiterhin an der Bahn gelegenen Soerakarta, oder Solo, ein zweiter noch größerer Sultan, der „Kaiser". Beide führen unter der Vormundschaft der holländischen Residenten eine Schein-Souveränität. Diese wird ihnen klug gelassen, da sie so den Europäern das Regiment bedeutend erleichtern. Hier in Mittel-Java ist nämlich der Mittelpunkt des alten Königtums von Mataram, das durch die holländisch-ostindische Kompagnie gestürzt wurde; hier sitzen die alten, ihren Sultanen ergebenen und von ihnen abhängigen Familien, und das durch Jahrhunderte in Demut erzogene Volk folgt ihnen noch heute in Gutem und Bösem. Hierher muß man gehen, will man durch Studieren von Sitten, Anschauen von Festen u. s. w. ein Bild des vergangenen Java erhalten. Leider waren die zeitweilig gegebenen großen theatralischen Vorstellungen, bei denen auch die Prinzen persönlich mitwirken, gerade vorüber, als wir hinkamen. — Der über den ganzen malaiischen Archipel und so auch in Java längst nach dem Verschwinden der alten arischen Bewohner verbreitete und jetzt herrschende Mohammedismus findet in diesen Fürstentümern eine Hauptstütze. In Konstantinopel weiß man das sehr wohl zu benutzen. Junge Javaner werden dorthin gezogen und ihr Kommen wird ihnen hoch angerechnet. So manche Schwierigkeiten, die dem holländischen Generalgouverneur in Behandlung rückkehrender Mekkapilger oder sonstwie erwachsen, sollen der die Welt des Propheten

beherrschenden und zentralisierenden Residenz des großen europäischen Kalifen entstammen. Die Freundschaft am Goldenen Horn könnte also unter Umständen auch für deutsche ostasiatische Interessen, wennschon nur indirekt, einen recht langen Arm haben.

Den Ausflug zu der berühmtesten Ruine Javas, dem alten Hindu-Tempel von Boro-Boedoer, den Ernst Haeckel in seinem „Insulinde" wieder genauer beschrieben hat, ließen wir uns nicht nehmen. — Boro-Boedoer ist ein auf einem Hügel gelegener Terrassen- und Balustraden-Aufbau, von einem kurzen, kuppelartigen Turm gekrönt. Das graue, begrünte Steingewirr mit seinen steilen Stufen, seinen Galerien und Türmchen steigt hoch empor; es wimmelt, als eine steinerne Variation des Buddha-Mythus, von Buddhas in jeder Form und Gestalt, in den Reliefs, an den Mauern und als Statuen vor den Mauern, oder innerhalb von Türmchen auf diesen. Die zum Teil noch gut erhaltenen Reliefs zeigen trotz der stereotypen Wiederkehr Buddhas in den Szenen aus seinem Leben einen Figurenreichtum sondergleichen. Viele Darstellungen beziehen sich auf Fürsten und ihre Geschichte, immer in Verbindung mit dem Mythus, ebenso wie die Tierskulpturen: Affen, Büffel, Schlangen u. s. w.

Das Interesse an dem Besuch des zuerst von den Engländern freier gelegten und konservierten Tempels wird erhöht durch den Reiz seiner Umgebung. Von der etwa 80 m über die Ebene sich erhebenden Spitze genießt man einen wundervollen Rundblick; mittelhohes, aber wechselnd gestaltetes Gebirge im Rücken, unter uns die weite, grünende Fläche, und da und dort vor uns die Kolossalkegel einzelner Vulkane. Ich sah rückwärts die Wolken, wie eine erstarrte Brandung, geballt an den Höhen liegen und

Tempelruinen in Java



von den Vulkanen nur die klar in den Äther steigenden Dreiecke der Spitzen — ein imposanter Ring! Welchen Eindruck mögen in dieser Umgebung einst die feierlichen Tempelfeste mit einer an den Stufen sich zu Tausenden drängenden, buntfarbigen Menge gemacht haben!

Von Djokja ging die Reise über Soerakarta, wo der „Kaiser", und zwar in einem noch bedeutenderen Kraton wohnt, nach Soerabaya. Ost-Java fiel auf durch wundervolle Zucker-Plantagen mit starkem, über Manneshöhe ragendem Rohr. Überall sah man Zuckerfabriken in Tätigkeit, da es eben Zeit der Kampagne war.

Soerabaya, ganz flach an der Mündung des Kali-Mas gelegen, hat Batavia im Handel beträchtlich überflügelt. Es ist auch eine sehr schöne, ansehnliche Stadt. Die Schönheit bezieht sich freilich nur auf den Europäerteil; die äußerst geschäftige Unterstadt am kanalisierten Fluß, wo geschlossene Straßen und viele Brücken das altniederländische Gepräge verleihen, besitzt nur den Vorzug, durch eigenartiges Treiben zu fesseln. Der Chinese dominiert wieder.

Die Dock- und Marine-Anlagen sind von größerer Bedeutung als die von Batavia. Freilich nicht für sehr große Schiffe; die holländischen Kriegs- und Handelsdampfer hier draußen überschreiten sämtlich kaum eine mittlere Größe.

Soerabayas Gesundheitsverhältnisse werden ungünstig beurteilt; wenn jedoch geraten wird, dort nur so lange zu verweilen, als es unbedingt notwendig erscheine, so ist das stark übertrieben. Man kann es ganz ruhig als Ausgangspunkt für die Partie in die vielleicht eigenartigste Gegend Javas benutzen, nämlich in das Tengger-Gebiet nach Tosari und dem Bromo. Tosari,

fast 1800 m über dem Meer, ist die höchst gelegene Gesundheitsstation Javas und wird allen möglichen Leidenden, speziell Fieber-Rekonvaleszenten, empfohlen.

Eines schönen, d. h. heißen Nachmittags dampften wir mit der Spoorbahn nach dem niedlichen Städtchen Paseroean an der Madoera-Bucht, wo wir in einem Hause mit dem anheimelnden Namen „Marine-Hotel" zufriedenstellende Aufnahme fanden.

Wir benutzten den Rest des Tages zu einem meilenweiten Ausflug nach einem angeblichen, blauen See. Dieser See entpuppte sich als ein winziges Becken, das allerdings durch sein klares Azur und eine schöne Baumumgebung sowie durch eine von Touristen gefütterte Affenschar eines gewissen Reizes nicht entbehrt. Abends besuchten wir ein javanisches Theater. Wir saßen dort mitten unter dem mit großen, blanken Augen und aufgesperrtem schwarzen Betelmunde dasitzenden Volke, — dessen sämtliche Nachkommenschaft inbegriffen, — da jenes alle Schranken des Gesetzes durchbrach. Ein mit einem Ohrfeigengesicht behafteter Araber, der sich als Swell aufspielte, redete fortwährend laut auf die Weiber ein, doch die Barrieren zum ersten Platz zu übersteigen.

Das Spiel war teils pantomimisch, teils bestand es in einem fast unerträglichen Nasal-Solo-Gesang, für europäische Ohren nur ein Geplärr. Ein Kampf, bei welchem alles die Tugend Bedrohende radikal abgemurkst wurde, bildete den grotesken Schluß.

Am nächsten Morgen fuhren wir auf der Karrete hinauf nach Poespo. Auffällig waren die reichen Neusilberverzierungen der Pferdegeschirre. In dem hochgelegenen Poespo hauste ein deutscher Wirt. Dieser Deutsche besaß gefährliche Rivalenschaft in einem dicken Schweizer,

der aussah, als ob er von Oberländer für die „Fliegenden Blätter“ gezeichnet worden wäre. Der Schweizer wohnte nämlich etwas weiter unterhalb und zwang, im Komplott mit den Kutschern, die ahnungslos den Berg hinaufkommenden Fremdlinge, bei ihm abzusteigen. Wir legten die etwa auf 4 Stunden veranschlagte Partie auf abkürzenden Fußpfaden in $2^1/_2$ Stunden zurück. Unverständigerweise, will ich bekennen, denn mit dem Fieberbazillus im Leibe soll man keine Parforcetouren machen.

Der Weg ist sehr schön und führt in das genannte Tengger. Es ist ein ganz eigentümlicher Bergdistrikt, dieses Tengger, und eigenartige Menschen, die auch noch an ihrer uralten Naturreligion festhalten, bewohnen es. Vor dem Mohammedanismus haben sie sich in ihre zerklüfteten Berge zurückgezogen. Die tief gefaltete, bis obenhin grüne Bergwelt erhebt sich immer höher und höher. Ihre messerscharfen Rücken bilden ein ganzes System von dachartigen Bergen und Vorsprüngen. In den wasserdurchrauschten Schluchten steht hoher Wald, oben aber werden die Hänge immer lichter; alles wurde von den Bewohnern für ihre dichte Gemüsekultur abgeholzt. Die Regierung hat später übertriebene Abholzungen untersagt und die Aufforstung mit Kasuarinen begonnen. Hier und da ragen diese schönen, dunkelnadligen Koniferen aus den Schluchten und von den Plateaus. Dann und wann sieht man auch rotblühende Tulpenbäume, während die sich hinaufschlängelnde, fast immer von schönen Alleebäumen gesäumte Straße vielfach Schatten bietet. Trotz des Bambus, trotz Baumfarnen und Bananen bekommt die Gegend immer mehr ein nordisches Gepräge, einen besonders durch das Gemüse und die Kasuarine bedingten Eindruck. Dazu weht es oft recht kühl um die Ecken. Nach und nach ent-

decken wir Kohl, Erbsen und Bohnen, Mohrrüben und Kartoffeln; ja, ich begrüße sogar mit Behagen die schwarz-weiße Blüte meiner geliebten Saubohne und male mir den zartesten holsteinischen Schinken dazu im Geiste aus.

Man glaubt kaum, wie jäh diese Gemüsefelder an den Lehnen hängen. Welche unendliche Mühe muß eine solche Bebauung machen, wie schwierig die Bewässerung sein! Der Nachttau hilft wohl kräftig mit. Die Mühe lohnt aber auch! Ein großer Teil Javas wird von hier aus mit den köstlichsten vegetabilischen Tafelgenüssen einer gemäßigteren Zone versehen; ein Umstand, der den Fremden die Hotelküche in diesem Lande wesentlich angenehmer gestaltet, als in vielen anderen heißen Ländern. Hier scheint ein schätzbarer Wink für die hochgelegene Bergwelt Deutsch-Ostafrikas gegeben zu sein.

Viele Saumrosse begegneten uns, denn hier werden alle Lasten auf den Rücken der Bergponies transportiert. Die Männer tragen einen auffallend geformten Kris hinten im Gürtel. — Die Tenggereser besitzen ihre eigene Götter- und Geister-Verehrung; leider scheint der Geist der Reinlichkeit nicht mit darunter zu sein.

Die fensterlosen, grauen Dorfhäuser verstreuen sich, der Bodengestaltung gemäß, in Terrassen-Komplexen übereinander. Der Rauch zieht aus den Türen ab. Durch eine solche Dorfstraße geht es zum Hotel hinauf.

Das „Gezondheids-Etablissement" Tosari liegt wundervoll, aber sonst ziemlich anspruchslos auf schmalem Riff; in der Nähe ein Hospiz, terrassenförmig gegliedert fällt dahinter das bräunliche Dorf ab; andere Dörfer lugen hier und dort von noch größeren Höhen. Ihr tief unten in der Ebene; so etwa, wie die Häuser des Charakter ist etwas düsterer, armseliger als der der Dörfer

oberen Wallis sich von denen üppigerer Schweizer Kantone unterscheiden. Die reichen Spaziergänge hier oben erheischen ein fortwährendes und bedeutendes Auf- und Niedersteigen. Von dem vorspringenden Etablissementsgarten aus, den auch unsere in Europa gepflegten Blumen und gewaltige Aloegruppen zieren, genoß man in der Frühe einen Blick über die fernverschwimmende Ebene, die sich bis ans Meer erstreckt. Wie eine Landkarte breitet sie sich aus mit ihren Flüssen und ihren buchtenreichen Küstenlinien. Leider konnte man dieses Schauspiel, das bei klarer Luft unvergleichlich prachtvoll ist, jetzt im Juni mehr ahnen, als voll genießen. Schon früh am Morgen zogen sich Schleier von kalten, fliegenden Nebeln um das Massiv der seitlichen Berge und über die Breite, und nachmittags lagen die Wolkenballen schwer wie eine Schneelawinen-Wälzung um uns. Bei klarer Jahreszeit reicht die bezaubernde Aussicht bis über die Javasee nach der Insel Madoera; zweifellos ist sie eine der schönsten Javas. Die Bergmauer rückwärts versperrt allerdings den Blick auf den Bromo, aber links zur Seite haben wir den Ardjoeno und andere Gefährten, die ein imposantes Gebirgsbild bieten.

Jede Zelle des Hauses war besetzt; es herrschte ein ganz vergnügtes Leben. Die Badegäste aus Java und Sumatra mit Weib und Kind, auch einige Fremde, unterhielten sich nach Kräften. Es ward spazieren gelaufen, Lawn-Tennis gespielt, musiziert, gesungen wie in anderen Ländern der Welt; nur wurde vielleicht noch mehr gegessen. Ich schrieb damals charakteristischerweise in einem Briefe: „Mit meinen Magenverhältnissen geht es merkwürdig besser in den Tropen als zu Hause. Rohe Gurken (bei der Reistafel) und Bier mit Eis darin

ist etwas, was man hier oft genießt, und ich habe nie die geringste Störung darnach empfunden."

Die schönen Holländerinnen lebten nicht alle programmäßig in Sarong und Nachtjacke, sondern einige erschienen schon zur Reistafel europäisch gekleidet. Später waren sie dann programmäßig sämtlich auf Stunden verschwunden. Mein Gefährte besaß eine sehr hübsche Baritonstimme und sang abends ein paarmal; ein wärmerer Verkehr wollte sich aber trotz dieser Gesangesbeflügelung nicht anspinnen. Die Holländer brauchen Zeit zu so etwas. Sehr wohl schien sich hier oben der „Geneesherr", d. h. der Doktor, zu fühlen; er war ein wohlgenährter, etwas pastorenhaft aussehender, jovialer Jüngling und ein gehöriger Schwerenöter bei den Damen.

In meiner Zelle stand in eine der kleinen Scheiben eingeritzt der Name der Königin von Siam. Für sie waren die nackten Bretterwände mit Teppichen behängt worden, mir hatte der Manager kaum einen Nagel gelassen, um meinen Rasiermesser-Streichriemen daran zu hängen. Dieser nagellose Zustand findet sich ja überhaupt in sehr vielen Hotels; in den Tropen kam häufig Lichtmangel hinzu und das Bestreben der Moskitos, meine Verteidigungslosigkeit beim Rasieren tückisch auszunutzen. Das Rasieren gehörte daher zu einem der schwierigsten Dinge auf meiner Reise.

Ein Ritt nach dem Bromo bereitete uns hohen Genuß. In der Dunkelheit des Morgens, der Mond stand noch kaltlächelnd am Himmel, trabten wir auf mutigen Rossen bergan. Die aufgehende Sonne breitete eine verschwenderische, nur allzubald sich verschleiernde Fülle von Reizen über die ferne, tiefe, von Flüssen durchzogene Ebene,

bis nach Soerabaya und an die Meeresbuchten mit den davorliegenden Inseln.

An den Zäunen blühten die großen, weißen Kelche der „Ketjoeboeng“, die von eingeborenen Müttern wohl unruhigen Kindern unter das Kopfkissen gelegt werden, damit der betäubende Duft sie einschläfere. Ich benutzte sie zuweilen als anmutige Vasen für gesammelte Feld- und Waldblumensträuße. — Seltsam erscheint das hohe Vorkommen der Baumfarne. Prächtige Exemplare dieser herrlichen Pflanze zeigen sich noch weit oberhalb des 6000 Fuß hohen Tosari; dann werden sie schmächtiger.

Vor dem Moengal-Paß stieg plötzlich seitwärts über das kleine Gesindel der Riese Smeroe empor, der ein gewaltiges Morgen-Pfeifchen rauchte. Mit seinen 3671 m schmeichelt er sich, das höchste der vulkanischen Häupter Javas zu sein. Vom Moengal-Paß aus bietet sich ein überraschendes Schauspiel: Wir sehen tief unten zu unseren Füßen einen gelbgrauen, nebelumwallten See mit vielen Inseln, der sich um eine hohe gebirgige Küste jenseit herumzieht. Das ist aber Täuschung! Was wir erblicken, ist nur ein riesiger, sandgefüllter Krater; die Inseln bestehen aus Gras- und Buschflecken. Innerhalb dieses Kraters, des Zentralpunktes eines einzigen vulkanischen Bergindividuums, nämlich des gesamten Tengger, erheben sich andere Krater, die bei einer gewaltigen Eruption des alten Zentralkraters entstanden. Damals brach dieser im Osten und Westen, und dann bedeckte sich sein Boden mit Sand. Es ist der berühmte „Zandsee“. Zu jenen neuen Bildungen gehören der mit seinen reliefartigen Rippen und Einschnitten wie durch seine Form einem großen Napfkuchen oder Pudding gleichende Batok, der Bromo und der Widodaren.

Wir stiegen, die Pferde am Zügel führend, den gewaltig steilen und zerrissenen, lehmigen und steinigen Pfad zum Sandsee hinab. Mit erschöpften Knieen langten wir unten an, schwangen uns in den Sattel und trabten in die glühende, schweigsame Öde hinaus zum fernen jenseitigen Gestade. Es gibt verwilderte Pferde hier und wilde Hunde, welche die gefallenen Pferde verzehren. Wir sahen nichts davon, nicht einmal bleichende Knochen. Sonst aber war es der vollkommene Wüstenritt. Wenn der wie mit Moos übergrünte Pudding-Batok umrundet ist, befinden wir uns vor dem Bromo. Ein geronnenes Lavameer, eine grau erstarrte Wogentürmung ist noch zu überwinden; der schmale Pfad schlängelt sich über diese Hügel hoch hinauf. Sicher betreten ihn die Pferde. Bis zu der untersten Sprosse einer schräg-treppenartig im Sande oder Lavastaub zum Kraterrand hinanführenden Leiterreihe gelangen wir im Sattel und erklimmen dann auf den Sprossen den Rand zu Fuß.

Von einer Höhe von etwa 2600 m fällt unser Blick 200 m tiefer in den Boden eines jäh abschüssigen, grau und gelblich gefärbten Trichters, aus dem es wallt und siedet und zischt. Die Dämpfe steigen hoch empor über den Kraterrand, doch grollt und brummt der Riese heute leider nicht. Noch liegt die Tiefe im Schatten, und durch das Dunkel glüht und leuchtet das unterirdische Feuer aus den Öffnungen des unheimlichen Herdes. In der Jugend lernte man es so ohne rechte Vorstellung: Das Erdinnere ist eine feurig-flüssige Masse. Hier heißt es: quod erat demonstrandum. Ein richtiges Bild von den Dingen bekommt man erst, wenn man sie mit eigenen Augen schaut. Freilich mag es auch nur Phantasie sein,

daß dies Kraterfeuer mit dem ebenfalls angezweifelten feurigen Kern des Erdballs in direkter Verbindung steht.

Wir begingen im Drange des „Wie es wohl drüben aussehen mag?“ den Leichtsinn, in glühender Sonnenhitze, um den Kraterrand herum und auf das nächste Riff des Widodaren zu klimmen. Gefährlich ist es gerade nicht, obwohl man nur auf schmalem Grat geht, springt oder kriecht, wo kaum Platz für den Fuß ist, der Sand rutscht, oder gar starre, glatte Lavafelder wie steile Kirchendächer abfallen. Man braucht nur aufzupassen und einigermaßen schwindelfrei zu sein. Das Tollste waren die Sonne und der fliegende Staub.

Meine Ahnung täuschte mich nicht. Oben gab es nur Blicke über den Sandsee und einen kleineren Sandsee auf der anderen Seite; die erhoffte Rundschau bis zum Indischen Ozean war versperrt. Wir hätten noch weiter steigen müssen, hatten jedoch an den verschiedenen hundert Metern, die wir erzwungen, völlig genug. Nur der Smeroe lohnte die Näherung. In jeder Linie klar, stieg sein Kegel vor uns auf; im Zwischenraum von etwa zehn Minuten stieß er schweres, schwarzgraues Gewölk aus, das, vom Kraterrand sich lösend, wie der Rauch aus einem Fabrikschornstein seitwärts in die klare Luft zog.

Mitten im Sandsee, unter glühender Sonne, aber durch ein auf Pfählen ruhendes Blätterdach beschattet und vom Wind fast zu stark gekühlt, verzehrten wir unser Frühstück. Abermals kreuzten wir dann den Sandsee und erklommen unter dem Brausen der den Abhang sich hinaufziehenden, gleich dem Ozean rauschenden Kasuarinenwaldung, dieses Mal im Sattel, die Höhe des Moengals. Die Kletterei der Pferde übertraf hierbei alles, was wir bisher gesehen hatten. Man muß sie ruhig gewähren lassen.

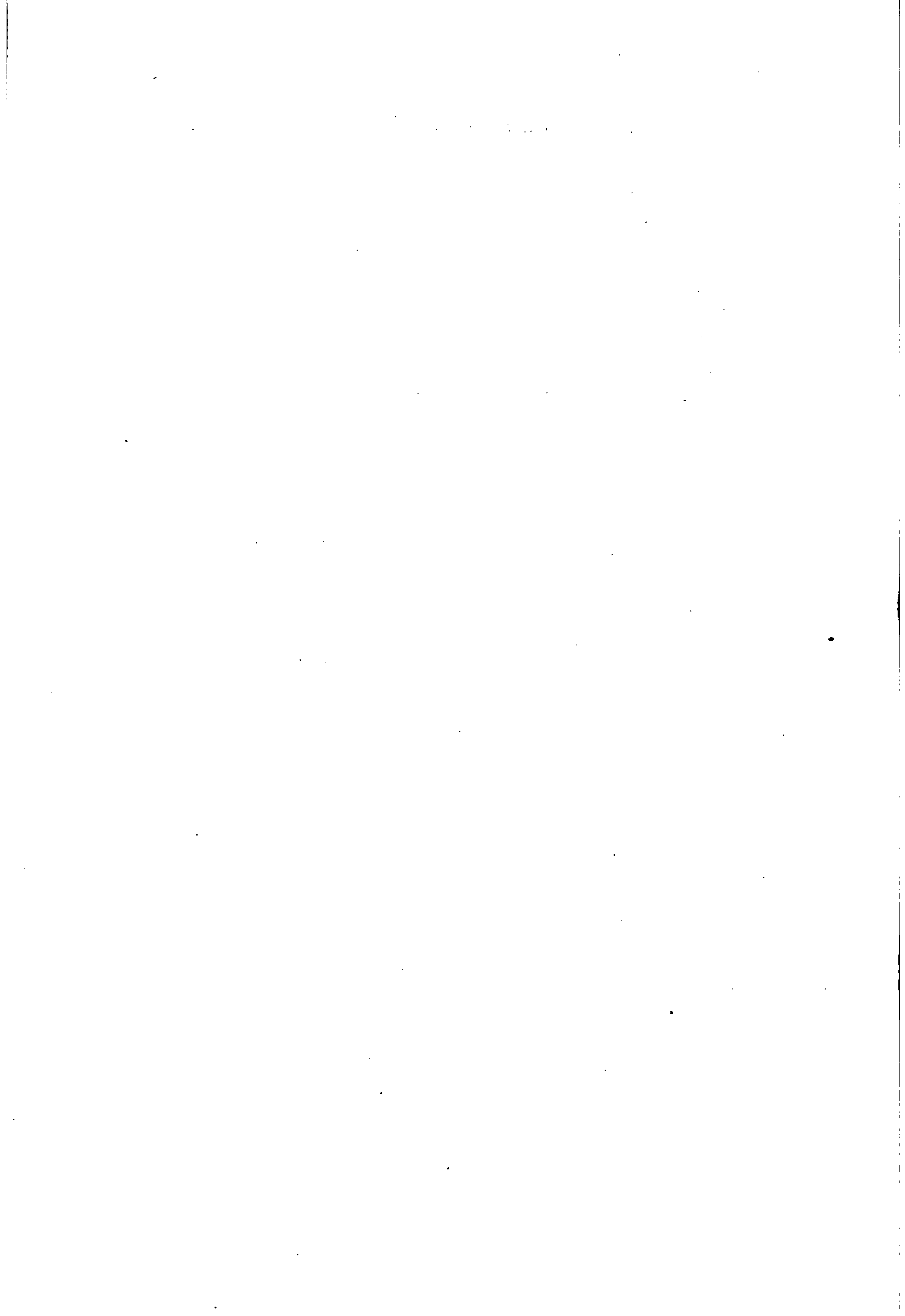
Mein Pferd zum Ausruhen zu bewegen, blieb gänzlich erfolglos, es war wie von einem rasenden Ehrgeiz besessen. Keuchend arbeitete es sich ruckweise rastlos aufwärts, und erst auf der Höhe stand es von selbst, schweißtriefend, schaumbedeckt, mit fliegenden Flanken. Später brachte es einmal meinen Kopf in Gefahr. Es lag nämlich ein Baumstamm über den Weg, unter dem man gebückt gerade darunterweg reiten konnte. Schon auf dem Hinweg hatte das Pferd vor dieser Passage Kapriolen gemacht; ich wollte daher jetzt ganz langsam darunter passieren und zog die Zügel an. Statt aber zu stehen, sprang der Gaul herum und dann im Galopp gegen den Baum; ich fand eben noch Zeit, mich im Sattel zu bücken, als wir unter dem Stamm wegsausten. Ich glaube, daß nicht die Breite einer Hand Spielraum gewesen war.

Nach Soerabaya zurückgekehrt, bekam ich einen der größten Schnupfen meines Lebens; bei 15 Grad C. und Regen hatte ich oben oft tüchtig gefroren. Mein Gefährte wurde sogar fieberkrank. Ferner bekamen wir nicht den erwarteten Dampferanschluß nach Singapore. Mit Fahrplänen und deren Innehaltung nimmt man es in Holländisch-Indien nicht so genau wie im systematischen Deutschland. Wir fuhren also noch einmal die zweitägige Strecke per Bahn nach Batavia zurück und von dort mit dem direkt nach Singapore verkehrenden königlich holländischen Postdampfer. Die Dampfer dieser Linie sind nicht groß und recht teuer, aber in jeder Beziehung ausgezeichnet. Die manchmal für den guten Geschmack zu reichliche Pracht deutscher Dampfer fehlte, wofür die wunderhübschen Delfter Porzellanschildereien, die den schmalen Salon zierten, um so wohltuender wirkten. Der Raum, den der Salon zu wünschen übrig ließ, kam den

sauberen Kabinen zu statten. Die Verpflegung befriedigte durchaus. Die Rettungsboote befanden sich wirklich jederzeit fertig zum In-See-lassen; nachts brannten tadellose Laternen darin. — Nur mit einer Sache, welche von den täglichen Gepflogenheiten des Menschen unzertrennlich ist, konnte ich mich in Holländisch-Indien, weder zu Wasser noch zu Lande, einverstanden erklären. Die Schicklichkeit verbietet es, diesen Punkt hier zu erörtern; wer aber jemals dort im Osten war, wird meinen Schmerz zu würdigen wissen.

Abermals sah ich dann Singapore, das mir besser gefiel als das erste Mal. Der Blick vom Balkon des Singapore-Klubs auf die belebte Reede ist außerordentlich fesselnd. Wenn man ihn nach gutem Tiffin, bei Zigarre und Kaffee genießt, fühlt man sich als ein glücklicher Mensch. Namentlich dem mit seemännischen Dingen Vertrauten bietet sich immer allerlei zu beobachten, und ist man zufällig Deutscher, so freut man sich über das viele Schwarzweißrot an den Gaffeln.

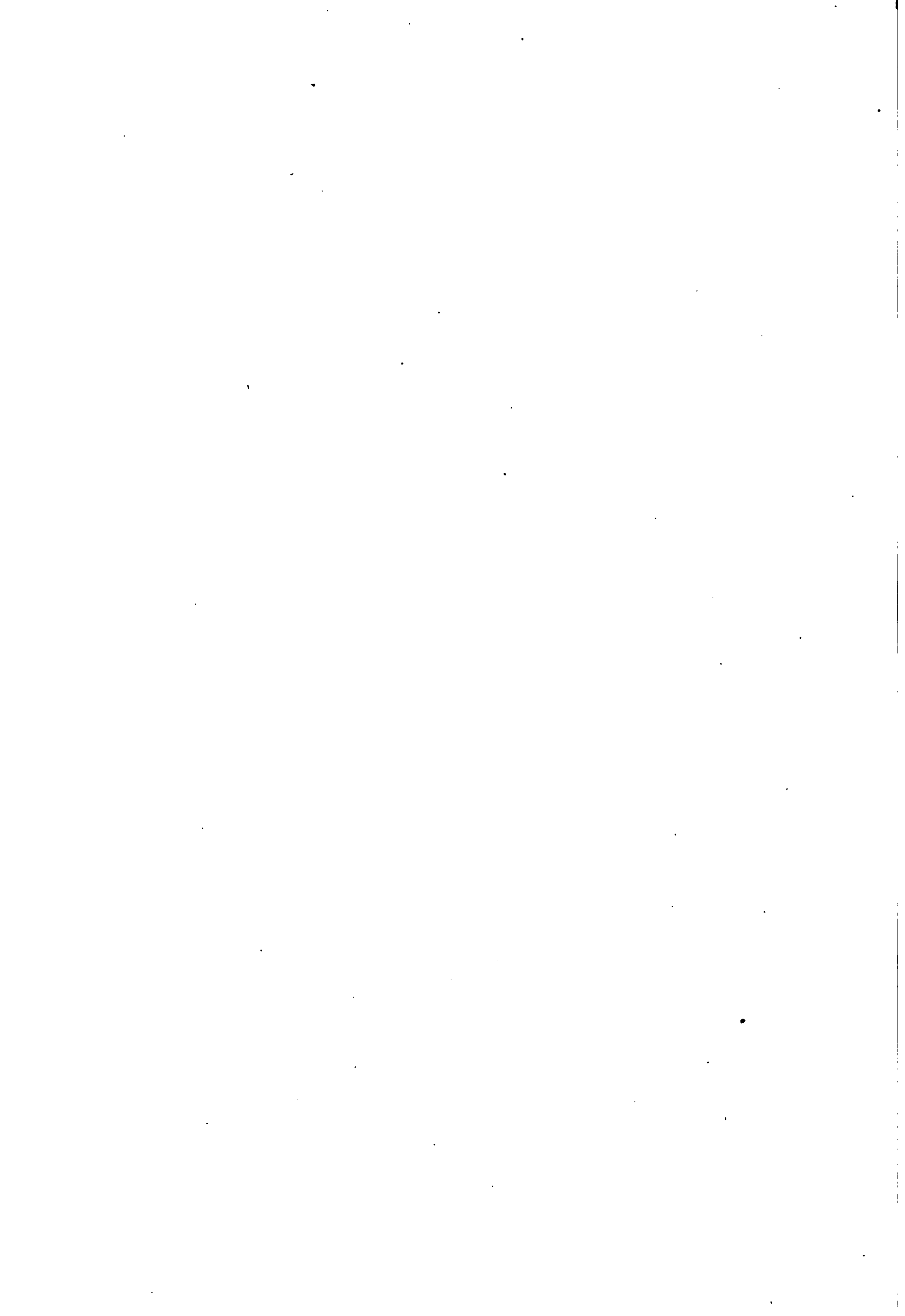
Zur Besichtigung einer, vielleicht der größten Zinnschmelze der Erde, wozu mich der deutsche Eigentümer eingeladen, kam ich leider nicht mehr. Auf dem zinnreichen Malacca ist, was noch immer in Europa nicht allgemein bekannt sein dürfte, ein höchst blühender englischer Kolonialstaat entstanden, der von Jahr zu Jahr an Bedeutung wächst.



VI. Über Siam und Französisch-Indien nach China zurück.

Auf der „Patani" nach Bangkok. — Die Menam-Bank. — Der Menam und erste Eindrücke in Bangkok. — Gesundheitsverhältnisse. — Eingeborene. — Gondelfahrt auf dem Menam. – Der königliche Palast und seine Tempel. — Die heiligen Elefanten. — Leichenvertilgung. – Der deutsche Ministerresident. — Die liebenswürdigen Dänen. — Besuch der Marine-Etablissements. – Ein Feuer in Bangkok. — Priester- und Weiberwirtschaft. — Deutscher Import. — Eine Audienz beim Prinzen Damrong. – Eine dreitägige Kanal- und Flußfahrt. – Polizeistationen im Inneren. — Auf den Spuren von wilden Elefanten und Krokodiljagd. – Der Deutsche Klub. – Siamesische Postboten und siamesische Katzen. – Vielsprachigkeit einer deutschen Familie. – Die Bahn nach Korat und der Urwald. – Abfahrt nach Indo-China. – Ein französischer Tropendampfer. — Annamitisches Volk in Chantaboon. — Die Mekong-Barre. – Auf dem Saigonfluß. — Bild der Stadt Saigon. - Ihre Charakteristika. — Handel und Eisenbahnen. — Zollplackereien. — Keine Deutschfeindschaft. — Französische Kolonialpolitik. – Abreise nach Hongkong. — Schlußwort.







Zu meiner Weiterreise nach Bangkok benutzte ich die „Patani", einen der zum erstenmal unter deutscher Flagge fahrenden Dampfer der bisherigen sogenannten englischen „Blauen Schornsteindampfer" (der vom Norddeutschen Lloyd und Genossen in so geschickter Weise aufgekauften Linie der East Indian Ocean Steam Ship Company), während mein Gefährte, den auch noch Dysenterie schwer befallen hatte, im Hospital generale in Singapore zurückblieb. Er hat dort sechs Wochen unter der guten Pflege französischer Schwestern liegen müssen.

Die fünftägige Reise auf der kleinen „Patani" durch den Golf von Siam bot manchen Naturgenuß. Wir hatten nach Passieren vieler Inseln bei bedeckter Luft und starker Dünung einige recht stimmungsvolle Tage und Nächte. Ich sehe noch die spiegelnde, metallische See vor mir, mit dem Schatten des ziehenden Rauches darüber, und blendende, runde Sonnenreflexe auf dem Wasser. Hellgrün ließen wir das Kielwasser hinter uns, an den Seiten weißbrodelnd; dann brach das dunklere Wasser darüber her, indem es krabbelnde kleine Wellen bildete. Es zischte und rauschte; hoch spritzten die Tropfen der aus dem Wasser kommenden Schraube. — Abends hielt wieder der

Mondschein lange an Deck wach. Das tiefschwarze Rauchgewölk, die befreiten schwarzen Arbeitsgeister, flogen über See zurück. — Das weiße Kielwasser quoll durcheinander. Ich schaute von der Brücke auf das durch das Düster laufende Schiff hinab, wie es das flüssige Element beiseite schleuderte. Am Himmel stand nun aufrecht das Bild des Großen Bären, das jenseit des Äquators auf dem Rücken lag. Der Mond schwebte im sich schiebenden Gewölk, ringsherum ein leicht orangefarbener Nebelring, oben weiße und unten, an der Schattenseite, finstere Wolken.

Bei 30 Grad C. wurde es in der luftigen Kabine nicht zu warm. — Am 20. Juli kam uns ein Lotsenkutter mit einem deutschen Lotsen entgegen, den wir an Bord nahmen. Große Reisdschunken von europäischem Gepräge und eine weiße siamesische Dampf-Yacht begegneten uns. Wir hielten auf die niedere Küste zu.

Bekanntlich hat der Menam vor seiner Mündung eine mächtige Schlammbank gebildet, die nur Schiffen bis zu etwa 15 Fuß bei Hochwasser die Passage gestattet. Wir berührten bei zehn Fuß Wasser den Grund. Die fremden Reisschiffe müssen daher in einem Hafen außerhalb der Barre leichtern und bekommen Bangkok niemals zu sehen. Die Leichter sind die Dschunken mit europäisch geschnittenem Rumpf; sie werden am Menam gebaut und segeln gut.

Es war eine famose Fahrt! Wir zogen erst einen gelben, weißgesäumten Streif durch das grüne, dann einen dunklen durch das gelbe Wasser. Die hochlaufenden Grundwellen stürzten brausend und schäumend mit. Der Farbenkontrast zwischen dem gelben Wasser auf der Bank und dem hellgrünen, dann tiefdunkelgrünen Saume nach See



Siamesischer Knabe



zu dahinter war unbeschreiblich reizvoll. Einsam ragt über die gelbe Flut die rotgestrichene, hohe Feuerbake, das Barrenfeuer, dessen Licht uns die langweilige Nacht zuvor, als wir vor der Barre ankern mußten, tröstend geschienen hatte.

In weitem Bogen steuert man in die Menam-Mündung, an deren Westende die rote Flagge mit dem weißen Elefanten über Rasenwällen eines ganz modern aussehenden Forts weht. Die Fahrt den stark gewundenen lehmigen Menam bis nach Bangkok hinauf währt mehrere Stunden; sie enthüllt dem Neuling eine Fülle beobachtenswerter Dinge. Der Fluß hat eine wechselnde Breite, im Durchschnitt vielleicht die des Rheins bei Mainz. Die Ufer sind flach; immergrüne Mangroven, Kokos- und Areka-Palmen säumen sie, dazwischen Sagopalme und Banane, gelegentlich Zuckerrohr und Bambus. Überall unter dem Grün lugen die braunen Pfahlbauten der Eingeborenen hervor, deren Boote mit stehend rudernden oder auch paddelnden braunen Leuten den Fluß kreuzen. Dann und wann schraubt sich ein großer Dampfer vorüber stromab. Durchblicke öffnen sich auf die weiten Reisfelder, hier Paddy-Felder genannt, die im Gegensatz zu West-Java nur in einer Horizontal-Ebene sich erstrecken. Im Schlamm sieht man die grauen Büffel waten, auf deren breitem Rücken wohl ein Junge reitet oder aufrecht steht.

Bei dem Orte Paknam kamen barfüßige, braune Zollwächter in weißbesetzten blauen Uniformen an Bord. Von Paknam führt die erste Bahn Siams nach Bangkok. Hier entschloß unser englischer Kapitän sich endlich zur Heißung der deutschen Flagge.

Die erste Pagode zeigte sich, deren weißer, geringelter Spitzturm charakteristisch aus einer baumbeschatteten Insel

herausragte. Viele folgten später. Abermals fanden wir eine kleine Befestigung.

In der Ferne rechts seitwärts, nicht voraus, erblickt man jetzt die Türme und Rauchwolken Bangkoks.

Nun schlossen sich die Pfahlbauten und die auf schwimmenden, pontonartigen Booten ruhenden Häuser, deren Inneres sich frei dem Flusse zu öffnet, dichter; die massiveren Schuppen und Häuser europäischer Faktoreien, Reis- und Sägemühlen mischten sich auf beiden Flußufern ein, ohne daß das Grün ganz aufhörte; Tempeldächer und Türme ragten näher und ferner. Dann öffnete sich eine Windung; der Fluß scheint sich zu verbreitern, man bemerkt große Dampfer und viele andere Fahrzeuge vor Anker oder an den Quais — wir sind vor dem Verkehrszentrum Bangkoks angelangt! Namentlich die verschiedenen Schornsteine der Mühlen verleihen den trügerischen Schein, als ob wir eine bedeutende Industriestadt vor uns hätten. Das ist nicht der Fall. Siam exportiert hauptsächlich nur zwei Dinge: Reis und Teakholz, ersteren aus dem großen südlichen Flachland, letzteres aus den Gebirgen im Norden.

Wir ankerten im Strome.

Ein übler Geruch, angeblich von den Reismühlen kommend, zog über den abends kalt-nebligen Menam. Die Moskitos stachen. Die mir gemachte Schilderung von dem frechen Pack am Hafen von Bangkok ließ einen Landgang im Dunkel in die unbekannte Stadt auch nicht rätlich erscheinen. So blieb ich an Bord, bis wir uns am nächsten Tage an den Quai gelegt hatten. Ich sah jetzt, daß der durch Lager, Gärten und Zäune führende Aufgang zur Hauptstraße abends gar nicht so leicht zu finden gewesen wäre. Zudem hatte ich erhebliche Zollschwierig-

keiten durchzumachen; vor allem wurde mein Wehr und Waffen, einschließlich der Südseespeere, mit Beschlag belegt. Nach konsularischem Ausweis durfte ich mir mein Rüstzeug später vom Customhouse wieder zurückholen.

Ich muß gestehen, daß mir die siamesische Residenz zunächst etwas „auf die Nerven fiel".

Das „Hotel Oriental", das einzige für anständige Europäer zur Zeit benutzbare, entsprach sehr wenig den gestellten Anforderungen. Ursprünglich ein elegantes und gutes Haus, befand es sich jetzt im geldschneiderischen Besitz eines farbigen Advokaten, baulich und auch sonst im Zustande völliger Verwahrlosung.

Das Hauptleben der großen Stadt spielt sich auf dem Flusse und in einigen der Seitenkanäle ab, sonst zieht sich eigentlich nur eine größere Landverkehrsader und zwar am linken Ufer entlang, der New-Road. Von diesem führen die tiefen Grundstücke zum Ufer, in denen sich die großen hellgestrichenen Geschäftshäuser, Konsulate und amtlichen Gebäude, alle für sich abgegrenzt, wenn oft auch nur durch Bretterzäune, niedergelassen haben. Vom Fluß aus sieht das Bild mit den malerischen Baumgruppen, Gärtchen und bunten Flaggen dazwischen sehr hübsch aus. Vom New-Road aus gewahrt man meist nur alte Zäune, zwischen denen hier und da sich eine schmale, von grauen Planken begleitete Einfahrt zeigt; dann schmutzige breite Gräben, unordentliche Vegetation und Sumpf. Ja, Sumpf und Schmutz überall, wohin man blickt und riecht! In endloser Reihe ziehen sich die Häuser an beiden Seiten hin, vereinzelt oder in dichter Folge, elende Hütten, Markthallen, Chinesenläden und Handwerksstätten, charakteristischerweise auch viele Wagenschuppen. Fast alle Gebäude sind niedrig, schmutzigbraun, auch wohl einmal weiß, rot

oder blau, häufig mit roten chinesischen Zetteln beklebt. Unter den etwa 300 000 Einwohnern besteht reichlich die Hälfte aus Chinesen. Es kribbelt und wimmelt von halbnackten Menschen und nackten Kindern, braunen, braungelben, citronengelben. Jede Beschäftigung wird an der Straße betrieben. Unter den Pfählen der Häuser starrt es von Schmutz und Morast, wo Schweine und Geflügel wühlen und überall häßliche, vor den Menschen sehr furchtsame Hunde herumlungern.

Die in Bangkok lebenden Europäer bestreiten, daß es ein ungesunder Ort sei. Die Cholera scheint zwar niemals vollständig zu erlöschen. Ich selbst begann an gestörter Verdauung zu leiden, wogegen mir ein dänischer Offizier „Chlorodyne", ein amerikanisches Mittel, gab mit der Anweisung, es nütze immer, aber nur, wenn es sofort im Anfangsstadium eingenommen würde. Auch ich glaubte, den Erfolg zu merken. Einer der angesehensten Deutschen, der verdiente Erbauer und Generaldirektor der siamesischen Staatsbahnen, der preußische Baurat Karl Bethge starb im April des folgenden Jahres an Cholera, nachdem seine Gemahlin einige Tage vorher nach nur dreistündigem Leiden derselben Krankheit zum Opfer gefallen war.

Die siamesischen Männer und Frauen sind in der Tracht oft kaum voneinander zu unterscheiden. Gemeinsam ist ihnen das sarong-ähnliche Stück Zeug, das rockartig um den Unterkörper liegt und von vorn nach hinten zwischen den Beinen durchgeholt und hinten befestigt wird. Gemeinsam ist ihnen das starre, schwarze, abgeschnittene Haar. Die Weiber umwickeln die Brust meist mit einem weißen Tuch. Mit nackten Beinen gehen alle. Da fortwährend Mischung mit Chinesen stattfand, so entstand ein



Siamesische Schönheitstypen



hellerer Mischtypus, der sich von dem dunkleren im Inlande erheblich unterscheidet.

Der Siamese der besseren Klasse trägt zu dem farbigen Hosenrock Kniestrümpfe und niedere Schuhe, ein weißes Jacket, und, nach europäischer Sitte, Hut und Stock; die Damen sind ähnlich gekleidet, bedecken den Kopf aber nicht und lieben Schärpen über der Brust, rote, blaue oder orangefarbene.

Die Straßen zeigten sich ungepflastert und staubig, dabei teilweise elektrisch beleuchtet, und eine elektrische Bahn, deren Wagen stets vollgepfropft sind, vermittelt den Verkehr in der Hauptstraße. Der Europäer kann sie kaum benutzen; die schmutzigen Rickschas stehen ihm ebensowenig zu Gebote. Er muß immer ein- oder zweispänniges Fuhrwerk mieten, und zwar erhält er es erst auf Bestellung aus einer der vielen Fuhrwerkhaltereien. Das ist langweilig und auf die Dauer recht kostspielig. Bei den kolossalen Entfernungen und der Hitze braucht man immer Fuhrwerk, und weilt man abends in Gesellschaft oder im Klub, so läßt man es unter Umständen viele Stunden auf sich warten. Die Stadt ist zum Teil von einer imposanten Mauer umgeben. Ich sage die Stadt, obgleich der größte Teil mehr Land ist. Von der Vogelperspektive aus erblickt man einen grünen Wald, etwa wie den Berliner Tiergarten, aus dem hier und da höhere Dächer und die Firste und Türme von Tempeln, den „Wats", namentlich aber die Baulichkeiten des Königlichen Palastes hinausragen.

Die zu beiden Seiten des Menam in Doppelreihen verankerten Bootshäuser sind äußerst amüsant. Die reinen Badeanstalten, um die jung und alt, wie Wasserratten, herumschwimmt, und in welchem Wasser! Es nimmt natür-

lich wieder alle Auswürfe auf. Die Behausungen, auch die der Chinesen, sind aber ganz reinlich und die schwimmenden Läden für Eingeborenen-Bedürfnisse gut ausgestattet.

Einmal machte ich eine Gondelfahrt über den Menam und in einige von dessen Seitenkanälen. Der Bootskuli verstand mich nicht, als ich ihn auf drohend am Himmel stehendes Gewölk aufmerksam machte, sondern gondelte mich schweigend unentwegt weiter. Ich ließ ihn lange gewähren, denn der Anblick der von dichter Vegetation umwucherten Kanäle, aus der die sonderbarsten Bauten phantastisch herausragten, fesselte mich zu sehr. Man konnte sagen: märchenhaft, aber dreckig; halb Venedig, halb Spreewald, mit tropischer Eigenart. Schließlich brach das Unwetter los, und wir hatten unter prasselndem Regen den breiten Menam zu kreuzen. Der Anblick des gelblich-roten und dann wieder schwarzen, von Blitzen durchzuckten Himmels hinter den bizarren Tempelzinnen und Spitzen wirkte bei schmetterndem Donnerrollen mit unbeschreiblicher Großartigkeit. Wir suchten Zuflucht im schwimmenden Hause einer Chinesenfamilie, die mich aufs biederste aufnahm. Ich brachte es nicht übers Herz, den angebotenen heißen Thee abzuschlagen. Später ward mir warnend gesagt, daß ich ihn nicht hätte annehmen sollen, da alles und jedes mit Menamwasser gewaschen und gekocht wird. Ein zutulicher, intelligenter Junge kam mit seinem englischen Lesebuche zu mir und las mir daraus vor. Auch die weiblichen Wesen benahmen sich freundlich, nicht so stumpf-ablehnend, wie es meist in China der Fall ist. Im allgemeinen muß man sonst der Bangkokbevölkerung große Vorsicht entgegenbringen. Der beste Teil der Polizei

besteht aus baumlangen britischen Indiern, die jeden vorüberfahrenden Europäer militärisch grüßen.

Schlangen kamen auch in der Stadt vor. Eines Abends kroch mir eine auf der Hotelstraße dicht vor meinen Füßen vorüber. An den Zimmerwänden und Decken klebt häufig der Gecko, eine Eidechsenart von respektabler Größe, der als trefflicher Moskiten- und Fliegenfänger Hausrecht genießt.

In der Palastnähe sieht es ganz manierlich aus; die Häuser sind besser und stattlicher, die Straßen breiter und sorglich gepflegt; große Rasenplätze erstrecken sich weithin, die erwünschten Spielgrund für allerlei Sport abgeben.

Der weißummauerte Palast umfaßt einen gewaltigen Häuserkomplex in verschiedenen Höfen. Der Gesamtanblick von draußen ist ein ganz seltsamer, der sich wohl auf der Erde kaum wiederholen dürfte. Dies verursachen die Königlichen Tempelgebäude. Schildern läßt sich das Bild kaum. Man gewahrt ein Gewirr, von hohen, an den Firsten abgestuften Dächern aus bunten glasierten Ziegeln, mit eigentümlichen Giebelverzierungen, die der Stange eines Hirschgeweihs ähneln, — dazwischen ganz vergoldete oder weiß geringelte Spitztürme, gerade und spitz wie Antilopenhörner; dann bunte Porzellantürme, an eine Reihe von Obelisken erinnernd, aber gerundet und mit einem baumartigen Emblem gekrönt. Sie sind so fein in gedämpften Farben rosa, blau, gelb, grün abgetönt, daß deren Zusammenklang wirklich eine große künstlerische Stimmung hervorbringt.

Hinter dieser durch Form und Farbe so fremdartigen Gebäudewelt sah ich ebenfalls eine gewaltige, hellum-

randete, dunkelschwarze Gewitterwolke stehen, von der sich alles abhob; ich werde den Anblick nie vergessen.

Auch wenn man in diesen Höfen umherwandert, hat man genug zu bewundern. Der eigentliche Palast ist geschicktes europäisches Werk, italienische Renaissance mit siamesischer Dachkrönung. Aber gerade diese Halbheit verhindert den tieferen Eindruck. Die verschiedenen Nebengebäude sind mehr oder weniger reizlos. Der Reiz beginnt erst in den Tempelhöfen, und zwar auch nicht bei den glänzend renovierten Bauten, sondern bei den noch in ihrer Ursprünglichkeit erhaltenen. Zum Renovieren verbraucht man eine enorme Menge von Vergoldung und leichter, bunter Glasmosaik. Die ältere Mosaik erscheint mir viel edler, namentlich sind die Tore und Türme aus Porzellan von bezaubernder Schönheit. Eine Fülle von Blumen, Schildchen oder Tellerchen bedeckt sie, deren Wert ein enormer sein mag. Die Kunst dieser teilweise uralten Porzellanarbeiten ist verloren gegangen; ebensowenig vermag man noch den Zement, der alles zusammenhält, herzustellen. Dazwischen sieht man groteske Figuren, Götter oder Helden darstellend, und wunderliche Tiernachbildungen; noch geschmackloser muten uns häßliche Nachbildungen europäisch kostümierter Figuren an. Für höchst beachtenswert halte ich die mehrfach vorkommenden Türen mit Perlmuttereinlage.

Was wir im Innern erblicken, hinterläßt trotz prachtvoller Einzelheiten in Mosaik, Marmor u. s. w. keinen künstlerischen Eindruck; es ist zu viel Firlefanz dabei, z. B. in den bunten Altären, zwischen allem Fremdartigen europäische ordinäre Skulpturen, die absolut mit einer Kirche nichts zu tun haben. Die vielen Wandgemälde, namentlich die Fresken in langen Wandelgängen mögen



Die Wat Prakeo in Bangkok

Interesse besitzen, wenn man sich mit siamesischer Mythologie und Geschichte vertraut gemacht hat; dem Laien zeigen sie die bekannte kindliche Perspektive der Asiaten und eine Wiederholung von Kämpfen, namentlich gegen abenteuerliche, vielleicht in Verbindung mit dem indischen Hanuman-Mythus stehende Affenvölker.

Die heiligen Elefanten habe ich mir auch angesehen; bekanntlich sind sie nicht weiß, sondern bräunlich-hellgrau, nur die Ohren sind heller gerändert. Sie führen ein Leben ganz wie andere gefangene Vierfüßler. Ihre Nahrung mag, vom Elefantenstandpunkte aus betrachtet, fürstlicher sein, auch präsentiert ihnen der König gelegentlich einige Leckerbissen auf goldenem Teller, sind es doch dem Volksglauben nach seine Ahnen, die in den guten Tieren hausen. Im übrigen haben sie es entschieden schlechter als ihre profanen Kameraden im Berliner Zoologischen Garten. Nicht nur ist ihre Behausung schlechthin als Stall zu bezeichnen, sondern sie sind mit einem Fuße dicht und fest an einen Pfahl angebunden. Selbst der ehrgeizigste Dickhäuter müßte da für seine Heiligkeit danken.

Während meiner Anwesenheit wurde ein neuer weißer Elefant mit fürstlichen Ehren vom Bahnhofe abgeholt. Die eigentliche Abholung, bei der die gezähmten Elefanten die Aufgabe haben, den Einzug des neuen Kollegen zu verherrlichen, zugleich zu sichern, habe ich leider durch Schicksalstücke versäumt; ich kam erst später in die Umgebung des Palastes. Auch dann war es noch ein farbenprächtiges Bild, die Mitglieder des Festzuges und das geputzte Volk, nebst dem Militär, sich auf den grünen Rasenflächen lagern und vergnügen zu sehen. Die Scharen von kahlgeschorenen Priestern in ihren langen, gelben Gewändern, häufig etwas unheimliche Gesellen, stachen am

meisten vor. Dazu spielte die Musik, und in den haltenden Equipagen saß eine Fülle prächtig kostümierter einheimischer Damen.

Am nächsten Tage erhielt die neue Heiligkeit vom Könige ihren Namen; das war aber ein innerer Palastvorgang. Im übrigen hat Siam seine Elefanten-Glanzepoche hinter sich. Die großartige Menge dieser Tiere und ihre Kämpfe soll man heute nicht mehr sehen. Noch etwas anderes Charakteristisches sieht man nicht mehr oder nur ausnahmsweise: Das Verspeisen menschlicher Leichname durch Geier und Hunde. Es findet noch in einem abgelegeneren Wat statt; aber die Siamesen zeigen es nicht gern, und nur die Ärmsten erleiden diese Vertilgung; besser situierte Leute werden von Anfang an verbrannt und nicht erst benagt. An Infektionskrankheiten Verstorbene beerdigt man, wie mir gesagt wurde. Ich habe die stillen Höfe jenes Wats betreten, und sie waren unheimlich genug: ein verwildertes Terrain mit vielen Bäumen und Gestrüpp; primitive Buddha-Tempel und Priesterwohnungen liegen darin verstreut, dann hohe, rote Ziegelgebäude, die den Ruinen mittelalterlicher Burgen gleichen. Sie sind fast völlig von der Vegetation überwuchert. Man sieht die Verbrennungsöfen, Knochen und leere Särge. Und oben in den Baumspitzen und den Ruinen sitzen die auf Fraß lauernden Geier, oder der dunkele Schatten ihrer gewaltigen Schwingen, auf denen sie die Luft durchstreichen, gleitet über das struppige Gras.

Vermöge der von Vornehmtuerei freien, wirklichen Unterstützung, die mir der Kaiserlich deutsche Ministerresident, Herr v. S., angedeihen ließ, und der Liebenswürdigkeit des siamesischen Admirals de Richelieu und seines Bruders, des Kapitäns zur See de Richelieu, ge-

lang es mir, manches in Augenschein zu nehmen, so auch die Königliche Yacht und das Marine-Arsenal. Genannte Herren sind Dänen —, wie die meisten der wenigen europäischen Offiziere der Flotte und teilweise der Armee Dänen oder doch Skandinavier sind. Ausnahmslos erwiesen sie mir die größte Freundlichkeit.

Selbstverständlich können die paar kleinen, unmodernen Schiffe der Marine wenig in der Defensive, geschweige denn in der Offensive leisten, so daß die Franzosen seinerzeit leichtes Spiel gehabt haben. Die Armierung mit gezogenen Armstrong- und einer Reihe schnellfeuernder Geschütze ist nicht schlecht, und alles Material wird an Bord wie an Land tadellos gehalten. Das größte Schiff war zur Zeit der als Yacht dienende, über 2000 Tonnen haltende Zweischraubendampfer „Maka Chakrkri", auf dem der König seine Europareise gemacht hat. Er ist mit 12 Geschützen armiert. Die einfache, doch hübsche und praktische innere Einrichtung paßt sich den Anforderungen der orientalischen Hofhaltung an. Es waren Kabinen für beide Königinnen und im Zwischendeck noch für eine größere Zahl von Nebenfrauen vorhanden.

Die Schulzimmer der Marine-Zöglinge am Lande sind nach europäischem Muster gehalten. Die Anforderungen an die Schüler stehen nicht mit den unserigen auf gleicher Stufe, zumal noch viel vorhergehender Elementarunterricht nötig ist. Auch das Speisen nach europäischer Art wird ihnen angewöhnt, während die älteren Offiziere, die dies nicht verstehen, schon dadurch von ihren europäischen Kameraden geschieden sind.

Zum Arsenal gehört ein etwa 300 Fuß langes Trockendock. Als Schulschiff diente eine ehemalige, hübsche Kauffahrtei-Bark. Außer Dienst tragen die Matrosen auch

an Bord ihre Native-Tracht, was einem Europäer sehr seltsam vorkommt. Im ganzen machen die Leute einen guten Eindruck; sie werden leidlich bezahlt, aber ohne weiteres herangeholt, wenn der Dienst Mannschaftseinstellung erfordert. Da die Siamesen keine Seefahrer sind, rekrutiert man aus Familien der Landbevölkerung. Mit Booten wissen die meisten umzugehen, ist es doch nicht lange her, daß Bangkok überhaupt keine Straßen besaß und der ganze Verkehr sich auf dem Wasser abwickelte. Die Kenntnisse werden freilich über die Native-Manier nicht hinausgehen. Man rudert genau so wie der venetianische Gondoliere, hat auch, von den gewöhnlichen offenen Sampans abgesehen, richtige Gondeln, die zuweilen sehr prächtig geschnitzt und ausgestattet sind.

Einen weniger günstigen Eindruck macht, trotz allgemeiner Wehrpflicht, die Armee; diese müßte mehr europäische Offiziere besitzen. Einzelne jüngere siamesische Offiziere suchen nicht ohne Erfolg europäischen Schneid zu imitieren; auch unter den Kadetten sieht man recht gut aussehende Jungen. Im ganzen aber zeigt der Offizier noch ein kümmerliches Äußere.

Ich hatte Gelegenheit, einem großen Feuer beizuwohnen, zu dem sämtliche verfügbare Mannschaften der Armee und Marine alarmiert worden waren. Der König war persönlich herbeigeeilt. An einheitlicher Leitung schien es zu fehlen. Die Offiziere mit gezogenem Säbel, die Mannschaften mit übergehängtem Gewehr, liefen ziemlich gegenstandslos im Laufschritt herum. Es galt, das Auswärtige Amt, das gleichzeitig Palais des die auswärtigen Geschäfte führenden Prinzen ist, zu retten. Einige Leute arbeiteten mit großer Bravour. Die minimalen Wasserquantitäten, die aus an langen Stangen befindlichen Ge-

fäßen ausgegossen wurden, halfen aber sehr wenig; die Hauptsache bewirkten eine günstige Winddrehung und ein anhaltender Platzregen. Von Spritzen sah ich nur kleine, von Menschen gezogene Exemplare. Das dichtgedrängte Volk, Chinesen und Siamesen, ließ sich nirgends einen Exzeß zu schulden kommen, wie ihn der Mob mancher europäischen Stadt bei solchen Anlässen zu veranstalten liebt. Im übrigen hätte man den Bangkokern raten mögen, sich ihre Feuerwehr nach Berliner Muster gründlich reorganisieren zu lassen.

Es wird ja alles mögliche in Siam nach europäischem Muster umgemodelt. Über den Erfolg streitet man. Einige sprechen den die Tätigkeit nicht liebenden, leichtgemuten und fatalistisch denkenden Siamesen jeden Zukunftserfolg ab und sagen, daß nur Annexion durch eine europäische Macht Wandel schaffen und die großen Reichtümer des Landes erschließen könne. Andere empfinden hoffnungsvoller. Der König denkt wohlwollend und modern; desgleichen der Prinz Damrong, Bruder des Königs und Minister des Innern; vielleicht, außer dem mit europäischen Verhältnissen persönlich bekannt gewordenen Kronprinzen, noch dieser oder jener Prinz. Sonst ist aber das Prinzen- und höhere Adelsheer einschließlich der Priester- und Weiberwirtschaft ein großer Hemmschuh für alles Tüchtige. Man engagiert leistungsfähige Europäer, überläßt die Oberleitung doch infolge von Zwang und Mißtrauen einheimischen Händen, die dann oft wieder Unkraut zwischen den Weizen säen. Einen weiteren Schaden richten Europäer selbst an, welche Regierungsaufträge nur in dem Sinne ausführen, daß sie ihre Wolle schleunigst scheren. Das Schlimmste für Siam ist wohl die äußere

politische Lage. Frankreich bleibt ein gefährlicher Nachbar, und England übt ebenfalls seinen sanften Nachdruck aus.

In geschäftlicher Beziehung haben die Deutschen große Fortschritte gemacht; die Behauptung, sie hätten die nicht ungern gesehenen Engländer schon ins Hintertreffen gedrängt, ist eine Übertreibung. Der deutsche Ankauf der erwähnten, früher englischen Küstenlinie zwischen Singapore und Bangkok sowie deren Erweiterung, und der Ankauf der allein mit Hongkong verbindenden Linie der Scottish Steamship Co. (beide Linien zusammen 22 Dampfer) haben sich allerdings — obschon die augenblickliche Konjunktur sich dem Frachtgeschäfte im allgemeinen nicht günstig gestaltete — als eine starke Förderung des deutschen Handels erwiesen. Ein holländisches Blatt, der „Nieuwe Rotterdamsche Courant" schrieb seinerzeit: „Wie großartig die Vorteile sind, die der deutschen Industrie allein durch die Lieferungen für die neuen Dampferlinien in Ostasien erwachsen müssen, springt sofort ins Auge, wenn man das Netz neuer Dampfschiffahrtsverbindungen betrachtet, das die Deutschen in diesem Teile der Erde in den letzten zwei Jahren geschaffen haben. Von Penang an findet man in allen Häfen, die am Wege von Europa nach China und Japan liegen, deutsche Küstenschiffahrtslinien, die als die Ausläufer der Hauptlinie zu betrachten sind. Jetzt kann man z. B. von Tientsin längs der chinesischen Küste, den Yangtsekiang stromauf- und abwärts, dann in südlicher Richtung nach Hongkong, Bangkok, Singapore, Sumatra, Java, Neuguinea u. s. w. überallhin mit Küsten- und Flußdampfern unter deutscher Flagge reisen, und man darf dabei nicht vergessen, daß die meisten dieser Verbindungen erst in den letzten zwei Jahren zustande gekommen sind." Wir importieren zur

Zeit besonders billige Waren und zwar Baumwollen- und Metallwaren, dann auch Maschinen.

Ich hatte eine Audienz beim Prinzen Damrong. Er bot mir schmackhaften Tee und sehr gute Zigaretten an. Wir verplauderten ein halbes Stündchen, in welchem er mir auf englisch für die Ehre dankte, die ich ausgezeichneter Mann Siam mit meinem Besuch erwiese, worauf ich in Gegenleistung für diese Höflichkeit mich verpflichtete, zur Hebung der guten Beziehungen zwischen Deutschland und Siam das Meinige beitragen zu wollen.

Doch Scherz beiseite! Ich erfuhr manches Schätzenswerte, und muß bezeugen, daß der Prinz den sympathischen Eindruck eines sehr klugen und wohlwollenden Mannes machte. Das Gleiche kann ich von dem Generaldirektor der Post sagen, der seine Studien auf deutschen Hochschulen absolvierte. Eisenbahn-, Post- und Telegraphenwesen unterstehen deutschem Einfluß. Die deutsche Organisation und Leitung macht sich darin aufs erfreulichste fühlbar.

Der Deutsch-Österreicher Müller hat sich um das Kanal- und Bewässerungswesen Verdienste erworben. Letzteres ist für ein so stark reisbauendes Land eine Lebensfrage. Herr Müller baute unter anderem den Klong (Kanal) Rangsit bei Bangkok, der mit Schleusen versehen und circa 80 Kilometer lang ist. Schon damals hatten sich längs dieses Kanals 80000 Menschen neu angesiedelt.

In einer dreitägigen Steamlaunchfahrt, zu der mich der Chef der Gendarmerie, Oberstleutnant Schau, ebenfalls ein Däne und einer der angenehmsten Menschen, denen ich je auf Reisen begegnet bin, eingeladen hatte, fand ich sowohl Gelegenheit, einen Teil dieses Kanalsystems zu sehen, wie überhaupt etwas Einblick in das Innere

des Landes zu erhalten. Die Gendarmerie, die mit Erfolg zur Ausrottung des Räuberunwesens organisiert wurde, besitzt über das Land verteilte Stationen, von denen ich ebenfalls mehrere besuchte. Das vorhin von der Armee Gesagte gilt nicht für die Gendarmerie; was sich hier an Mannschafts-, namentlich aber an Unteroffiziersmaterial zeigte, lieferte den Beweis, daß in den Adern der Siamesen auch wirklich Soldatenblut fließen kann. Der dänische Offizier hat es — wenn nötig, allerdings auch in schlagfertiger Weise — verstanden, „Zug" in die Leute zu bringen, wie wir ihn nicht besser für unsere eigenen eingeborenen Schutz- und Polizeitruppen wünschen können.

Wir durchschifften den Klong Rangsit und einen Teil des Nakojannajok-Flusses und des in diesen mündenden Flusses Pachim. Auf diesen fuhr ein ziemlich großer, nicht sehr reinlicher und dicht besetzter Postdampfer an uns vorbei. Wir sahen manches hübsche, unter Bambus gelegene Dorf und viele Reisfelder.

Zweimal versuchten wir von den Stationen aus, auf anstrengenden Ritten über Reisfelder und durch reiterhohes Gras weiter landein zu kommen. Wir trachteten, durch Moräste, in denen unsere Pferde fast bis zum Bauche einsanken, und durch Flüsse hindurch, — wobei ich einmal mit dem Pferde bis zu meiner Brust in ein Wasserloch geriet, aus dessen Strömung es nicht ohne Anstrengung wieder herausschwimmen mußte, — nach dem Dschungel zu gelangen, in dem sich wilde Elefanten aufhielten. Spuren, vor denen die Pferde scheuen, trafen wir wohl, aber keine Elefanten in der Nähe. Nur ganz in der Ferne zeigten sich ihrer zwei. Geschossen dürfen die Tiere, die in Verkennung moderner Verkehrseinrichtungen sämtliche Telegraphenpfähle krumm und schief scheuern, nicht werden, wenn

man sich nicht in Notwehr befindet. So hatte vor kurzem ein von einem Elefanten verfolgter Polizeisoldat das seltene Glück gehabt, den wütenden Koloß mit einem einzigen Kopfschuß zu töten.

Gelegentlich feuerten wir im Vorüberdampfen mit Revolvern nach den hinter malerischem Schilf an den Klong-Böschungen liegenden Krokodilen und erschreckten sie natürlich nur; doch in einem Klong schoß ich ein großes, etwa 9 bis 10 Fuß langes Krokodil mit einem Mannlicher-Karabiner an. Es machte nach dem Schuß, indem es den rotschimmernden Rachen aufriß, einen solchen Sprung senkrecht in die Luft, daß die Schwanzspitze vom Erdboden frei war, und verschwand dann von dem Flußufer, an dem es gelegen, im Wasser. Dieser höchste Triumph meiner Jagden auf „wilde Tiere" erfüllte mich mit einem bedeutenden Weidmannsstolz.

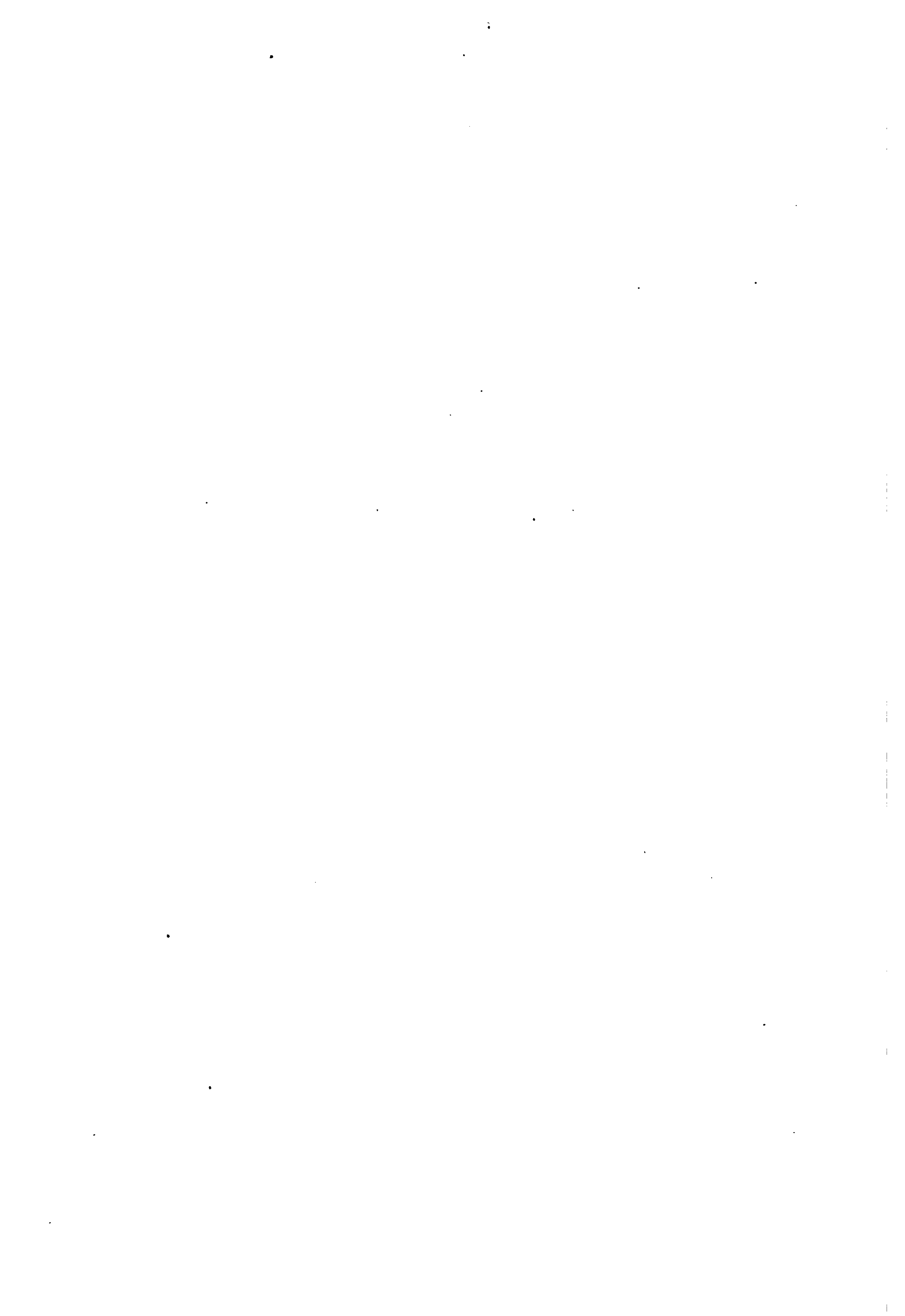
Im übrigen wurden wir selbst zur Jagdbeute; nämlich der Moskitos, die mich beinahe auffraßen. Zumal, wenn wir nachts an irgend einem Klongufer, unter Baumschutz, in Windstille festmachten, war es zum Rasendwerden. Der herüberzitternde Klang von buddhistischen Kirchengongs tröstete einen dabei nicht im mindesten. Das Moskitonetz versagte völlig, überall drangen die Bestien hindurch. Bei wütendem Umsichschlagen verbrachte man so die qualvollsten Stunden, bis der Morgen das Weiterdampfen gestattete.

Schließlich möchte ich noch den Sammelpunkt der Deutschen Bangkoks, den „Deutschen Klub" erwähnen, der eine für Fremdlinge tückische Kegelbahn und einen sehr gemütlichen Stammtisch besaß. Traulich wie Schwarzwälder Uhren ließen dort die Geckos an den Wänden von Zeit zu Zeit am Abend ihren schnarrenden Einleitungs-

ruf ertönen, dem das helle, an den Uhr-Kuckucksschrei gemahnende „Gecko!“ „Gecko!“ „Gecko!“ folgte. Mit Vergnügen erinnere ich mich zumal eines „Gänseessens“. Manchen hervorragenden Deutschen lernte ich dort kennen, so den preußischen Baurat G., den späteren siamesischen Generaleisenbahndirektor, so Herrn C., den stets hilfsbereiten deutschen Organisator des Postwesens. Eine nichtdeutsche Bangkoker Postgeschichte wurde mir, gut verbürgt, erzählt. Bekanntlich sind die siamesischen Katzen, die sich leider in Europa niemals recht akklimatisieren, die entzückendsten ihrer Gattung und vielbegehrt. Sie haben die seelenvollsten blauen Augen, ein Fell von wunderbarer Seidenweichheit und einen Schwanz, der am Ende eingeknickt ist. Dieser winklige Knick bestätigt die Echtheit der Rasse. Dabei unterscheiden sie sich auch im Charakter von ihren in solchem Punkte nicht so sehr berühmten europäischen Kratzschwestern; er ähnelt dem der Hunde, die dem Menschen zugetan, ihm gern auf Schritt und Tritt zu folgen lieben. Nun stehen in Bangkok als Nachsteller der kostbaren Tiere in besonders schlechtem Ruf — die Briefträger! Wie andere seinesgleichen findet der siamesische Postbote ungehindert Eintritt in alle Häuser, also auch dort, wo Katzen sind; desgleichen verfügt er über eine Tasche, die geräumig genug ist, um die lebendige Beute darin verschwinden zu lassen. So wurde nun eines Tages wieder ein Briefträger von einer Frau beschuldigt, auf diesem nicht mehr ungewöhnlich erscheinenden Wege ihren Liebling eskamotiert zu haben. Der Bote schwört Stein und Bein auf seine Unschuld. Die Katzeneigentümerin besteht auf Haussuchung bei ihm, die dann auch vorgenommen wird. Schon scheint sie resultatlos zu verlaufen, da ertönt plötzlich bei Annäherung der Frau aus



Briefträger in Bangkok



einem versteckten Schränkchen ein klägliches „Miau!“ — Der Briefträger ist durch die kluge Katze schmählich entlarvt und die Wahrheit der Volksstimme gegen die sonst ganz braven Beamten hat abermals Bestätigung gefunden!

Die Wohnungen unserer Landsleute liegen meist sehr hübsch in Gärten; auch der Klub, das einen speziell deutschen Charakter tragende Werk eines österreichischen, seit vielen Jahren in Bangkok lebenden Architekten, liegt frei und angenehm. — Als Kuriosum fand ich in einer der deutschen Familien eine eigentümliche Vielsprachigkeit. Die Eltern sprachen deutsch, von den zehn Kindern die größeren Knaben französisch, die älteren Mädchen englisch und die Babies siamesisch.

Mit einem der Herren, die die das Innere erschließende Korat-Bahn bauten, hatte ich eine dreitägige Fahrt bis zum Ende des Bahnbaues in den gebirgigen Urwald verabredet. Diese heute vollendete Bahn führt 250 Kilometer nordöstlich. Von ihr aus sollten auch Seitenbahnen gebaut werden. Sie stellt eine sehr achtungswerte Leistung deutscher Eisenbahntechnik dar. Zur Zeit meiner Anwesenheit spielte sich gerade ein Kampf hinter den Kulissen ab, um die deutsche Bahn unter englischen Einfluß zu bringen; damit scheinen aber die Engländer, unter denen ich übrigens in Bangkok persönlich Leute von besten Formen fand, die auch gern den deutschen Klub besuchen, gescheitert zu sein.

Die Deutschen trotzen den Gefahren des höchst verrufenen Waldklimas, in das die reisenden Siamesen sich um keinen Preis begeben. Mit Vorsicht soll es auch nicht so schlimm und die Fülle der Naturgenüsse groß sein. Im Innern gibt es noch viele Tiger. Die eingeborenen Jäger erlegen sie ziemlich gefahrlos von Zweigfestungen in den

Baumwipfeln aus, in denen sie Tag und Nacht bei jedem Wetter lauern, was die Europäer nicht aushalten können. Da bei dieser Jagd mächtige, mit Blei und dergleichen geladene Donnerbüchsen benutzt werden, so erhält man selten gut erhaltene Felle. Leider wurde aus meiner Urwaldexpedition nichts mehr, da ich mir vorgenommen, Indo-China einen Besuch abzustatten, um auch eine französische Kolonie kennen zu lernen. Beides konnte ich der Dampfertermine wegen nicht vereinigen und so verzichtete ich nach langem Kampf auf das Gebirge. Ich verließ am 3. August, in dem Bewußtsein, eines der zweifellos sehenswertesten Länder des Ostens flüchtig kennen gelernt zu haben, Siam. Was aus dem von Frankreich — welches das wertvolle Königreich gern seinem hinterindischen Kolonialreich angliedern möchte — bedrückten Lande werden wird, läßt sich schwer sagen. Die Franzosen haben sich über geschlossene Verträge schon einfach hinweggesetzt. Natürlich zerren die Engländer das Land nach der anderen Seite. Auch verlautet von amerikanischen Beeinflussungsversuchen in dritter Richtung. Wir Deutschen wünschen, das Königreich Siam ungeschmälert erhalten, aber vernünftig reformiert zu sehen. Ob letzteres durch die neuerdings sich zeigende Hinneigung Siams zu Japan erreicht wird, dürfte bezweifelt werden.

Welchen Gegensatz bot zu Siam das französische Saigon, das ich gleich danach besuchte! (Der wissenschaftliche Franzose spricht etwa Sägon, nicht Seigon, wie es sonst allgemein üblich ist.)

Hier ein alter, in unserem Sinne noch halbbarbarischer Staat, der aber die Rettung seiner Abhängigkeit darin sucht, sich ernsthaft zu europäisieren, wenn ihm

auch die japanische Energie fehlt, dort eine rücksichtslos nach den Grundsätzen ihrer europäischen Beherrscher verwaltete Kolonie. Hier eine durch Willkür zusammengewürfelte Hauptstadt voll stärkster Kontraste, ein Schmutznest, aber ein interessantes Schmutznest, dort eine vollkommen französische Stadt, die genau so aufgebaut ward, wie sie ursprünglich geplant wurde. Daneben freilich auch einheimische Schmutzreste.

Die Ähnlichkeit findet sich in der Bodengestaltung, dem flachen, sumpfigen Reisland, und in den breiten, gelben; deltareichen Flüssen, die Meilen aufwärts zu den Städten führen: dem Menam und dem großen Mekong, dem Nil Hinterindiens, der etwa die vierfache Länge der Elbe besitzt und fern von den Schneebergen Tibets gespeist wird.

Ein Handel zwischen Bangkok und Saigon existiert nicht; beide gravitieren nach Singapore und Hongkong. Mit Bangkoks Handel kann sich der Saigons nicht messen; doch es stimmt nicht, wenn behauptet wird, die Franzosen hätten nur eine Militärkolonie zu schaffen verstanden. Der Handel ist da und wird auch trotz französischer Schablone und Zollsperren wachsen, denn Indochina ist ein reiches Land. Neuerdings verlautet, der französische Schwerpunkt Indochinas solle von Saigon nach dem nördlich gelegenen Hanoi verlegt werden. Trotzdem würde Saigon ein wichtiger Platz bleiben.

Alle 14 Tage ging ein kleiner subventionierter Dampfer von Bangkok nach Saigon und umgekehrt. Diese Gelegenheit benutzte ich. Der Dampfer ließ an Reinlichkeit und Stabilität manches zu wünschen übrig, zeichnete sich aber durch gute Küche und liebenswürdige Offiziere aus. Nachts schlief man an Deck, hatte also die grab-

kammerartigen Kabinen nicht zu fürchten. Der Kapitän besaß ein geräumiges Haus auf der Brücke, wo er noch abgesonderter von allen übrigen Sterblichen hauste, als irgend ein Kriegsschiffskommandant. Nur zuweilen begrüßte er uns freundlich mit einem wohlwollenden Lächeln, als wollte er sagen: „Ah, mon bon enfant, was kann ich für Sie tun?“ — Ein langer, magerer Herr mit langem Gesicht und spitzem Bart, und ein ganz unterirdischer, im gelben Khaki-Anzuge mit größerem Bart und riesigem Sonnenhut, sprachen unaufhörlich Tag und Nacht von Politik, solange sie nicht seekrank waren. Ein dritter eremitenbärtiger Passagier erschien von dieser Krankheit in erschreckendem Maße behaftet; er wälzte sich einfach an Deck und verunstaltete sein liebes, biederes Gesicht dabei mit einer bösen Stirnschramme. Der gute Mann war Missionar, sicherlich einer der schmutzigsten und gutherzigsten Vertreter seines Standes! Unter seinem Talar schwankten die Enden von einem Paar ehemals weißen, breiten und zu kurzen Hosen. Die Strippen der strumpflos angezogenen, plumpen Stiefeletten hingen hinten immer traurig herunter, wie ein paar vergessene Boots-Wielings. Daß er sich während der viertägigen Reise nicht badete, weiß ich bestimmt, ich glaube aber auch nicht, daß er sich in dieser Zeit gewaschen hat.

Die Abendfahrt über die Menam-Barre wurde durch ein grüngolden-silbernes Meerleuchten verschönt, wie ich es so großartig bisher nicht sah. Dabei blitzte der Himmel im Wetterleuchten, und die Blickfeuer schlugen ihre kleinen Feueraugen auf.

Wir liefen Chantaboon an, wo sich bewaldete Höhenzüge der Küste nähern, und wo das französische Kanonenboot ankerte, dem wir vorher als scheel angesehenen Gast

vor Bangkok begegnet waren. Ich sah die Mannschaften an Bord lobenswerterweise nie ohne Sonnenhelm arbeiten. Das eigentlich siamesische Chantaboon ist den Franzosen nur als Faustpfand für Erfüllung gewisser Friedensartikel nach Beendigung des siamesisch-französischen Feldzuges übergeben worden. Wie aber der Augenschein der französischen Bauten lehrt, denken jene gar nicht daran, das Pfand wieder an Siam zurückgeben, falls nicht der allerneueste, in Frankreich selbst energisch bekämpfte Vertrag noch zustande kommt.

Wir bekamen französische Native-Soldaten, Annamiten, nebst ihren Weibern und Kindern an Bord, dazu sonstiges Volk, Chinesen, Annamiten und Araber. Das gab ein reges Vordecksleben, das wir von dem ebenfalls vorn gelegenen Salon mit allen Organen genießen konnten. Harmlos und ganz familiär behandelt, saß unter dieser Gesellschaft ein langer Chinese mit schlechtem Blick; er wurde, die Hände in Eisen, nach Saigon zur Aburteilung transportiert, da er Frau und Kind ermordet hatte, — in einem Anfall von Verrücktheit, wie entschuldigend gesagt wurde. Er sah mich immer mit Augen an, in denen ich deutlich las: Es würde mir zu einem ganz besonderen Vergnügen gereichen, auch Sie, mein Herr, abzumurksen.

Die Soldaten trugen zu ihrer gelben Khaki-Uniform vorn ein rotes Schürzchen oder Schärpchen und eine wunderliche Kopfbedeckung, einen rot eingefaßten, kleinen Bambusteller, wie ein Roulettebrettchen anzusehen, der in der Mitte mit zwei lang herabhängenden, roten Bändern unterhalb der in ein schwarzes Tuch geschlagenen Frisur befestigt wurde.

Männer und Frauen benutzen ziemlich ähnliche Kleidung und gleiche Frisuren; sie leisten sich gegenseitig den

heimatlich aus! Es sind die beiden roten Doppeltürme der Kathedrale. Saigon liegt links vor uns, d. h. man sieht vor Bäumen nicht viel — einzelne saubere Warenspeicher, dann europäische und chinesische Häuser, eine Quaistraße, Landungsplätze — auf der jenseitigen Flußseite einige Palmen und braune Pfahlhütten. Auf dem Strom ankerten ein großer deutscher Dampfer, ein paar kleinere Norweger und große und kleine französische See- und Flußdampfer. Am meisten fiel die bedeutende Zahl der Kriegsschiffe auf. Bei näherem Zusehen finden wir aber zumeist Fahrzeuge von einer längeren Vergangenheit.

Die Fahrt in die Stadt bietet ein überraschendes Bild insofern, als es sich wesentlich, wie schon angedeutet, von anderen Städten des Ostens durch seinen europäisch-französisch-nationalen Charakter unterscheidet Die Straßen laufen ganz regelmäßig, sind gut gehalten, mit Bäumen bepflanzt und von breiten Boulevards gekreuzt. Hier und dort finden wir Anlagen mit recht netten Denkmälern. Die Läden sind überwiegend chinesisch, doch gibt es auch ansehnliche europäische, im Gegensatz zu Bangkok, wo nichts dergleichen sich findet. Man sieht fast nur französische Import-Artikel. Das Charakteristische sind die Cafés, die dem Fremden so besonders erwünscht sind, in denen er Leben findet und von denen aus er bequem das Straßenleben betrachten kann. Die vielen Fuhrwerke, gute zweispännige Halbchaisen, und einspännige, gegen die Tropenhitze geschlossene Kastenwägelchen, wie man sie auch in Singapore und anderswo trifft, bilden das zweite Charakteristikum. Sie sind viel billiger als in Bangkok, auch reinlicher und stehen immer auf der Straße zur Verfügung. Schließlich kann sich der Europäer noch der Rickschas bedienen. Ein drittes Besondere wären die Reismühlen. Nicht die großen

der Europäer und reichen Chinesen, sondern die kleineren in den Vierteln, wo ärmere Chinesen und Eingeborene wohnen. Schweißtriefende, nackte Kulis treten dort den ganzen Tag die Stampfen, die den Reisbedarf des „kleinen Mannes“ zerreiben.

Erstaunt ist man über die hübschen Anlagen und gut gehaltenen Wege im Stadtparke sowie im Botanischen und Zoologischen Garten. Im ersteren wird gegen Abend Korso gehalten, ein richtiger Korso à la bois de Boulogne, wie er in Berlin nie zu stande kommen will! Man hört Musik, man sieht sich, man hält still, plaudert! — vielleicht langweilt man sich auch, denn die Stadt, die unter ihren etwa 80 000 Einwohnern der starken, in stattlichen Kasernen untergebrachten Garnison wegen, zwar verhältnismäßig viel Europäer besitzt, bleibt doch immer nur Kleinstadt mit einem provinziellen Zug. Immerhin muß man es anerkennen, mit welchem Geschmack und welcher Beharrlichkeit die Franzosen ihre heimische Behaglichkeit in dieses tropische Sumpfland verpflanzt haben.

Sehr hübsch wohnt der Generalgouverneur in einem vornehm aussehenden Palais, das durch einen stattlichen Vorgarten von den Anlagen hinter der Kathedrale getrennt ist. Hier erhebt sich ein Denkmal Gambettas. Dieser Herr steht in etwas stürmischer Haltung auf seinem Postament. Er trägt einen langen, anscheinend pelzgefütterten Rock, dessen artistische Wirkung vielleicht, dem Lokal angemessener, durch einen leichten französischen Regenkragen mit Kapuze hätte ersetzt werden können. Zur Rechten unten fällt ein Matrose mit dem Bajonett aus, während zur Linken ein getroffener Soldat sterbend zurücksinkt.

Die ansehnliche Kathedrale ist wohl eine der hübschesten neuen Kirchen in den Tropen.

Während der Saison soll allerlei abendliche Unterhaltung in Saigon zu finden sein, wie man sie bei unseren leichtlebigen Nachbarn erwartet und gelegentlich mitmacht. Ich glaube aber nicht, daß es außerhalb von Paris mit der französischen Leichtlebigkeit so weit her ist. Augenblicklich konnte man abends durchaus ehrbare Streichmusik in einigen Cafés genießen.

Hauptprodukt und Hauptausfuhrartikel ist der Reis. Überwiegend geht er nach China und Japan. Eine der größten Firmen ist eine deutsche, Speidel und Co., deren Chefs, während man sonst meist Hanseaten zu treffen gewöhnt ist, Württemberger sind. Die Deutschen spielen in Schiffahrt und im Großhandel eine bedeutende Rolle; die Engländer stehen gegen sie zurück. Hier fiel mir noch mehr als sonstwo der fabelhafte Fleiß der chinesischen Gewerbetreibenden auf, die immer bis spät in die Nacht hinein arbeiten.

Über die Zollplackereien wird schwer geklagt; der unvermeidliche Opiumschmuggel der Chinesen bringt solche Ärgernisse mit sich, daß dadurch die deutsche Flagge etwas zurückgegangen ist, weil manche deutsche Rheder Saigon wegen der Scherereien nicht mehr anlaufen lassen. Opium soll sogar mit Arglist an Bord praktiziert worden sein, um die ahnungslosen Kapitäne den avisierten Zollbeamten als Schmuggler hinzustellen, worauf die schwersten Strafzahlungen folgten. Die Beamten verdienten dann ihre Prämie, die Veranstalter und Angeber aber einen hübschen Spitzbubenlohn.

Jedenfalls floriert der Handel nicht so, wie er wohl könnte, nicht annähernd wie in Hongkong, Schanghai oder auch nur in Batavia, und wenn die Franzosen den Fehler im mangelnden Interesse ihrer Kapitalisten, im Mangel

eines Schwimmdocks u. s. w. suchen, so sollten sie ihre Zollvorschriften und deren rigoröse Handhabung nicht vergessen.

Die Lage der Stadt, die den größten Dampfern die Annäherung an die Quais gestattet, ist ja sonst vorzüglich; Dampferverbindungen gibt es nach allen Seiten hin, auch Kabelverbindungen; man hat es nur mit einem beschwerten, nicht mit einem kranken Handelsorganismus zu tun, der einer starken Entwickelung fähig ist und dies wahrscheinlich beweisen wird. Die Wasserverbindungen sind glänzend und wirken vermutlich deshalb verzögernd auf den Bahnbau. Der Eisenbahnbau war noch kaum der Rede wert. Eine kurze Linie verband Saigon mit My Tho am Mekong; eine das ganze Reich durchschneidende, sich seitlich verzweigende Nordbahn bis Tonking ist im Werden. Der Bau von Kleinbahnen, zumal elektrischen, wird jetzt sowohl in Saigon wie in Hanoi lebhaft gefördert. Eine Trambahn verbindet Saigon mit seiner eigentlichen Chinesenstadt Cholon, einem schmutzigen, aber äußerst betriebsamen Ort, der von ca. 90 000 Chinesen bewohnt wird; bis dorthin nur gehen Dschunken, die in reichster Zahl den Kanal bedecken. Der in Cholon gemachte Umsatz soll ganz bedeutend sein; wie die Saigon-Kaufleute ihre Handelskammer, so haben auch die Chinesen in Cholon eine gemeinsame, einflußreiche Vertretung.

Eine besondere Feindschaft gegen Deutsche habe ich nicht bemerkt; zum Auflodern der chauvinistischen Flamme kommt es aber wie überall, wo Franzosen wohnen, nur auf die Zeitläufte und einen geschickten Bläser an.

Seit 1887 besteht nun dieser Staat Französisch-Indo-China, der aus der ältesten, vorzüglichen, Überschüsse ab-

Straße in Saigon

führenden Kolonie Cochinchina und den sogenannten Protektoraten Cambodscha, Annam und Tonking zusammengesetzt ist, alles wertvolle Länder, die in nicht zu ferner Zeit reichen Gewinn verheißen, wenn sie vorerst auch noch immer erhebliche Verwaltungskosten verursachen. Die Reden über das Tonking-Abenteuer sind vorüber; Frankreich hat doch nicht nur hypnotisiert nach der Vogesen-Grenze gestarrt, sondern in weiser Erkenntnis seiner Zukunftsbedürfnisse fortgesetzt seinen Kolonialbesitz erweitert und wohlverwaltete, einer bedeutenden Zukunft entgegengehende Kolonialreiche in Afrika wie in Asien gegründet. Die Kolonialpolitik Jules Ferrys ist glänzend gerechtfertigt worden! Wir Deutschen haben alle Ursache, die Erfolge dieser weitschauenden französischen Politik nicht zu unterschätzen!

Hiermit sei dieses Buch beschlossen. Saigon verließ ich am 10. August. Der französische Messageriedampfer „Salazie“ brachte mich von dort nach Hongkong, von wo meine Reise wieder anhebt, die ich zuvor in meinem Buche „Von Hongkong nach Moskau“ beschrieb.

Auch dieses zweite Werk sei nun mit dem Wunsche der Öffentlichkeit übergeben, daß es nicht nur unterhalten und manchen vielleicht einige kulturgeschichtliche, geographische und politische Belehrung bringen möge, sondern vor allem auch einen nationalen Zweck erfülle. Nicht das Schmeichelnde und Glänzende dient dem nationalen Nutzen, sondern das Wahre. Das Wahre aber führt zur Erkenntnis der Beziehung der eigenen Nation zu anderen Nationen, es macht gerecht und stark!



Anhang.

Deutschlands Außenhandel im Jahre 1901.

Nach den Veröffentlichungen des Kais. Statistischen Amts.

Heft XVI. Asien außer Britisch-Indien, China, Japan. Nur bei zwei von den hier nachgewiesenen acht Ländergebieten, nämlich bei Niederländisch-Indien und bei den Philippinen, hat der Außenhandel des deutschen Zollgebiets in Ein- und Ausfuhr zusammen einen Wert von über 10 Millionen Mark, bei zwei weiteren — Französisch-Indien und Siam — einen solchen von über 5 Millionen Mark erreicht.

Französisch-Indien. Die Einfuhr von da betrug 5,4 Millionen Mark, die Ausfuhr dahin nur 0,3 Millionen Mark; die Einfuhr hat erheblich zu-, die Ausfuhr dagegen etwas abgenommen. Haupteinfuhrartikel sind Reis, Reisabfälle, Kautschuk und Guttapercha, Hauptausfuhrartikel Eisen- und Tonwaren sowie Maschinen.

Niederländisch-Indien. Eingeführt wurden Waren im Werte von 96,7 Millionen Mark, ausgeführt Waren im Werte von 26,0 Millionen Mark. Die Einfuhr ist gegen das Vorjahr um 13,0 Millionen Mark gestiegen, die Ausfuhr dagegen um 1,3 Millionen Mark gefallen. Die Zunahme des Einfuhrwertes beruht vornehmlich auf der vermehrten Einfuhr des Hauptartikels

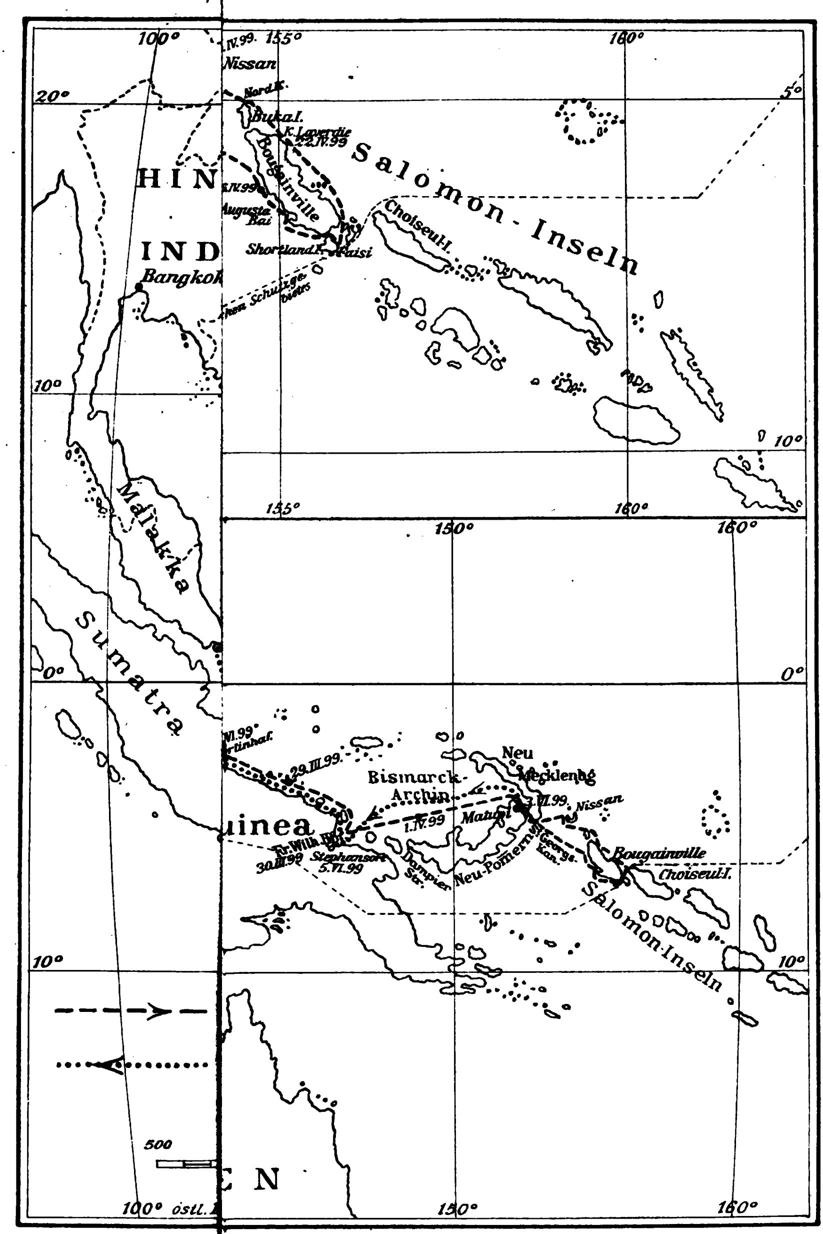
dieses Landes, unbearbeiteten Tabakblättern. Recht ansehnlich war die Einfuhr von rohem Kaffee (Java), rohem Zinn (Banka), Copra und Harz. Die wichtigsten Ausfuhrartikel waren: Eisen und Eisenwaren, Maschinen, Textilwaren, Parfümerien, Porzellanwaren und Zement. Der Rückgang des Ausfuhrwertes ist insbesondere auf das Nachlassen der Ausfuhr von Maschinen zurückzuführen. Zugenommen hat die Ausfuhr von groben Eisenwaren, Geschossen, Parfümerien, Porzellan 2c.

Siam. Einfuhr 6,7 Millionen Mark, Ausfuhr 2,8 Millionen Mark, beide haben zugenommen, erstere bedeutend (+4,6 Millionen Mark), letztere (+0,2 Millionen Mark). Haupteinfuhrartikel: ungeschälter Reis (98,1 v. H. des gesamten Einfuhrwertes), Hauptausfuhrartikel: Erzeugnisse der Eisenindustrie (Eisenbahnmaschinen, Lokomotiven, eiserne Brücken und Brückenbestandteile, Eisenbahnwagen), Textilwaren u. s. w.

Philippinen mit Sulu-Inseln, Guam. Die Einfuhr von da stellte sich auf 3,1 Millionen Mark, die Ausfuhr dahin auf 7,0 Millionen Mark; beide haben zugenommen. Die bedeutendsten Einfuhrartikel waren Manilahanf und Zigarren, die wichtigsten Ausfuhrartikel Eisen- und Zeugwaren, Maschinen, Bilder, Holzwaren, Spielzeug, Papier, musikalische Instrumente.



Karte zu Wilda,



dieses Landes, unbearbeiteten Tabakblättern. Recht ansehnlich war die Einfuhr von rohem Kaffee (Java), rohem Zinn (Banka), Copra und Harz. Die wichtigsten Ausfuhrartikel waren: Eisen und Eisenwaren, Maschinen, Textilwaren, Parfümerien, Porzellanwaren und Zement. Der Rückgang des Ausfuhrwertes ist insbesondere auf das Nachlassen der Ausfuhr von Maschinen zurückzuführen. Zugenommen hat die Ausfuhr von groben Eisenwaren, Geschossen, Parfümerien, Porzellan ꝛc.

Siam. Einfuhr 6,7 Millionen Mark, Ausfuhr 2,8 Millionen Mark, beide haben zugenommen, erstere bedeutend (+ 4,6 Millionen Mark), letztere (+ 0,2 Millionen Mark). Haupteinfuhrartikel: ungeschälter Reis (98,1 v. H. des gesamten Einfuhrwertes), Hauptausfuhrartikel: Erzeugnisse der Eisenindustrie (Eisenbahnmaschinen, Lokomotiven, eiserne Brücken und Brückenbestandteile, Eisenbahnwagen), Textilwaren u. s. w.

Philippinen mit Sulu-Inseln, Guam. Die Einfuhr von da stellte sich auf 3,1 Millionen Mark, die Ausfuhr dahin auf 7,0 Millionen Mark; beide haben zugenommen. Die bedeutendsten Einfuhrartikel waren Manilahanf und Zigarren, die wichtigsten Ausfuhrartikel Eisen- und Zeugwaren, Maschinen, Bilder, Holzwaren, Spielzeug, Papier, musikalische Instrumente.



Karte zu **Wilda,**

